Opp.
190 m (3

F

F

<36602323920011

<36602323920011

Bayer. Staatsbibliothek

Anzeige.

Eine Reise, welche der Uebersetzer dieser deutschen Ausgabe der

sämmtlichen Werke des Niccolo Machiavelli

in 8 Bänden nach Paris unternommen hat, um Alles, was sich in den dortigen Bibliotheken über Machiavelli und seine Werke befindet, bei seiner Bearbeitung zu benützen, hat die Erscheinung des zweiten Bandes verzögert, und die frühere Vollendung dieses dritten Bandes veranlaßt. Der Druck des zweiten Bandes schreitet nun aber ununterbrochen fort und es wird dieser Band im März d. J. ausgegeben; auch werdem demselben die übrigen Bände regelmäßig folgen.

Die günstigen Beurtheilungen, welche bis jetzt über den ersten Band dieses Unternehmens in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, in Pölitz Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst und in den Heidelberger Jahrbüchern erschienen sind, haben mich bestimmt, den Subscriptionspreis für die sämmtlichen Werke bis zur Ostermesse d. J. fortbestehn zu lassen. Derselbe beträgt fl. 14. 24 kr. oder Thlr 8 sächs., und ist bei Empfang eines Bandes mit fl. 1. 48 kr. oder Thlr. 1 zu berichtigen.

Einzelne Bände werden nur im Ladenpreis abgegeben, welcher fl. 3— oder Thlr. 1. 16 gr. bis fl. 3. 36 kr. oder Thlr. 2 für den Band beträgt, und der Inhalt derselben so wie die sämmtlichen Subscriptionsbedingungen befinden sich auf dem Umschlag des ersten Bandes.

Karlsruhe im Februar 1833.

Ch. Th. Groos.

Niccolo Machiavelli's

Sämmtliche Werke.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Joh. Ziegler.

Dritter Band.

Karlsruhe, 1833.
Druck und Verlag von Christian Theodor Groos.

Die

Kriegskunst

in sieben Büchern

nebst den

kleinen militairischen Schriften

des

Niccolo Machiavelli.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Joh. Ziegler.

Als Anhang

Auszüge aus Quellenschriftstellern zur Darstellung des Standes der Kriegskunst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit eilf Plänen.

Karlsruhe, 1833.

Druck und Verlag von Christian Theodor Groos.

Wst 162 | 43

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Vorrede Machiavellis 1
Erstes Buch 4
Zweites Buch 38
Drittes Buch 75
Viertes Buch 101
Fünftes Buch 118
Sechstes Buch 137
Siebentes Buch 165
Niccolo Machiavelli dem Leser 193

Zwei Ordnungen, um eine Nationalbewaffnung in der florentinischen Republik einzuführen.

Erste Ordnung. Für das Fußvolk 199
Zweite Ordnung. Für die Reiterei 216
Bericht, erstattet über eine Besichtigung der Einfassung von Florenz, zum Zwecke der Befestigung der Stadt, 1526 226

Briefe:

An den Gesandten der Republik am römischen Hofe, die Befestigung von Florenz betreffend 234
An den General Guicciardini, die Befestigung von Florenz betreffend 235

Anhang. Bruchstücke aus Quellenschriftstellern, zur Darstellung des Standes der Kriegskunst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Schlacht bei Poitiers 1356 245
Das erste stehende Heer 261

Seite

Kriegswesen in Frankreich während der Regierung Ludwigs XI. Schlacht bei Montlhery 1464 266
Der Rosenstock der Kriege 286
Ausbildung des stehenden Heeres. Schweizer Soldtruppen 300
Die Schweizer und Karl der Kühne 306
Schlacht bei Nancy am 5. Januar 1477 307
Kriegszug Karls VIII. nach Italien im Jahr 1494 311
Die Pulverminen Pietro Navarras 317
Kriegszug Ludwigs des XII. nach Italien 1507 318
Belagerung von Padua durch Kaiser Maximilian I. im Jahr 1509 321
Ereignisse seit der Belagerung von Padua bis zur Schlacht von Ravenna 333
Schlacht von Ravenna im Jahr 1512 336
Schlacht bei Novara 353

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An

Lorenzo Strozzi.

Es haben Viele die Meinung gehegt, und Viele hegen die Meinung, Lorenzo, daß nichts weniger verträglich sei, ja, daß es nichts Widersprechenderes gebe, als Bürger- und Soldatenleben. Man sieht daher häufig, wenn Jemand in der Bahn der Waffen sein Glück versuchen will, daß er plötzlich nicht nur seine Kleidung ändert, sondern sich auch in Sitten und Gewohnheiten, in Sprache und Benehmen von den Gebräuchen des gewöhnlichen Lebens entfernt. Wer zu jeder Gewaltthätigkeit geschickt und bereit seyn will, glaubt kein bürgerliches Kleid tragen zu dürfen. Bürgerliche Sitten und Gebräuche kann er nicht befolgen, da er diese Sitten für weibisch, diese Gebräuche für seinem Handwerk zuwider hält. Das gewöhnliche Benehmen und die gewöhnliche Sprache beizubehalten, scheint ihm nicht gut, der durch einen Schnurrbart und durch Flüche die andern Leute in Furcht jagen will. Es ist deßhalb freilich in unsern Tagen jene Meinung sehr richtig.

Betrachtet man hingegen die Einrichtungen des Alterthums, so findet man nirgends mehr Eintracht, Uebereinstimmung, und größere, auf die Nothwendigkeit gegründete gegenseitige Liebe, als zwischen Bürgern und Kriegern. Diese Nothwendigkeit liegt darin, daß allen Ständen, in die ein Staat zum Wohle des Ganzen eingetheilt ist, alle Einrichtungen nichts nützen, die gemacht werden, auf daß man in der Furcht Gottes und der Gesetze lebe, wenn nicht für ihre Vertheidigung gesorgt ist, welche, wohl geordnet, sogar Staaten erhält, die nicht wohl geordnet sind. Die

beste Verfassung hingegen geht ohne den Schutz der Waffen gerade so zu Grunde, wie die prächtigen Säle eines königlichen Pallastes, wenn sie, obgleich mit Gold und Edelsteinen geschmückt, kein Dach hätten, das sie vor dem Regen schützte.

Wenn man früher in Republiken und Monarchien alle Sorgfalt anwandte, die Menschen aus jedem Stande treu, friedfertig und gottesfürchtig zu erhalten, so verdoppelte man diese Sorgfalt beim Kriegerstand. Von wem soll auch das Vaterland größere Treue verlangen, als von dem, der in seinem Dienste zu sterben versprechen muß? Wer soll friedliebender seyn, als der, welcher allein vom Kriege verletzt werden kann? Wer soll mehr von Gottesfurcht durchdrungen seyn, als der, welcher täglich unzähligen Gefahren ausgesetzt, ohne Unterlaß Gottes Beistand bedarf?

Diese Nothwendigkeit, wohl gefühlt von den Gesetzgebern der Staaten sowohl, als von den Häuptern der Kriegsheere, bewirkte, daß der Lebenswandel der Soldaten von den übrigen Bürgern gelobt und mit allem Eifer befolgt und nachgeahmt wurde.

Da hingegen jetzt die Heere völlig verdorben und ganz dem entgegengesetzt sind, was sie im Alterthum waren, so entstanden jene traurigen Meinungen, die den Kriegerstand verhaßt machen und Ursache sind, daß man den Umgang seiner Mitglieder meidet.

Aus allem jedoch, was ich gesehen und gelesen habe, schließe ich, daß es nicht unmöglich ist, diesen Stand zu seinen alten Grundsätzen zurück zu führen und ihm einige Form seiner früheren Vortrefflichkeit wieder zu geben.

Um daher diese meine geschäftslose Zeit nicht ohne eine Arbeit zuzubringen, entschloß ich mich, zur Unterhaltung der Verehrer der alten Großthaten, meine Ansichten über die Kriegskunst niederzuschreiben. Mag es gleich eine gewagte Sache seyn, eine Kunst abzuhandeln, die man nicht ausgeübt hat, so glaube ich doch nicht, daß es ein Unrecht ist, mit Worten einen Rang einzunehmen, den Viele mit größerer Anmaßung in der Wirklichkeit einnehmen. Die Fehler, die ich vielleicht schreibend gemacht habe, lassen sich ohne Jemands Schaden verbessern, während

die Fehler, welche jene handelnd machen, nur aus dem Untergang der Reiche erkannt werden können.

An Euch ist es jetzt, Lorenzo, den Werth meiner Anstrengungen zu untersuchen, und durch Euer Urtheil den Tadel oder das Lob zu bestimmen, das sie Euch zu verdienen scheinen. Ich sende sie Euch, um Euch meine Dankbarkeit zu bezeigen, obgleich das, was ich vermag, sich den Wohlthaten nicht gleichstellt, die ich von Euch empfangen habe. Ich sende sie Euch, weil es herkömmlich ist, solche Schriften Männern zu widmen, die durch Adel, Reichthum, Talente und Freigebigkeit hervorstrahlen, und weil ich weiß, daß Euch an Reichthum und Adel nicht Viele, an Talenten Wenige, und an Freigebigkeit Keiner gleich kömmt.

Erstes Buch.

Ueberzeugt, daß man einen Mann nach seinem Tode loben darf ohne Vorwürfe zu verdienen, weil uns kein Beweggrund mehr der Schmeichelei verdächtig machen kann, nehme ich keinen Anstand, unsern Cosimo Rucellai zu loben, dessen Namen ich mir nie ohne Thränen ins Gedächtniß rufe, da ich in ihm alle Eigenschaften kennen gelernt hatte, welche der Freund vom Freunde, das Vaterland vom Bürger verlangen kann. Ich weiß nichts was er besaß, selbst das Leben nicht ausgenommen, das er nicht willig für seine Freunde hingegeben hätte; und ich weiß kein Unternehmen, vor dem er zurückgeschreckt wäre, wenn es das Wohl seines Vaterlandes betroffen hätte. Ich gestehe offen, daß ich unter den vielen Männern, die ich kannte und mit denen ich umging, keinen fand, der mehr für alles Große und Schöne glühte. Bei seinem Tode klagte er einzig seinen Freunden, nur dafür geboren zu seyn, um in der Blüthe seiner Jahre in seinem Bette ungeehrt sterben zu müssen, ohne daß er nach seinen Wünschen habe nützlich seyn können; denn er wußte, daß man nichts anderes von ihm rühmen konnte, als daß ein treuer Freund gestorben sei. Wenn aber gleich keine Handlungen zu Tage liegen, so kann doch ich und mancher Andere, der ihn, wie ich, gekannt hat, von seinen lobenswerthen Eigenschaften Zeugniß geben. Auch war ihm das Glück nicht so feindlich, daß er nicht einige kurze Denkmale der Feinheit seines Geistes hinterlassen hätte, wie einige Schriften und Liebesgedichte beweisen, worin er sich, obgleich nicht verliebt, doch gerne übte, um die Zeit seiner Jugend nicht unnütz zuzubringen, bis ihn das Schicksal auf erhabenere Gedanken führen würde. Diese Werke

zeigen deutlich, wie glücklich er seine Gefühle hätte ausdrücken können, und wie berühmt er durch die Dichtkunst geworden wäre, wenn er sich ihr gewidmet haben würde.

Vom Schicksal eines so theuern Freundes beraubt, finde ich nur darin Trost, daß ich mich so viel wie möglich seines Andenkens erfreue, und wieder hervorrufe, was er theils treffend gesagt, theils weise erörtert hat. Da nun hiervon eine Unterhaltung in seinen Gärten mit Fabrizio Colonna das neuste ist, wobei dieser berühmte Krieger, durch Cosimos bald tiefe bald feine Fragen angeregt, ausführlich die Kriegskunst abhandelte, so will ich diese Unterhaltung, der ich mit mehreren unserer gemeinschaftlichen Freunde beiwohnte, dem Andenken aufbewahren, damit sowohl im Herzen der dabei anwesenden Freunde Cosimos die Erinnerung an alle seine Tugenden wieder erweckt werde, als auch damit die andern bereuen, nicht da gewesen zu seyn, und damit sie eine Menge für das Kriegs- und Bürgerleben nützliche und von einem so vorzüglichen Manne weise erörterte Dinge lernen mögen.

Fabrizio Colonna wollte bei seiner Rückreise aus der Lombardei, wo er lange mit großen Ruhme für den katholischen König gefochten hatte, in Florenz, wo er durchkam, einige Tage ausruhen, um dem Herzog von Urbino seine Aufwartung zu machen, und einige seiner früheren Bekannten wieder zu sehen. Cosimo hielt es für schicklich, ihn in seine Gärten einzuladen, weniger um seine Prachtliebe zu zeigen, als um sich lange mit ihm unterhalten zu können, und eine Menge Dinge zu lernen, wie man sie von einem solchen Manne erwarten konnte. Er hoffte, ihn so den Tag über von den Gegenständen sprechen zu hören, welche seinen Geist besonders anzogen. Fabrizio nahm die Einladung an, und wurde von Cosimo und einigen seiner liebsten Freunde, worunter Zanobi Buondelmonti, Battista della Palla und Luigi Alamanni, empfangen; lauter junge Männer, die er liebte, und die sich mit dem größten Eifer denselben Studien widmeten. Ich sage nichts von ihren guten Eigenschaften; die Proben, welche sie hievon jeden Tag, ja jede Stunde ablegen, loben sie hinreichend.

Fabrizio würde also nach Zeit und Ort mit den ausgezeichnetsten

Ehrenbezeigungen empfangen. Als man den Freuden des Mahls ein Ziel gesetzt, die Tafel abtragen lassen, und alle jene Ergötzlichkeiten genossen hatte, denen große Männer, deren Geist ruhmvollen Gedanken zugewendet ist, nur wenige Augenblicke gewähren, so glaubte Cosimo, da die Nacht noch fern und die Hitze drückend war, am besten seine Wünsche zu erreichen, wenn man sich, unter dem Vorwand, der Hitze des Tages zu entfliehen, unter den geheimsten und dichtesten Schatten seiner Gärten versammeln würde. Hier ließen sich Einige aufs Gras nieder, das hier immer die größte Frische behält, die Andern setzten sich auf Stühle, welche man in den Schatten sehr hoher Bäume gestellt hatte. Fabrizio konnte sich nicht enthalten, die Reize dieses schönen Ortes zu loben, und indem er die umstehenden Bäume mit Aufmerksamkeit betrachtete, fand er einige, die er nur schwer erkennen konnte. Cosimo bemerkte dies und sagte: „Ein Theil dieser Bäume ist Euch vielleicht unbekannt. Ihr müßt Euch darüber nicht wundern, denn die meisten verdanken ihre Berühmtheit mehr den Alten, als dem Gebrauch, den man heute davon macht.“ Er nannte ihm hierauf ihre Namen, und erzählte, wie sich sein Großvater, Bernardo, vorzüglich mit dieser Art von Baumzucht beschäftigt habe. „Ich dachte gleich, daß dem so seyn müsse,“ antwortete Fabrizio. „Dieser schöne Ort, und dieser Geschmack eures Großvaters erweckte das Andenken an einige Fürsten des Königsreichs Neapel in meinem Gedächtniß, die sich gleichfalls an der Zucht und dem Schatten dieser Bäume der Alten ergözten.“— Hier schwieg er und blieb einige Zeit unschlüssig, dann fuhr er fort: „Wenn ich Euch nicht zu verletzen glaubte, so würde ich meine Meinung darüber aussprechen. Doch was sollt ich fürchten? Ich spreche ja mit Freunden, und zwar um die Dinge zu erörtern nicht um sie herabzusetzen. Ach wie viel besser hätten jene gethan (doch es fühle sich Niemand betroffen) wenn sie versucht hätten den Alten in Kraft und Geistesstärke statt in Luxus und Weichlichkeit gleichzukommen, und sie in dem, was sie im Offnen thaten nachzuahmen, nicht darin, was sie im Schatten verbargen; wenn sie die Sitten des wahren und vollkommenen Alterthums angenommen hätten, und nicht die des falschen und verderbten! Denn von dem Augenblick an, wo meine Römer ihren

Sinn dahin wandten, gerieth mein Vaterland in Verfall.“ Cosimo antwortete (doch um das Lästige des zu häufigen Wiederholens der Worte, er sagte, er antwortete, zu vermeiden, werde ich von nun an die Namen der Sprechenden ohne weiteren Zusatz anführen). Es sagte also

Cosimo Rucellai.

Ihr beginnt eine Unterhaltung, die ich schon lange wünschte. Ich bitte, sprecht ohne Rücksicht, ich werde ohne Rücksicht fragen und wenn ich in meinen Fragen oder Antworten Jemand entschuldige oder anklage, so geschieht es nicht, um zu entschuldigen oder anzuklagen, sondern allein, um von Euch die Wahrheit zu hören.

Fabrizio Colonna.

Es wird mir ein großes Vergnügen seyn, Euch auf die Fragen, die Ihr an mich richtet, alles, was ich darüber weiß, zu antworten. Es ist dann an Euch, zu beurtheilen, ob es wahr ist oder nicht. Eure Fragen werden mir angenehm seyn; ich werde darin eben so viel Belehrung finden, als Ihr aus meinen Antworten schöpfen könnt. Denn wer geschickt fragt, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf viele Dinge und läßt uns viele andere entdecken, worauf der Gefragte vielleicht niemals von selbst gekommen wäre.

Cosimo Rucellai.

Ich will auf Eure Worte zurückkommen, daß mein Großvater und Eure Ahnen weiser gehandelt hätten, die Geistesstärke der Alten nachzuahmen als ihre Weichlichkeit. Ich will die Sache meines Großvaters zu vertheidigen suchen; die Sorge, Eure Ahnen zu vertheidigen, möget Ihr behalten. Ich glaube nicht, daß es zu den Zeiten meines Großvaters einen Mann gab, der die Weichlichkeit mehr verabscheut, und mehr für diese Rauheit der Lebensart gewesen wäre, die Ihr lobtet. Doch mußte er sich bald überzeugen, daß weder er selbst noch seine Kinder sie in einem so verderbten Jahrhundert annehmen konnten, wo Jeder, der sich von der allgemeinen Sitte zu entfernen versuchen würde, dem Tadel und der Verachtung Aller ausgesetzt wäre. Wirklich würde man den für einen Narren halten, der sich, wie Diogenes, während des Sommers, wenn die Sonne am höchsten steht, nackt auf dem Sande herumwälzen wollte, oder der es während der stärksten

Winterkälte im Schnee thun würde. Wenn Jemand, nach dem Beispiel der Spartaner, seine Kinder auf dem Lande erziehen, sie im Freien schlafen, mit bloßen Kopf und Füßen gehen, sie in Eiswasser baden ließe, um sie gegen Schmerz abzuhärten, und damit sie weniger Liebe zum Leben und weniger Furcht vor dem Tode hätten, würde man ihn lächerlich machen, man würde ihn eher für ein wildes Thier als für einen Menschen halten. — Wenn man Jemand sich nur von Gemüse nähren und das Gold verachten sähe, gleich Fabrizius, so würden ihn Einige loben und Keiner ihm folgen. So entsagte denn mein Großvater, durch die Sitten unserer Tage abgeschreckt, den Alten und begnügte sich, sie in Dingen nachzuahmen, wodurch er die Aufmerksamkeit nicht auf sich zog.

Fabrizio Colonna.

Ihr habt ihn in diesem Punkt auf das Beste entschuldigt, und wahr ist was Ihr sagt; allein, ich spreche weniger von dieser rauhen Lebensart als von humaneren und unseren jetzigen Sitten näher liegenden Gebräuchen, welche ein Mann, der zu den Ersten einer Stadt gehört, wohl einführen kann. Meine Römer dienen mir immer zum Muster. Wenn man ihre Verfassung und die Ordnung ihres Gemeinwesens untersucht, so lassen sich eine Menge Gebräuche finden, die in einem Staat, wo noch ein Rest vom Guten übrig ist, einzuführen nicht unmöglich wäre.

Cosimo Rucellai.

Welches sind wohl die Gebräuche des Alterthums, die Ihr wieder einführen möchtet?

Fabrizio Colonna.

Die Tugend ehren und belohnen, die Armuth nicht verachten, die Regeln und Vorschriften der Kriegszucht achten, die Bürger zwingen, sich wechselseitig zu lieben, ohne Partheiungen zu leben, und weniger Werth auf ihren Privatvortheil als auf das öffentliche Wohl zu legen; und die Ausübung noch mehrerer solcher Grundsätze, welche sich ganz leicht mit unserer Zeit vereinigen lassen. Diese Grundsätze lassen sich ohne Mühe einflößen, wenn man es wohl überlegt, und die gehörigen Mittel anwendet, denn

aus ihnen leuchtet so sehr die Wahrheit, daß sie für die beschränktesten Geister faßlich sind. Wer dieses Ziel erreicht, pflanzt Bäume, unter deren Schatten man glücklicher und freudiger verweilt, als unter diesen.

Cosimo Rucellai.

Ich will hierauf nicht antworten, und überlasse über diese Punkte meinen Freunden die Entscheidung, die wohl im Stande sind hierüber zu urtheilen. Nun kehre ich mich aber gegen Euch, den Ankläger derer, welche die Alten in den ernstesten und wichtigsten Geschäften des Lebens nicht nachahmen. Ich glaube so am sichersten zum Ziel zu kommen, und so möchte ich denn von Euch erfahren, warum Ihr auf der einen Seite die verdammt, welche in ihren Handlungen die Alten nicht nachahmen, während ich auf der andern Seite nicht sehe, daß Ihr in der Kriegskunst, die Ihr immer ausgeübt, und worin Ihr so großen Ruf erworben, einen Gebrauch des Alterthums oder nur irgend etwas eingeführt habt das eine Aehnlichkeit damit hätte.

Fabrizio Colonna.

Hier habe ich Euch erwartet, denn meine Worte verdienten keine andere Frage, und ich wünschte auch keine andere. Zwar könnte ich leicht eine Entschuldigung finden; allein da uns die Jahrszeit Muße gönnt, so will ich mich, zu Eurer und meiner Befriedigung, in eine ausgedehntere Erörterung einlassen.

Der Mann, welcher eine Unternehmung im Sinne hat, muß sich zuerst sorgfältig darauf vorbereiten, damit er bei günstiger Gelegenheit bereit ist, seinen Plan auszuführen. Wer sich aber mit Vorsicht vorbereitet, macht sein Vorhaben nicht bekannt; man kann ihn daher nicht der Nachlässigkeit beschuldigen, ehe die Gelegenheit gekommen ist. Handelt er dann nicht, so zeigt er, daß er nicht hinreichend vorbereitet ist, oder daß er gar nicht daran gedacht hat. Da mir nun nie die Gelegenheit wurde, zu zeigen, wie ich mich vorbereitet habe, um die Heere zur Kriegszucht der Alten zurück zu führen, so dürft weder Ihr noch irgend Jemand mir Schuld geben, wenn ich es nicht gethan habe. Diese Rechtfertigung wird Eurem Vorwurf hinreichend begegnen.

Cosimo Rucellai.

Wenn ich gewiß wüßte, daß sich Euch nie die Gelegenheit darbot, wäre sie allerdings hinreichend.

Fabrizio Colonna.

Ich sehe wohl, daß Ihr zweifeln könnt, ob diese Gelegenheit gekommen ist oder nicht. Ich will Euch daher, wenn Ihr geduldig zuhören wollt, ausführlich die Vorbereitungen erklären, die man vor dem Handeln treffen muß. Ferner will ich Euch zeigen, welches die abzuwartende Gelegenheit ist, welche Art von Schwierigkeiten alle Vorbereitungen unnütz macht und die Gelegenheit am Entstehen hindert, und wie das Unternehmen selbst zu gleicher Zeit auf das schwerste und auf das leichteste auszuführen ist, obgleich dies ein Widerspruch scheint.

Cosimo Rucellai.

Ihr könnt mir und meinen Freunden kein größeres Vergnügen machen, und wenn Ihr nicht müde werdet, zu uns zu sprechen, so werden wir es niemals werden, Euch zuzuhören. Da aber diese Unterhaltung nothwendig lange dauern muß, so will ich, mit Eurer Erlaubniß, meiner Freunde Beistand in Anspruch nehmen. Wir bitten Euch, nicht ungeduldig zu werden, wenn wir Euch manchmal durch eine zudringliche Frage unterbrechen.

Fabrizio Colonna.

Ich bin es recht sehr zufrieden, Cosimo, daß Ihr und diese andern Jünglinge Fragen an mich richtet; denn ich glaube, daß Euch die Jugend zu größern Freunden des Kriegswesens und geneigter macht, zu glauben, was ich sagen werde. Die Männer, denen das Alter die Häupter gebleicht und das Blut zu Eis erstarrt hat, pflegen theils Feinde des Krieges, theils in ihren Irrthümern unverbesserlich zu seyn. Sie glauben, die Zeiten, nicht die schlechten Einrichtungen, zwängen die Menschen, so zu leben, wie sie leben. Fragt mich also alle ohne Scheu und Rückhalt; ich wünsche es, sowohl um einige Augenblicke ausruhen zu können, als auch, um das Vergnügen zu haben, in Euerm Geiste keine Zweifel zurück zu lassen.

Ich will mit Euren Worten anfangen: daß ich im Kriege, meinem Handwerk, keinen Gebrauch der Alten angewendet hätte. Ich

erwidere hierauf, da der Krieg ein Handwerk ist, wodurch sich die Menschen nicht jederzeit auf ehrbare Weise ernähren können, so kann nur eine Republik oder ein Königreich den Krieg als Handwerk führen. In beiden Regierungsformen, wenn sie gut eingerichtet sind, wird nie geduldet, daß ein Bürger oder Unterthan ein Handwerk aus dem Kriege macht, noch treibt ihn jemals ein rechtlicher Mann als sein eigentliches Handwerk. Denn nie wird man denjenigen für einen rechtlichen Mann halten, der ein Handwerk ergreift, worin er, wenn es ihm zu jeder Zeit Vortheil bringen soll, räuberisch, betrügerisch, gewaltthätig seyn, und viele Eigenschaften haben muß, die ihn nothwendig nicht rechtlich machen. In der That können die, welche aus dem Krieg ein Handwerk machen, die Größten wie die Kleinsten, nicht wohl anders seyn, weil sie ihr Handwerk nicht im Frieden ernährt. Sie sind entweder genöthigt zu denken, es werde nie Friede geben, oder sie müssen die Kriegszeit so benutzen, daß sie im Frieden leben können. Beide Gedanken müssen aber dem rechtlichen Manne fremd seyn, denn aus dem Verlangen nach Lebensunterhalt für alle Zeit, entstehen Diebstähle, Gewaltthaten, Meuchelmord, die solche Soldaten an Freund und Feind verüben. Aus dem Widerwillen gegen den Frieden entstehen die Kunstgriffe, welche die Führer bei denen, die sie im Solde haben, anwenden, um den Krieg-fortdauern zu machen. Wird aber doch Friede geschlossen, so versammeln häufig diese Führer, ihren Sold und das ungebundene Leben entbehrend, eine Bande Abenteurer und plündern schonungslos ein Land.

Unter den Ereignissen Eurer Geschichte wird Euch wohl noch erinnerlich seyn, daß zu Ende der Kriege eine große Anzahl ohne Sold gebliebener Soldaten ihre zerstreuten Banden unter dem Namen Compagnie vereinigten, und Italien durchzogen, die Städte brandschatzend, das Land ausplündernd, ohne daß etwas ihren Zerstörungen ein Ziel setzen konnte. Habt Ihr nicht gelesen, daß die karthaginensischen Söldner, nach dem ersten punischen Krieg, sich empörten, und aufrührerisch Mathon und Spendius zu Anführern wählten, und daß sie gegen ihre Mitbürger einen Krieg führten, gefährlicher als der so eben mit den Römern beendigte? So täuschte zu unser Väter Zeit Franz Sforza, um auf

ehrenvolle Weise während des Friedens leben zu können, die Mailänder, die ihn in ihrem Solde hatten, nicht allein, sondern er raubte ihnen die Freiheit und machte sich zu ihrem Fürsten. Wie er, waren alle andern italienischen Soldaten, welche den Krieg zu ihrem einzigen Handwerk gemacht haben; und wenn sie durch ihre Treulosigkeit nicht alle zu Herzogen von Mailand geworden sind, so verdienen sie nur um so mehr Tadel, weil sie keine eben so großen Vortheile aus einem eben so verbrecherischen Leben zu ziehen wußten. Sforza, der Vater Francescos, zwang die Königin Johanna, sich in die Arme des Königs von Arragonien zu werfen, nachdem er sie gänzlich vertheidigungslos mitten unter ihren Feinden gelassen hatte; alles nur um das Verlangen, welches ihn verzehrte, zu befriedigen, entweder Schätze von ihr zu erpressen, oder ihr ihr Königreich zu rauben. Braccio zeigte dieselbe Treulosigkeit, um Herr von Neapel zu werden; und es wäre ihm geglückt, hätte er nicht unter den Mauern von Aquila den Tod gefunden.

Solche Unordnungen konnten nur daher kommen, daß sie den Soldatenstand als ihr eigenes Handwerk ausübten. Gibt es nicht zur Bestätigung meines Satzes ein Sprichwort, welches heißt: „der Krieg macht die Diebe, der Friede henkt sie?“ Leute, welche in keinem andern Stand leben können, und Niemand finden, der sie unterstützt, oder nicht Muth und Talent genug haben, daß sie sich zu ehrenvoller Ausführung eines unrechtmäßigen Unternehmens zu vereinigen verstehen, sind auch wirklich durch die Noth gezwungen die Schranken der bürgerlichen Gesellschaft zu brechen, und die Gerechtigkeit muß sie wegräumen.

Cösimo Rucellai.

Ihr habt mir den Soldatenstand fast zu Nichts herabgesetzt, und ich hatte ihn doch für den schönsten und ehrenvollsten gehalten, dem man sich widmen könne. Wenn Ihr mir dies nicht besser erklärt, so bin ich keineswegs befriedigt. Wenn wahr ist, was Ihr saget, woher käme dann der Ruhm des Cäsar, Pompejus, Scipio, Marcellus und so vieler römischen Feldherrn, die die Fama gleich Göttern preist?

Fabrizio Colonna.

Ich bin mit der Entwickelung meines Gedankens noch nicht zu Ende. Er begriff zwei Punkte: der eine, daß ein braver Mann den Soldatenstand nicht zu seinem Handwerk machen kann; der andere, daß eine wohl eingerichtete Republik oder Monarchie nie erlaubt, daß ein Unterthan oder Bürger ein Handwerk daraus mache. Ueber den ersten habe ich alles gesagt, was ich weiß, es bleibt mir der zweite zu entwickeln übrig; hierbei will ich auch Eure letzte Frage beantworten.

Zuerst machten sich Pompejus und Cäsar und fast alle römischen Feldherrn nach dem letzten punischen Krieg mehr durch Tapferkeit als durch Tugend berühmt, während die, welche vor ihnen lebten, den doppelten Ruhm der Tapferkeit und Tugend erwarben. Dieser Unterschied kömmt daher, daß letztere niemals ein Handwerk aus dem Kriege machten, während die, welche ich zuerst nannte, sich dessen als ihres eigenen Handwerkes bedienten. So lange die Republik ihre Sitten-Reinheit aufrecht erhielt, wagte es kein Bürger, selbst der mächtigste nicht, sich während des Friedens auf die Waffen zu stützen, um das Band der Gesetze zu brechen, die Provinzen zu berauben, sich die Gewalt anzumaßen und das Vaterland zu beherrschen. Niemals hatte bisher auch nur ein dunkler Plebejer den Gedanken gefaßt, seine Schwüre zu brechen, sich dem Glücke eines Einzelnen anzuschließen, den Senat nicht zu fürchten, oder eine herrschsüchtige Unternehmung zu begünstigen, um zu allen Zeiten vom Kriegshandwerk leben zu können. Damals beeilten sich die Feldherrn, durch die Ehre des Triumpfs befriedigt, zum häuslichen Leben zurückzukehren. Die Soldaten, ihrer Seits, legten die Waffen mit mehr Vergnügen nieder, als sie sie ergriffen hatten. Jeder kehrte dann zu der Beschäftigung zurück, die er zu seinem Lebensunterhalt erwählt hatte, und nie faßte einer aus ihnen die Hoffnung, sich durch das Kriegshandwerk und die Beute ernähren zu können.

Hiervon ist Attilius Regulus ein großes und merkwürdiges Beispiel. Er befehligte die römischen Heere in Afrika, die Carthaginenser waren, so zu sagen, besiegt, da verlangte er vom Senat die Erlaubniß, zu seinem Heerd zurückkehren zu dürfen, um seine

Felder zu bestellen, welche seine Taglöhner vernachläßigt hatten. Gewiß ist es klarer als der Tag, daß wenn Regulus den Krieg als sein Handwerk und als Mittel, Vermögen zu erwerben, betrachtet hätte, er nicht die Erlaubniß verlangt haben würde, seine Felder zu bestellen, während so viele reiche Provinzen als Beute vor ihm lagen; denn in einem einzigen Tag konnte er mehr gewinnen als alles werth war, was er besaß. Da aber tugendhafte Bürger, die aus dem Krieg kein Handwerk machen, als einzige Frucht des Krieges, Mühen, Gefahren und Ruhm haben wollen, so wünschen sie, wenn sie Ruhm genug erworben haben, zu ihrem Heerd zurück zu kehren, und von ihrem Geschäfte zu leben.

Daß es die Menge und die gemeinen Soldaten auch so hielten, geht daraus hervor, daß Jeder willig vom Kriegsdienst abließ, daß Jeder sich willig zum Dienste einschreiben ließ, und jeder Dienende willig seinen Abschied annahm. Viele Beispiele bekräftigen, was ich sage, besonders wenn man betrachtet, daß eines der ersten Vorrechte, welche Rom seinen Bürgern gab, das war, daß sie nicht gezwungen werden konnten, gegen ihren Willen zu dienen.

So lange Rom seine Verfassung rein erhielt, das heißt, bis zur Zeit der Gracchen, sah man keinen Soldaten diesen Stand als Handwerk ergreifen. Es gab daher nur wenige böse Soldaten, und diese wurden strenge bestraft.

Eine wohl eingerichtete Republik soll also wollen, daß man sich zur Zeit des Friedens nur zum Kriege übe, daß man — wird der Friede gebrochen — den Krieg als eine Nothwendigkeit und eine Quelle des Ruhms betrachte, und daß der Krieg als Handwerk nur vom Staate getrieben werden darf. So hielt es Rom. Jeder Bürger, der im Kriegshandwerk einen andern Zweck sucht, ist ein schlechter Bürger, und jede Republik, wo es anders ist, hat fehlerhafte Einrichtungen.

Cosimo Rucellai.

Ich bin durch das, was Ihr bis jetzt gesagt habt, zufrieden gestellt, und ich billige besonders den Schluß, den Ihr daraus gezogen habt. Was Ihr in Hinsicht auf die Republiken aufgestellt

habt, halte ich für vollkommen gegründet. Aber ich weiß nicht, ob es sich mit den Königen eben so verhält, ich möchte im Gegentheil wohl glauben, daß ein König wünschen sollte, Männer um sich zu haben, welche den Krieg zu ihrem ausschließlichen Handwerk machen.

Fabrizio Colonna.

Gerade ein wohleingerichtetes Königreich muß sich am meisten vor solchen Gesellen hüten, denn sie sind die Verderber seiner Könige, und die wahren Diener der Tyrannei. Haltet mir nicht die Königreiche unserer Zeit entgegen, denn ich läugne, daß dieß wohleingerichte Königreiche sind. Denn die Königreiche, die gute Einrichtungen haben, gewähren ihrem König allein beim Heere unumschränkte Herrschaft. Nur hier ist ein augenblicklicher Entschluß nöthig, und darum darf die Gewalt nur in einer einzigen Hand seyn. In allem übrigen darf der Fürst nichts ohne Berathung thun, und immer müssen die, welche ihn berathen, fürchten, er möge Jemand in seiner Umgebung haben, der im Frieden den Krieg wünscht, weil er keine andere Nahrungsquelle hat.

Aber ich will Euch noch ein weiteres Feld überlassen, nicht bei einer wohleingerichteten Monarchie stehen bleiben, sondern eine den heute bestehenden ähnliche annehmen, und doch werde ich behaupten, daß die Könige diejenigen fürchten müssen, welche den Krieg zu ihrem Handwerk machen.

Es ist außer Zweifel, daß das Fußvolk der Nerv der Heere ist. Wenn nun ein König seine Kriegsverfassung nicht so einrichtet, daß seine Fußvölker im Frieden gerne zu ihrem Heerd zurückkehren, um von ihrer Arbeit zu leben, so muß er nothwendig zu Grunde gehen. Denn es gibt kein gefährlicheres Fußvolk als das, welches aus Menschen besteht, welche den Krieg nur als Handwerk treiben. Mit ihnen ist man in die Nothwendigkeit versetzt, entweder immer den Frieden hinwegzustoßen, oder sie fortwährend zu bezahlen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie sich zu Herren des Staates machen. Es ist aber unmöglich, immer Krieg zu führen; eben so wenig kann man fortwährend das Heer bezahlen; und so geräth man in Gefahr seine Staaten zu verlieren.

Meine Römer erlaubten, wie ich schon gesagt habe, so lange sie weise und tugendhaft waren, nie, daß ihre Bürger den Krieger-

stand als Handwerk ergriffen, obgleich sie sie hätten fortwährend bezahlen können, da sie fortwährend Krieg hatten. Um sich vor der Gefahr, die aus diesem beständigen Kriegshandwerk hätte entspringen können, zu schützen, so änderten sie, da sich die Zeiten nicht änderten, die Menschen, ersetzten allmählig die ausgedienten Leute, und hatten ihre Dienstzeit so berechnet, daß eine Legion in 15 Jahren gänzlich erneuert war. Durch dieses Mittel standen ihre Soldaten immer in der Blüthe des Alters, das heißt zwischen 18 und 35 Jahren; ein Alter, in dem die Füße, Hände und Augen gleiche Kraft erreicht haben. Man wartete nicht, bis ihre Kräfte abnahmen, ihre Verschlagenheit und Tücke aber wuchs, wie dies später geschah, als die Republik verderbt wurde.

Jetzt erst fingen Augustus und nachher Tiberius, mehr für ihre eigne Gewalt, als für das Wohl des Staats besorgt, an, das römische Volk zu entwaffnen, um es leichter unterjochen zu können, und hielten beständig dieselben Heere an den Grenzen des Reichs. Als ihnen diese Vorsichtsmaßregel noch nicht hinreichend schien, um das Volk und den Senat unter dem Druck zu erhalten, so führten sie ein eignes Heer unter dem Namen Prätorianer ein, welches immer unter den Mauern Roms lagerte, und eine an die Stadt gelehnte Citadelle schien. Da es von nun an den Gliedern dieses Heeres erlaubt war, die Waffen zu ihrem alleinigen Handwerk zu machen, so zeigte sich bald ihr Uebermuth in grellem Lichte. Sie machten sich dem Senat furchtbar, den Kaisern wurden sie gefährlich. Bald ermordeten sie in ihrer frechen Zügellosigkeit ihre Herren, gaben und entrissen die Krone nach ihren Launen, und bald sah man mehrere Kaiser zugleich von verschiedenen Heeren ernannt. Daraus folgte zuerst die Theilung, und endlich der gänzliche Untergang des Reichs.

Der König, der also in Sicherheit leben will, muß sein Fußvolk aus Leuten zusammensetzen, die, wenn die Zeit Krieg zu führen gekommen ist, sich aus Liebe zu ihm willig einstellen, die aber, wenn der Friede kömmt noch lieber zu ihrem Heerde zurückkehren. Er wird dies immer erreichen, wenn er Leute wählt, die sich von einem andern Handwerk, als dem des Krieges zu ernähren wissen. Sobald es Friede ist, muß er verlangen, daß die Fürsten heimkehren,

um ihre Vasallen zu regieren, die Edelleute, um von neuem ihre Güter zu bebauen, die gemeinen Soldaten, um ihr gewöhnliches Gewerbe auszuüben. Jeder von ihnen soll gerne in den Krieg ziehen, um den Frieden zu erkämpfen, aber niemals den Frieden zu stören suchen, damit es Krieg gebe.

Cosimo Rucellai.

Eure Ansichten scheinen mir gut. Da sie jedoch dem, was ich bis jetzt geglaubt habe, gänzlich entgegengesetzt sind, so bleiben mir im Geiste noch einige Zweifel. Ich sehe eine große Anzahl Herren und Edelleute, denen im Frieden der Krieg zur Hülfsquelle wird, wie Ihr und Eures gleichen, die in den Sold der Fürsten und Republiken treten. Ich sehe auch, daß fast alle Gendarmen ihren Gehalt behalten, und ein großer Theil der Fußknechte wird zur Bewachung der Städte und Castelle gebraucht; so daß, meiner Meinung nach, selbst in Friedenszeit für Jedermann Platz ist.

Fabrizio Colonna.

Ich denke doch nicht, daß Ihr davon überzeugt seid, selbst in Friedenszeit könne Jeder durch dieses Handwerk seinen Unterhalt verdienen. Selbst angenommen, man könnte keinen andern Beweis für das Gegentheil finden, so würde zur Widerlegung hinreichen, daß nur eine wenig zahlreiche Besatzung in den von Euch angeführten Plätzen nöthig ist. Welches Verhältniß ist zwischen dem im Krieg nöthigen Fußvolk, und dem, dessen man im Frieden bedarf? Fürwahr, wenn es schon im Frieden nothwendig ist, die Städte und Castelle zu bewachen, muß dann die Besatzung nicht im Kriege verdoppelt werden? Hierzu muß man die Feldtruppen, und zwar immer in beträchtlicherer Anzahl rechnen, welche, sobald es Friede wird, ganz aufhören. Was die Wachen der Staaten, obgleich gering an Zahl, betrifft, so dient der Pabst Julius II. und eure Republik zum Beweis, wie furchtbar diejenigen sind, die nur den Krieg zum Gewerbe wollen. Ihr habt ihnen auch deßwegen, und wegen ihres Uebermuthes, die Sorge für eure Sicherheit abgenommen, und habt die Schweizer an ihre Stelle gesetzt, die, im Gehorsam vor den Gesetzen geboren und aufgezogen, noch überdieß durch eine regelmäßige Wahl von ihren Gemeinden ausgesucht werden. Sagt also nicht mehr, es sei selbst in Friedenszeit für Jedermann Platz

Was die Gendarmen betrifft, so scheint eine Antwort auf Euren Einwurf schwieriger, weil sie ihren Sold auch noch behalten wenn der Krieg aufgehört hat. Nichts desto weniger wird mit einiger Aufmerksamkeit die Antwort leicht zu finden seyn, denn dieser Gebrauch, die Gendarmen stehend zu erhalten, ist ein verderbter und schlechter Gebrauch. Dieß sind die Männer, welche aus dem Krieg ihr Handwerk machen; sie würden jeden Tag bei den Staaten, wo sie sind, tausend Unordnungen hervorbingen, wenn sie hinreichend zahlreiche Soldaten hätten. Da aber die Anzahl Untergebene nur klein ist, und sie nicht für sich allein ein Heer bilden können, so können sie nicht so oft schweren Schaden zufügen. Doch ist letzteres immer noch zu oft der Fall gewesen, wovon Franzesco Sforza, sein Vater, und Braccio von Perugia, wie ich Euch erzählt habe, Beweise sind. Ich billige daher den Gebrauch, die Gendarmen stehend zu erhalten, durchaus nicht; er ist fehlerhaft und kann großes Uebel erzeugen.

Cosimo Rucellai.

Würdet Ihr keine in Sold nehmen? Oder im Fall Ihr Gendarmen hieltet, wie würdet Ihr sie halten?

Fabrizio Colonna.

Auf dem Weg der Ordonanz, d. h., nicht wie sie in Frankreich gebräuchlich ist, denn diese ist so gefährlich wie die unsrige, und schützt vor dem Uebermuth der Soldaten nicht: sondern wie die Alten, welche ihre Reiterei aus eignen Unterthanen zusammensetzten, die im Frieden in ihre Heimath zurückgeschickt wurden, um da ihr gewöhnliches Handwerk zu treiben. Hierüber will ich später ausführlicher sprechen.

Wenn also dieser Theil des Heeres heute, selbst wenn es Friede ist, vom Waffenhandwerk leben kann, so kömmt dieß nur von den schlechten Einrichtungen her. Was die Provisionen betrifft, welche man mir und den andern Condottieri's immer fort bezahlt, so will ich offen gestehen, daß dies eine äußerst verderbte Maßregel ist. Eine weise Republik soll sie niemals, wem es auch sei, fortbezahlen. Sie darf im Kriege nur ihre eignen Bürger an die Spitze des Heeres stellen; und wenn der Friede wiederkehrt, so muß sie von ihnen verlangen, daß sie ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder ergreifen.

Ein weiser König muß gleichfalls vermeiden, solche Gehalte zuzugestehen, oder wenn er welche ertheilt, so sollen sie die Belohnung einer glänzenden That, oder der Preis von Diensten seyn, welche er von einem Manne im Frieden oder Krieg erwartet. Da Ihr Euch auf mich berufen habt, so erlaube ich mir, mich selbst als Beispiel anzuführen.

Ich kann sagen, daß ich aus dem Kriege nie ein Handwerk gemacht habe; denn meine ganze Beschäftigung ist, meine Unterthanen zu regieren und sie zu vertheidigen; und um sie vertheidigen zu können, den Frieden zu lieben, und mich auf den Krieg zu verstehen. — Es ist nicht sowohl weil ich mich auf den Krieg verstehe, daß mich mein König achtet und belohnt, als weil ich ihm auch während des Friedens mit meinem Rathe nützlich seyn kann. Ein weiser König, der mit Klugheit handeln will, darf sich nur mit solchen Männern umgeben. Hätte er hingegen entweder nur zu große Freunde des Friedens oder nur zu eifrige Anhänger des Kriegs um sich, so könnte er durch beide irre geleitet werden.

Ich weiß über diesen Gegenstand für jetzt nichts mehr zu sagen; sollte es Euch nicht genügen, so muß ich Euch auf Andere verweisen. Uebrigens könnt Ihr Euch jetzt schon einen Begriff machen, wie schwer es ist, unser jetziges Kriegswesen zu den Einrichtungen des Alterthums zurückzuführen, welche Vorbereitungen ein weiser Mann treffen muß, und welche Gelegenheit zur Ausführung er hoffen kann. Allein wenn Euch das Gespräch nicht langweilt, so werdet Ihr Schritt vor Schritt diese Dinge besser verstehen, indem wir jeden Theil der Einrichtungen der Alten mit unsern jetzigen vergleichen.

Cosimo Rucellai.

Wenn wir schon Anfangs gewünscht haben, Euch von diesen Dingen sprechen zu hören, so müssen wir jetzt bekennen, daß Eure Worte unser Verlangen verdoppelt haben. Wir danken daher für das, was wir Euch schon schuldig sind, und bitten, uns das Uebrige nicht vorzuenthalten.

Fabrizio Colonna.

Weil es Euch denn so beliebt, so will ich diesen Stoff von seinem Ursprung an abhandeln, um verständlicher zu seyn, da ich auf diese Art meine Gründe besser darlegen kann.

Jeder, der Krieg führt, setzt sich das Ziel vor, das Feld gegen jede Art von Feind behaupten zu können, und am Tag der Schlacht den Sieg davon zu tragen. Hierzu muß man ein Heer bilden. Um ein Heer zu bilden, muß man Leute suchen, sie bewaffnen, eintheilen, sie in großen und kleinen Haufen üben, sie lagern, und sie dem Feind entgegenstellen, sei es nun festen Fußes oder im Marsch. Darin besteht die ganze Geschicklichkeit des Feldkriegs, welcher am nothwendigsten und rühmlichsten ist. Wer dem Feind mit Vortheil eine Schlacht anzubieten versteht, kann alle übrigen, in der Führung des Krieges gemachten Fehler wieder gut machen. Der aber, dem dies Talent abgeht, und wäre er in allen übrigen Theilen seiner Kunst noch so geschickt, wird niemals einen Feldzug mit Ehren beendigen. Denn ein Sieg macht alle übrigen schlechten Maßregeln verschwinden, so wie eine Niederlage alle früher errungenen Vortheile vernichtet.

Da man zuerst Leute finden muß, so muß man zu ihrer Aushebung schreiten, was die Alten Auswahl nannten, welchen Ausdruck ich als ehrenvoll beibehalten werde. Die, welche für den Krieg Vorschriften gegeben haben, wollen, daß man Leute aus der gemäßigten Zone wähle, damit sie Muth mit Klugheit vereinigen; denn die heißen Länder erzeugen kluge und nicht muthige Menschen, die kalten Länder muthige und nicht kluge. Diese Vorschrift wäre ganz gut für einen Fürsten, der die ganze Welt beherrschte; dieser könnte freilich seine Leute an den schicklichsten Orten ausheben. Um aber eine Regel aufzustellen, die Jeder befolgen kann, sage ich, daß jede Republick oder Monarchie ihre Soldaten im eignen Lande auswählen muß, sei es nun warm, kalt oder gemäßigt. Beispiele beweisen, daß Uebung in jedem Lande gute Soldaten hervorbringt: denn wo die Natur im Rückstand ist, muß Kunst nachhelfen; und hier ist sie mächtiger, als die Natur. Wenn man seine Soldaten von anderswoher zieht, so kann dies nicht mehr Auswahl heißen, denn dies Wort bedeutet: die besten Leute eines Landes wählen, und die Macht besitzen, sowohl die, welche nicht wollen, als die, welche gerne dienen, einzuschreiben. Man kann also nur im eignen Lande zu dieser Auswahl schreiten, denn man kann im fremden Lande nicht wählen wen man will; sondern man muß sich mit den Freiwilligen begnügen.

Cosimo Rucellai.

Aber doch kann man von den Freiwilligen die einen annehmen und die andern nicht, und also dieses Verfahren ebenfalls Auswahl nennen.

Fabrizio Colonna.

In einem Sinn habt Ihr freilich recht; beachtet aber die damit verbundenen Nachtheile, und Ihr werdet sehen, daß man ihm gar oft den Namen Auswahl nicht wohl geben kann.

Zuerst sind die, welche sich, ohne Eure Unterthanen zu seyn, freiwillig anwerben lassen, weit entfernt, die Besten zu seyn; sie sind im Gegentheil der Auswurf der Gesellschaft. Wenn es in dem andern Lande Entehrte, Arbeitsscheue, Ausschweifende, Gottlose, der väterlichen Zucht Entsprungene, Lästerer, Spieler, und von Kindheit in allen Lastern aufgewachsene Menschen gibt, so sind es nur diese, welche sich zu Eurem Dienste stellen. Nichts aber ist einem wahren und guten Heere widersprechender, als diese Sitten. Wenn sich nun mehr Leute dieses Gelichters anbieten, als man nöthig hat, so kann man wohl unter ihnen eine Wahl treffen; wenn aber alle nichts taugen, so kann die Auswahl nicht gut seyn. Häufig aber ist ihre Zahl nicht einmal für das Bedürfniß hinreichend: gezwungen alle zu nehmen, kann man dieses Geschäft unmöglich Auswahl nennen, sondern nur in Sold nehmen von Fußknechten. Mit solchen Unordnungen werden heute, Deutschland ausgenommen, die Heere in Italien und anderwärts gebildet. Niemand wird auf Befehl des Fürsten Soldat, nur wer selbst will, thut Kriegsdienste. Schließt nun selbst, welche von den Einrichtungen der Heere des Alterthums man bei einem auf diesem Wege zusammengebrachten Heere wird einführen können.

Cosimo Rucellai.

Auf welchem Wege soll es denn geschehen?

Fabrizio Colonna.

Wie ich schon gesagt habe, man soll die Heere aus den eignen Unterthanen und auf Befehl des Fürsten wählen.

Cosimo Rucellai.

Könnte man wohl bei so gewählten Soldaten einige alte Formen einführen?

Fabrizio Colonna.

Ja, wie Ihr wohl wißt, wenn sie im Fürstenthum von ihren Fürsten, oder gesetzmäßigen Herren, in der Republik von einem Bürger befehligt sind, der gerade Heerführer ist, sonst ist es schwer, etwas Gutes zu Stande zu bringen.

Cosimo Rucellai.

Warum das?

Fabrizio Colonna.

Dies will ich Euch zur gehörigen Zeit sagen; für jetzt begnügt Euch damit, daß man auf andere Art nichts Gutes zu Stande bringt.

Cosimo Rucellai.

Man muß also die Auswahl in seinem eignen Lande vornehmen. Wo wird dies besser seyn, in der Stadt oder auf dem Land?

Fabrizio Colonna.

Alle, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, stimmen dahin überein, daß es besser ist, die Leute auf dem Lande zu wählen, weil sie dort gegen Entbehrungen abgehärtet, in Anstrengungen aufgewachsen, und gewöhnt sind in der Sonne zu bleiben, den Schatten zu meiden, das Eisen zu behandeln, einen Graben zu ziehen, eine Last zu tragen und gewöhnlich ohne Verschlagenheit und Tücke sind. Meine Meinung hierüber wäre, da es zweierlei Sorten Soldaten gibt, Reiterei und Fußvolk, daß man das Fußvolk auf dem Lande, die Reiter in der Stadt auswählen sollte.

Cosimo Rucellai.

In welchem Alter würdet Ihr sie nehmen?

Fabrizio Colonna.

Wenn ich ein ganz neues Heer zu bilden hätte, so würde ich Leute von 17 bis 40 Jahren nehmen; wenn es aber einmal völlig gebildet wäre und nur noch unterhalten werden dürfte, nur von 17 Jahren.

Cosimo Rucellai.

Den Beweggrund dieses Unterschieds sehe ich nicht recht ein.

Fabrizio Colonna.

Ich will ihn Euch sagen. Wenn ich da ein Nationalheer zu organisiren hätte, wo gar keins besteht, so müßte ich nothwendig

die zum Dienst geeignetsten Leute alle nehmen, wenn sie nur das taugliche Alter hätten, um sie, wie ihr bald hören werdet, zu unterrichten. Wenn ich aber in einem Lande, wo ein National-heer schon besteht, eine Auswahl zu treffen hätte, so würde ich Leute von 17 Jahren zum Ersatz nehmen, da die andern schon lange ausgewählt und eingeschrieben sind.

Cosimo Rucellai.

Ihr würdet also eine, der bei uns eingeführten ähnliche Einrichtung einführen?

Fabrizio Colonna.

Das ist mein Gedanke. Freilich würde ich das Heer ganz anders bewaffnen, mit Befehlshabern versehen, einüben, und in Schlacht-ordnung stellen, als das eurige.

Cosimo Rucellai.

Ihr billigt also unsre Einrichtung?

Fabrizio Colonna.

Warum sollte ich sie verdammen?

Cosimo Rucellai.

Weil sie viele verständige Männer von jeher getadelt haben.

Fabrizio Colonna.

Es ist ein Widerspruch, wenn Ihr sagt, daß ein verständiger Mann die Einrichtung tadelt, man würde einem solchen wahrhaft Unrecht thun, ihn für verständig zu halten.

Cosimo Rucellai.

Die unglücklichen Resultate, die sie immer geliefert hat, zwingen uns, der Meinung zu seyn.

Fabrizio Colonna.

Hütet Euch, daß nicht euer die Schuld ist, und nicht der Ordo-nanz; ich will Euch noch vor dem Ende unsers Gespräches davon überzeugen.

Cosimo Rucellai.

Das wird uns Allen sehr angenehm seyn. Damit Ihr sie besser rechtfertigen könnet, will ich Euch sagen, was man ihr zum Vorwurf macht. Entweder ist diese Landwehr schlecht, und sich darauf ver-lassen, zöge das Verderben der Republik nach sich; oder sie ist gut und der, welcher sie befehligt, kann sich ihrer leicht bedienen, um die

Herrschaft an sich zu reißen. Sie führen die Römer an, welchen ihre eignen Waffen die Freiheit raubte; sie führen die Venetianer und den König von Frankreich an, wovon erstere sich fremder Heere bedienen, um nicht einem ihrer Mitbürger gehorchen zu müssen; der König seine Unterthanen entwaffnet hat, um sie leichter regieren zu können. Allein sie fürchten vielmehr, daß sie schlecht besteht, und geben dafür zwei Hauptgründe an. Der eine ist die Unerfahrenheit der Soldaten, der andere der Zwang, zu dienen. Denn, sagen sie, wenn das gehörige Alter vorbei ist, kann man nichts mehr lernen; und alles, was man gezwungen thut, thut man schlecht.

Fabrizio Colonna.

Das sind lauter Gründe von Leuten, welche die Dinge nicht im rechten Lichte sehen. Ich will Euch dies sogleich beweisen.

Was zuerst das betrifft, daß die Landwehr schlecht seyn soll, so sage ich, daß die Nationalheere die besten von allen sind, und daß man ein Nationalheer auf keine andere Art errichten kann. Da über diesen Punkt Jedermann einig ist, so will ich damit nicht lange Zeit verlieren, indem alle Beispiele der alten Geschichte für mich sprechen. Man führt Unerfahrenheit und Zwang an. Wahr ist, daß Unerfahrenheit wenig Muth macht, und daß Zwang Unzufriedenheit erregt, Muth und Erfahrung werden aber durch die Art erzeugt, wie man die Soldaten bewaffnet, einübt und aufstellt, wie Ihr im Lauf unseres Gespräches sehen werdet. Was den Zwang betrifft, so ist wohl zu beachten, daß die Leute, welche man auf Befehl des Fürsten einschreibt, weder gänzlich wider Willen, noch ganz freiwillig unter die Waffen treten. Wäre das Eintreten rein freiwillig, so würden jene Uebelstände entstehen, welche ich schon bezeichnet habe als ich sagte, daß man keine Auswahl mehr treffen könne, und daß die Zahl der Freiwilligen immer zu gering seyn würde. Eben so würde Zwang allein schlimme Folgen haben. Man muß daher einen Mittelweg einschlagen, welcher weder gänzlich Zwang noch gänzlich freier Wille ist, sondern welche die Unterthanen durch die Ehrfurcht vor ihren Fürsten herbeizieht; eine Ehrfurcht, welche durch die Scheu ihm zu mißfallen mehr bewirkt, als Drohung mit Strafe.

Es entsteht hierdurch eine Mischung von Zwang und Freiheit, welche die Unzufriedenheit in hinreichend enge Gränzen einschließt, um keine übeln Folgen zu haben.

Ich sage nicht, daß solche Soldaten nicht besiegt werden können; die römischen Heere wurden es so oft! Wurde nicht selbst Hannibals Heer geschlagen? Es fällt also in die Augen, daß man unmöglich ein Heer so errichten kann, daß es nie überwunden wird. Eure verständigen Männer dürfen daher nicht aus einer einzigen Niederlage schließen, daß die Einrichtung schlecht ist, sondern sie sollten sich überzeugen, daß wenn man geschlagen worden ist, man auch wieder Sieger werden kann, und daß die Hauptsache die ist, alle Ursachen der Niederlage zu entfernen. Wenn sie sich die Mühe geben wollten, diese Ursachen aufzusuchen, so würden sie sehen, daß sie nicht von der Fehlerhaftigkeit der Maßregel herrühren, sondern daher, daß sie noch nicht ihre ganze Vollkommenheit erreicht hat. Und, wie gesagt, sie hätten dem abhelfen sollen, nicht dadurch, daß sie die Ordonanz tadelten, sondern dadurch, daß sie ihre Mängel verbesserten. Die Folge meiner Rede soll Euch stufenweise zeigen, wie sie es hätten anfangen sollen.

Was die Furcht betrifft, eine solche Landesbewaffnung möchte den Staat umstürzen, indem sich ein Mann an ihre Spitze stellte, so antworte ich: die Waffen, welche die Gesetze und die öffentlichen Anordnungen den Bürgern oder den Unterthanen in die Hände geben, weit entfernt jemals Schaden zu bringen, haben immer die größten Dienste geleistet; und diejenigen Republiken, welche sich darauf gestützt haben, sind länger von Knechtschaft unbefleckt geblieben. Rom lebte 400 Jahre frei, und war bewaffnet; Sparta 800 Jahre. Eine Menge Republiken, welche sich nicht auf ihre eigenen Waffen stützten, konnten ihre Freiheit nicht über 40 Jahre erhalten. Eine Republik kann auch sicher der Waffen nicht entbehren. Wenn sie keine eigenen hat, so muß sie fremde miethen; und diese schaden dem Staat viel bälder als eigene Waffen, weil sie der Bestechung mehr Spielraum geben, und sie ein Bürger, der mächtig geworden, mit leichterer Mühe für seine ehrgeizigen Absichten gewinnt; und diese Pläne finden um

so weniger Hindernisse, da die, welche er unterdrücken will, entwaffnet sind. Es muß aber eine Republik zwei Feinde mehr fürchten als einen. Die, welche sich auf fremde Waffen stützt, fürchtet zugleich den Fremden, den sie bezahlt, und ihre eigenen Bürger; und was ich Euch vor kurzem von Francesco Sforza gesagt habe, reicht sicher zum Beweise hin, daß diese Furcht gegründet ist. Die, welche sich nur ihrer eigenen Waffen bedient, fürchtet nur ihre Bürger. Ich werde mich aber, ohne auf alle Gründe, die sich anführen ließen, einzugehen, auf einen einzigen beschränken; nämlich, daß es dem Gründer einer Republik oder Monarchie nie in den Sinn kam, daß die Einwohner nicht mit eigenen Waffen die Vertheidigung übernehmen sollten.

Die Venetianer hätten eine neue Universalmonarchie gegründet, wenn sie bei ihrer Kriegsverfassung mit derselben Weisheit verfahren wären, die sie bei ihren andern Institutionen gezeigt haben. Man kann ihnen dies um so mehr vorwerfen, als sie von ihren ersten Gesetzgebern bewaffnet worden waren. Da sie jedoch damals auf dem Festlande noch keine Besitzungen hatten, so waren sie nur für den Seekrieg bewaffnet, worin sie sich immer durch Tapferkeit auszeichneten, und mit den Waffen in der Hand ihr Vaterland vergrößerten. Als aber die Zeit gekommen war, zur Vertheidigung Vicenzas den Krieg auf dem Festland zu führen, so nahmen sie, anstatt einen ihrer Bürger gegen den Feind zu senden, den Marchese von Mantua in Sold; und diese unheilvolle Maßregel hielt sie in ihrem Laufe an, und verhinderte sie, ihren Namen bis an den Himmel zu erheben, und ihre Herrschaft über die ganze Erde auszudehnen. Wenn sie es in dem Glauben thaten, daß sie sich nicht getrauen dürften, Krieg zu Land zu führen, da sie nur zur See Krieg zu führen verstünden, so war dies Mißtrauen nicht weise. Denn viel leichter wird ein Admiral, der mit den Winden, mit den Wellen und mit Männern zu kämpfen pflegt, ein Feldherr zu Lande werden, wo man mit Männern allein kämpft, als ein Feldherr ein Admiral werden wird. Meine Römer, die zu Land, nicht zur See zu kämpfen verstanden, nahmen im Krieg mit den zur See mächtigen Carthaginensern keine Griechen oder Spanier in Sold,

die im Seekrieg erfahren waren, sondern sie beauftragten ihre zum Landkrieg bestimmten Bürger damit, und siegten. Wenn die Furcht, einer ihrer Mitbürger möge sich der Alleinherrschaft bemächtigen, die Venetianer bewegte, so war das eine unüberlegte Furcht; denn (außer den Gründen, welche ich oben in dieser Beziehung angeführt habe) wenn sich ein Bürger mit Hülfe der Seemacht niemals zum Alleinherrscher einer Seestadt emporgeschwungen hatte, so würde er es um so weniger durch ein Landherr haben ausführen können. Das bedenkend, hätten sie einsehen sollen, daß nicht die Waffen der Mitbürger Tyrannen erzeugen, sondern daß es die schlechte Regierung ist, welche den Republiken Ketten bereitet. Da sie nun gut regierten, was hätten sie von den Waffen ihrer Mitbürger zu fürchten gehabt? Sie ergriffen also einen unklugen Entschluß, welchem sie den Verlust des größten Theils ihres Ruhmes und Glückes zuzuschreiben haben. Was den Irrthum betrifft, den der König von Frankreich begeht, indem er sein Volk nicht zum Kriege bildet, wie von Euern verständigen Herren als Muster angeführt wird, so muß Jeder, der seine Vorurtheile auf die Seite setzen will, damit übereinstimmen, daß gerade dies der Hauptfehler der französischen Monarchie ist, und daß einzig diese Vernachläßigung ihre Schwäche verursacht.

Aber ich habe eine zu lange Abschweifung gemacht, und mich vielleicht von meinem Gegenstand entfernt. Jedenfalls that ich es nur, um Euch zu antworten, und zu beweisen, daß nur in den eigenen Waffen eine feste Stütze zu finden ist. Eigene Waffen aber lassen sich nur auf dem Weg einer Ordonanz errichten. Dies ist das einzige Mittel, wo es auch seyn mag, ein Heer zu bilden, und Kriegszucht einzuführen. Wenn Ihr die Einrichtungen gelesen habt, welche Rom seinen ersten Königen, und besonders Servius Tullius verdankt, so werdet Ihr gefunden haben, daß die Klassen-Ordnung nichts anders als eine Ordonanz ist, um augenblicklich ein Heer zur Vertheidigung der Stadt zusammen bringen zu können. Um aber wieder zu unserer Auswahl zurück zu kommen, so sage ich nochmals, daß ich zur Erneuerung eines schon bestehenden Heeres Jünglinge von 17 Jahren nehmen würde; hätte ich aber ein ganz neues Heer zu schaffen, so würde ich Leute von jedem

Alter zwischen 17 und 40 Jahren nehmen, um mich ihnen auf der Stelle bedienen zu können.

Cosimo Rucellai.

Werdet Ihr hinsichtlich ihres Handwerks einen Unterschied machen?

Fabrizio Colonna.

Jene Schriftsteller machen ihn, indem sie weder Vogelsteller, Fischer, Köche, Kuppler, noch solche, die die Belustigung anderer zu ihrem Handwerk machen, angenommen haben wollen. Sie rathen, Bauern, Schmiede, Wagner, Zimmerleute, Metzger, Jäger und dergleichen zu wählen. Ich würde unter diesen wenig Unterschied machen, wenn aus dem Gewerbe auf die Güte des Mannes geschlossen werden soll, viel aber hinsichtlich der Dienste, welche sie leisten können. Aus diesem Grunde sind die Bauern, durch ihre Gewohnheit, die Erde zu bearbeiten, von allen die nützlichsten. Nach ihnen kommen die Schmiede, die Zimmerleute, die Wagner, die Steinhauer, da ihr Handwerk bei vielen Gelegenheiten von Nutzen ist, und da es immer gut ist, Soldaten zu haben, welche doppelte Dienste leisten.

Cosimo Rucellai.

Woran erkennt man die Tauglichkeit und die Untauglichkeit zum Soldaten?

Fabrizio Colonna.

Ich will von der Art sprechen, wie man eine neue Auswahl vornimmt, um später ein Heer daraus zu bilden, weil mich das zu gleicher Zeit dazu führen wird, von der Wahl zur Erneuerung eines längst bestehenden zu sprechen. Ich sage also, daß man bei der Wahl des Sotdaten entweder durch Erfahrung, d. h. durch irgend eine glänzende That, wodurch er sich bekannt gemacht, oder durch Vermuthung geleitet werden kann. Leute, welche man zum ersten Mal einschreibt, und die bisher noch nicht unter den Waffen gestanden, können noch keine Proben ihrer Tapferkeit abgelegt haben, und man findet bei neuausgehobenen Milizen selten oder nie solche, die sich durch ihre Thaten ausgezeichnet haben. Es ist also nöthig, da, wo die Erfahrung die Wahl nicht leiten kann, zu Muthmaßungen seine Zuflucht zu nehmen; und diese gründen sich

gewöhnlich auf Alter, Gewerbe und Aeußeres. Von beiden erstern haben wir gesprochen; es bleibt mir noch etwas über das dritte zu sagen übrig.

Es wollten Einige den Soldaten groß haben, worunter Pyrrhus, Andere, wie Cäsar, sahen einzig auf Körperkraft. Die Körper- und Geisteskraft spricht sich durch Form und Ebenmaß der Glieder und die Anmuth des Gesichtes aus. Daher wollen die, welche hierüber geschrieben haben, daß der Soldat lebhafte helle Augen, nervigen Hals, breite Brust, muskulöse Arme, lange Finger, wenig Bauch, runde Hüften, magere Beine und Füße habe; lauter Eigenschaften, die die Zeichen der Gewandtheit und Kraft sind, die man vor Allem beim Soldaten sucht. Hauptsächlich muß man auf seine Sitten Acht haben, er muß für Ehre und Schande empfänglich seyn, sonst wählt man ein Werkzeug der Unordnung, und einen Anfang der Verderbniß; denn Niemand wird glauben, daß bei schlechter Erziehung, und in einem viehischen Gemüth, ein Keim löblicher Tapferkeit Wurzel fassen könne.

Es scheint mir nicht überflüssig, ja ich halte es zur bessern Einsicht der Wichtigkeit der Wahl für nothwendig, Euch die Weise zu sagen, welche die Consuln, bei Antritt ihres Amtes, bei der Wahl der römischen Legionen befolgten. Es war die Folge der fortwährenden Kriege, daß die Auswahl Veteranen und Rekruten umfaßte. Die Consuln konnten sich daher bei der Wahl der alten Soldaten durch die Erfahrung, und bei der der neuern durch Muthmaßung leiten lassen. Man muß hier bemerken, daß solche Auswahlen Statt finden, um sich ihrer entweder gleich zu bedienen, oder um sie gleich einzuüben und mit der Zeit anzuwenden. Ich habe schon Einiges gesagt, und will darauf zurück kommen, wie man eine solche zu späterem Gebrauch errichtet, denn es ist meine Absicht, Euch zu zeigen, wie in Ländern, wo keine Miliz besteht, und wo man folglich keine Leute zu unmittelbarem Gebrauch ausheben kann, ein Heer zu errichten ist. In den Ländern, wo es gebräuchlich ist, Heere auf Befehl des Fürsten auszuheben, können die neuen Soldaten sogleich dienen, wie dies in Rom war, und noch heute bei den Schweizern der Fall ist. Denn, wenn es unter diesen Aushebungen auch Re-

kruten gibt, so sind doch zu gleicher Zeit eine so große Anzahl dienstgewohnter Soldaten darunter, daß alte und junge mit einander vermischt, ein gutes Ganze geben. Ueberdies wurde noch, als die Kaiser die Heere in festen Standquartiren zu lassen angefangen hatten, für die jungen Soldaten, Tirones genannt, ein Exerziermeister angestellt, wie das im Leben der Kaiser Maximin zu ersehen ist. So lange Rom frei war, bestand diese Einrichtung nicht im Lager, sondern in der Stadt selbst; hier beschäftigten sich die Jünglinge mit kriegerischen Uebungen, so, daß sie, für den Krieg ausgewählt, schon durch diesen Scheindienst hinreichende Gewandtheit erlangt hatten, um sich ohne Mühe an den wirklichen Dienst zu gewöhnen. Da aber die Kaiser in der Folge diese Uebungen abschafften, so waren sie zu der Einrichtung genöthigt, die ich Euch gesagt habe.

Ich komme also zu der Art, wie die Römer ihre Heere aushoben. Auf den Consuln ruhte die Sorge für den Krieg, und es war hergebracht, einem jeden von ihnen zwei Legionen römischer Bürger, welche der Nerv ihrer Heere waren, zu bewilligen. Sobald sie ihr Amt angetreten hatten, bestand ihre erste Sorge, um zur Bildung ihres Heeres zu schreiten, in der Ernennung von 24 Kriegstribunen, sechs für jede Legion, wo diese ungefähr dieselben Verrichtungen, wie unsere jetzigen Obersten hatten. Sie versammelten hierauf alle waffenfähigen Bürger, und stellten die Tribunen einer jeden Legion abgesondert auf. Dann bestimmten sie diejenigen Tribus durchs Loos, mit welchen die Auswahl anfangen sollte, und wählten aus derselben Tribus vier von den besten Leuten. Von diesen vieren wählten die Tribunen der ersten Legion einen, die der zweiten wählten aus den drei übrigen, die der dritten aus den zweien, und der letzte endlich gehörte der vierten Legion an. Nach diesen vier ersten rief man vier andere vor, von denen der erste von den Tribunen der zweiten Legion, der zweite von der der dritten, der dritte von der der vierten gewählt wurde, und der vierte der ersten Legion verblieb. Hierauf wurden wieder vier andere herausgezogen, und der erste von der dritten, der zweite von der vierten, der dritte von der

ersten Legion gewählt, und der vierte verblieb der zweiten *). So wechselte nach und nach diese Art auszuwählen, bis die Wahlen gleich, und die Legionen vollzählig waren. Wie schon gesagt, konnten die Ausgewählten unmittelbar angewendet werden; und da ein guter Theil der Bürger schon wirklich gedient hatte, alle aber im Scheinkrieg geübt waren, so konnte man die Auswahl nach Muthmaßung und Erfahrung treffen. In einem Lande hingegen, wo man eine ganz neue Miliz schaffen, und folglich Leute nehmen muß, die erst mit der Zeit tauglich werden, kann man nur nach Vermuthung wählen, welche sich auf das Alter und das Aeußere gründet.

Cosimo Rucellai.

Alles, was ihr gesagt habt, scheint mir richtig. Doch ehe Ihr weiter geht, will ich Euch eine Frage vorlegen, worauf ich fiel, als Ihr sagtet, daß in den Ländern, wo die Einwohner nicht zum Kriegsdienst geübt sind, die Auswahl nach Vermuthung geschehen müsse. Ich habe immer unsere Ordonanz, besonders was die Zahl betrifft, tadeln hören. Viele sagen, wenn man die Zahl verringere, so gewähre das den Vortheil, daß die Leute besser und sorgfältiger gewählt seyn würden; man lege so den Bürgern keine so große Last auf, und könne denen, welche die Wahl trifft, einige Löhnung geben, wodurch sie zufriedener und zum Gehorsam geneigter würden. Hierüber möcht ich nun Eure Meinung wissen: ob Ihr die größere der kleineren Zahl vorziehet, und wie Ihr es in beiden Fällen mit der Auswahl halten würdet.

Fabrizio Colonna.

Ohne Zweifel ist die große Zahl besser und nöthiger als die kleine, oder richtiger, überall wo keine zahlreichen Aushebungen möglich sind, ist eine vollkommene Ordonanz unmöglich. Es soll mir ein leichtes seyn, alle jene Einwürfe zu widerlegen. Zuerst, sage ich, gewähren wenig zahlreiche Aushebungen in einem volkreichen Land,

---

*) So vertheilten sich also die Ausgewählten aus jeder Tribus gleichmäßig unter die Legionen, und der Verlust in einer Schlacht traf verhältnißmäßig jede Tribus. Nur ein Viertheil der Mannschaft, welche eine Tribus stellte, befand sich bei jeder Legion.

wie z. B. Toscana, keine besseren Leute, noch eine vorzüglichere Auswahl. Denn beschränkte man sich auf durch Erfahrung bekannte Leute, so würde man nur sehr wenige finden, weil es in diesem Lande nur wenige gibt, die schon im Krieg waren, und unter diesen kaum einige, welche hinreichende Proben abgelegt haben, um vor den andern gewählt zu werden. Will man in einem solchen Lande eine Auswahl vornehmen, so kann es nicht nach Erfahrung, sondern nur nach Muthmaßung geschehen. Hiezu genöthigt, möchte ich wohl wissen, wenn mir 20 junge Leute von gutem Aussehen vorgeführt würden, nach welcher Vorschrift ich mich richten soll, um die einen zu nehmen, und die andern zurück zu weisen. Ich bin überzeugt, daß Jeder mit mir der Meinung ist, daß es weniger nachtheilig sei, sie alle zu nehmen, sie bewaffnen und einüben zu lassen, da man noch nicht weiß, welcher der beste ist, und sich eine sichere Wahl vorzubehalten, wenn bei der Einübung die Erfahrung gezeigt hat, wer von ihnen am meisten Kraft und Muth besitzt. Alles wohl erwogen, ist es also in diesem Fall ein Irrthum, wenn man sich, um bessere Leute zu erhalten, auf die kleinere Anzahl beschränkt.

Was die größere oder geringere Last betrifft, die daraus für Land und Leute entstehen soll, so behaupte ich, daß eine Ordonanz, sie sei zahlreich oder nicht, doch niemals eine wirkliche Last für den Staat seyn kann, da diese Einrichtung keinen Bürger seinem Gewerbfleiß entzieht, oder so in Anspruch nimmt, daß er seine eigenen Geschäfte vernachläßigen müßte, sondern daß sie sich einfach darauf beschränkt, die Leute an den Ruhetagen zu gemeinschaftlicher Uebung zu versammeln. Dieser Gebrauch kann weder dem Land noch den Bürgern schaden, und ist für die Jugend ein wahres Vergnügen. Wer kann daran zweifeln, daß diese überall, wo sie darauf beschränkt ist, ihre Feiertage müßig, oder mit den schimpflichen Vergnügungen der Schenke zuzubringen, sich mit Eifer jenen Uebungen hingeben würden? Denn da die Waffenübungen ein schönes Schauspiel gewähren, so sind sie für die Jugend ergötzlich.

Was ferner die Möglichkeit, die kleinere Zahl zu bezahlen, und sich dadurch ihres Gehorsams und ihres guten Willens zu ver-

sichern, betrifft, so antworte ich, daß man eine noch so wenig zahlreiche Ordonanz nicht immer und nicht zur Genüge bezahlen kann. Wenn man z. B. eine Schaar von 5000 Mann Fußvolk bilden, und es zu seiner Befriedigung bezahlen wollte, so würde das wenigstens monantlich 10,000 Ducaten kosten. Eine so beschränkte Anzahl Fußvolk wäre aber erst nicht hinreichend zu einem Heer, und ihr Gehalt würde dennoch eine wahre Last für den Staat seyn. Auf der andern Seite würde ihnen ein solcher Sold nicht genügen, und sie nicht dazu bewegen, auf den ersten Ruf bereit zu seyn, so daß diese Maßregel viel kosten, und doch wenig beträchtliche, sowohl für die Vertheidigung, als den Angriff unzureichende Streitkräfte verschaffen würde. Wollte man den Sold oder die Zahl der Soldaten vermehren, so nähme hiermit auch die Schwierigkeit, sie zu bezahlen, zu; wollte man umgekehrt Sold oder Zahl vermindern, so würde man nur die Unzufriedenheit steigern und den Nutzen verringern, den eine solche Ordonanz gewährt. Also unternehmen diejenigen, welche eine selbst daheim bezahlte Ordonanz einführen wollen, eine unmögliche oder unnütze Sache. Wenn man sie aber um ins Feld zu ziehen aushebt, so ist es nothwendig, ihnen einen Sold zu geben. Wenn übrigens eine solche Ordnung der Dinge zur Friedenszeit denen, welche eingeschrieben sind, einige Unannehmlichkeit verursacht, so finden sie dafür in allen Vortheilen ihren Lohn, welche die Institution einer Nationalbewaffnung gewährt, denn ohne diese ist nichts sicher in einem Lande.

Ich schließe also, daß eine wenig zahlreiche Ordonanz haben wollen, entweder um sie bezahlen zu können, oder aus irgend einem andern von den angeführten Gründen, ohne Ueberlegung handeln hieße; und was diese Meinung noch bestärkt, ist, daß jede Zahl immer unter Euern Händen durch eine Menge Abhaltungen, die die Leute haben, vermindert wird; so daß die kleine Zahl zu Nichts würde. Wenn Gegentheils die Ordonanz zahlreich ist, so könnt Ihr Euch nach Belieben Weniger oder Vieler bedienen. Außerdem hat sie Euch in der That und in der Meinung zu dienen, und immer wird die große Zahl eine größere Meinung von Euch hervorbringen. Da ferner eine Ordonanz

errichtet wird, um die Bürger in den Waffen zu üben, und wenn Ihr in einem volkreichen Lande nur eine kleine Anzahl Leute einschreibt, so werden sie so weit auseinander wohnen, daß Ihr sie, ohne ihnen bedeutenden Schaden zu verursachen, nicht zur Uebung vereinigen könnt. Ohne diese Uebung ist aber die Ordonanz unnütz, wie ich an seinem Ort zeigen werde.

Cosimo Rucellai.

Was Ihr auf meine Frage geantwortet, ist mir hinreichend. Doch wünschte ich einen andern Zweifel von Euch gelöst. Jene Männer behaupten auch, eine solche Menge Bewaffneter verursache nur Verwirrung, Zwietracht und Unordnung im Lande.

Fabrizio Colonna.

Dies ist ein weiterer Irrthum, und ich will Euch sogleich sagen, warum. Bewaffnete Leute können auf zweierlei Art Unordnung verursachen: entweder unter sich, oder gegen Andere. Beidem könnte leicht abgeholfen werden, wenn es nicht schon durch die Einrichtung selbst verhindert würde. Denn was die Zwietracht unter ihnen betrifft, so hebt sie diese Einrichtung und nährt sie nicht, weil Ihr ihnen bei ihrer Organisirung Waffen und Häupter gebt. Ist das Land, wo Ihr diese Landesbewaffnung einführt, so unkriegerisch, daß die Einwohner keine Waffen führen, und so einig, daß sie keine Parteihäupter haben, so wird sie diese Einrichtung gegen den Feind tapferer, aber auf keine Art unter sich uneiniger machen. Denn gut regierte Bürger fürchten die Gesetze; und bewaffnet oder unbewaffnet können sie dieselben nie angreifen, wenn nicht die Häupter, die Ihr ihnen setzet, die Urheber der Unruhen sind; und wie man letzteres verhütet, will ich Euch sogleich sagen. Wenn im Gegentheil ein Land kriegerisch, und von Parteien zerrissen ist, so kann allein diese Einrichtung die Eintracht wieder herstellen. In einem solchen Lande führen die Bürger schon Waffen und haben schon Häupter, aber die Waffen sind zum Krieg unnütz und ihre Häupter nähren die Zwietracht, unsere Einrichtung hingegen gibt ihnen zum Krieg nützliche Waffen, und Häupter, die die Zwietracht dämpfen. Denn in einem solchen Lande nimmt der Beleidigte seine Zuflucht zum Haupt seiner Partei, welches ihn, um sein Ansehen zu erhalten,

eher zur Rache als zum Frieden ermahnt. Auf die entgegengesetzte Art handelt das vom Staate ernannte Haupt. So entfernt unsre Maßregel die Ursache der Zwietracht, und bereitet die der Eintracht vor: die einigen und weibischen Länder verlieren ihre Nichtigkeit, und behalten ihre Einigkeit; die uneinigen und von Zwietracht zerrissenen vereinigen sich, und ihr wilder Muth, dem sie bisher die Zügel gelassen, wendet sich zum Vortheil des Staates.

Um endlich die Bewaffneten an der Unterdrückung der andern zu verhindern, muß man in Betracht ziehen, daß dieses nur durch die Häupter, die sie befehligen, ausgeführt werden kann. Damit nun die Häupter keine Unordnung stiften, muß man Sorge tragen, daß sie nicht zu viel Gewalt über ihre Untergebenen erlangen. Bemerkt aber, daß diese Gewalt entweder durch die Natur oder durch Zufall erlangt wird. Was die Natur betrifft, so muß man dafür sorgen, daß wer in einer Gegend geboren ist, nicht den daselbst eingeschriebenen Leuten vorgesetzt, sondern zum Haupt jener Gegenden gemacht werde, wo er keine natürlichen Verbindungen hat. Was den Zufall betrifft, muß man die Sache so anordnen, daß jedes Jahr die Häupter von einer Statthalterschaft zur andern übergehen; denn eine fortgesetzte Gewalt über dieselben Leute bindet und vereinigt sie so sehr mit ihnen, daß daraus dem Staate leicht Gefahr entspringen kann. Das assirische Königreich und das römische Reich beweisen durch ihre Beispiele, wie nützlich jene Wechsel sind, und wie theuer man ihre Vernachlässigung bezahlt. Das erste dieser Reiche dauerte 1000 Jahre ohne Aufstände und Bürgerkriege; und nur daher kam dies, daß die Feldherrn, denen man den Oberbefehl über die Heere anvertraut hatte, jährlich wechselten. Im römischen Reich hingegen entstanden, nach dem Aussterben der Cäsarian'schen Familie, nur darum so viele Bürgerkriege zwischen den Feldherrn der Heere, so viele Verschwörungen der Feldherrn gegen die Kaiser, weil man diese Feldherrn immer an der Spitze derselben Heere lies. Wenn einer von den ersten Kaisern, oder von denen, welche in der Folge mit Ruhm den Thron ausfüllten, wie Hadrian, Marc Aurel, Severus und ähnliche, die Vorsicht gehabt hätten, im Reiche das Wechseln der Feldherrn einzuführen, so hätten sie es zweifelsohne viel ruhiger und dauernder gemacht;

weil dann die Feldherrn weniger Gelegenheit zum Aufstand, die Kaiser weniger Ursachen der Furcht, und der Senat beim Erlöschen der Thronfolge mehr Ansehen bei der Wahl des neuen Kaisers gehabt hätte, welche eben dadurch besser ausgefallen wäre. Aber, sei es Unwissenheit oder Gleichgültigkeit bei den Menschen, schlechte Gewohnheiten können weder durch gute, noch schlimme Beispiele gehoben werden.

Cosimo Rucellai.

Ich weiß nicht, ob meine Fragen Euch nicht von Euerm Gange abgezogen haben, da wir von der Auswahl zu einem andern Gegenstand übergegangen sind. Wenn ich mich nicht vorhin entschuldigt hätte, so würde ich einigen Vorwurf zu verdienen glauben.

Fabrizio Colonna.

Seid darüber ganz ruhig, was ich gesagt habe war nöthig. Mein Vorsatz war, von der Ordonanz, welche von vielen Leuten getadelt wird, zu sprechen; ich mußte sie also vertheidigen, wenn ich haben wollte, daß ihr erster Theil, die Auswahl, Statt finden sollte. Ehe ich aber zu dem andern Theile übergehe, will ich von der Auswahl der Reiterei sprechen.

Die Alten wählten sie aus den Reichsten, mit Rücksicht auf das Alter und die Eigenschaften des Mannes. Man wählte 300 für die Legion, so daß die Zahl der römischen Ritter bei jedem consularischen Heer 600 nicht überstieg.

Cosimo Rucellai.

Würdet Ihr die Ordonanz für die Reiterei einführen, um sie zu Hause einzuüben, und wenns Noth ist zu brauchen?

Fabrizio Colonna.

Allerdings ist dies nothwendig, und man kann nichts anderes thun, wenn man eigne Waffen haben, und nicht von denen in Sold nehmen will, welche ihr Handwerk daraus machen.

Cosimo Rucellai.

Wie würdet Ihr Eure Reiter auswählen?

Fabrizio Colonna.

Ich würde den Römern nachahmen: ich würde die Reichsten nehmen, und ihnen nach der jetzt üblichen Art Anführer geben, sie bewaffnen und einüben.

Cosimo Rucellai.

Wäre es gut, ihnen Sold zu geben?

Fabrizio Colonna.

Ja, aber nur so viel, als zum Unterhalt des Pferdes nöthig ist; denn wenn Ihr Euern Untergebenen Kosten verursachen würdet, so könnten sie sich über Euch beschweren. Es ist daher nöthig ihnen das Pferd und die Unterhaltungskosten zu bezahlen.

Cosimo Rucellai.

Wie viel Reiterei würdet Ihr halten, und wie würdet Ihr sie bewaffnen?

Fabrizio Colonna.

Ihr geht zu einem andern Gegenstand über. Ich will es Euch seines Orts sagen, das heißt, wenn ich entwickelt habe, wie man das Fußvolk bewaffnen soll und wie man es dazu tauglich macht, eine Schlacht zu liefern.

Ende des ersten Buchs.

Zweites Buch.

Fabrizio Colonna.

Nachdem wir die Leute gefunden, halte ich es für nöthig, sie zu bewaffnen. In dieser Absicht muß man, wie ich glaube, untersuchen, welcher Waffen sich die Alten bedienten, und die besten davon auswählen.

Die Römer theilten ihr Fußvolk ab in Schwerbewaffnete und Leichtbewaffnete. Die Leichtbewaffneten waren durch das Wort Veliten bezeichnet. Unter dieser Benennung begriff man Schleuderer, Bogenschützen, und die, welche den Wurfspieß führten; sie hatten größtentheils, als Schutzwaffe, eine Kopfbedeckung und am Arme eine Art Rundtartsche. Sie fochten außer dem Glied, und auf den Flügeln der Schwerbewaffneten. Die Rüstung letzterer bestand in einem Helm, welcher bis zu den Schultern herabreichte, und in einem Brustharnisch, dessen Tunika, mit Streifen besetzt, bis auf die Knie hing; Arme und Beine waren durch Arm- und Beinschienen gedeckt. Am Arm befestigt trugen sie einen vier Fuß langen und zwei Fuß breiten Schild, oben und unten mit einem eisernen Reif beschlagen zum Widerstand gegen die feindlichen Hiebe, und um durch das Aufstoßen auf den Boden nicht abgenutzt zu werden. Als Angriffswaffe gürteten sie sich auf die linke Seite ein drei Fuß langes Schwert, und auf die rechte einen Dolch. In der Hand hatten sie einen Speer, Pilum genannt, den sie bei Eröffnung des Gefechts auf den Feind schleuderten. Dies waren der Hauptsache nach die Waffen, womit die Römer die Welt eroberten.

Zwar geben ihnen einige alten Schriftsteller außer den genannten Waffen noch eine Lanze, in Form eines Knebelspießes, in die

Hand, allein, ich kann nicht begreifen, wie ein Schildträger eine schwere Lanze handhaben soll. Denn wenn er beide Hände dazu braucht, so hindert ihn der Schild, und hält er sie nur mit einer Hand, so kann er wegen ihrer Schwere nichts damit ausrichten. Ueberdies kann sich, wenn man in Reih und Glied ficht, eigentlich nur das erste Glied der Lanze bedienen, weil es allein den hiezu nöthigen Raum hat. Die hinteren Glieder können dies nicht, denn es liegt in der Natur der Sache, wie ich an seinem Ort zeigen werde, daß sich ein Schlachthaufe fortwährend zusammen drängt, weil man das weniger scheut, obgleich es ein Uebelstand ist, als daß sich seine Zwischenräume erweitern, was ihn in die offenbarste Gefahr brächte. Es sind daher alle Waffen, deren Länge vier Fuß übersteigt, in geschlossener Ordnung unnütz, denn wenn Ihr die Lanze mit beiden Händen führen wolltet, angenommen der Schild hindere Euch nicht daran, so würdet Ihr damit doch einem Feind, der Euch auf den Leib gekommen wäre, nichts anhaben können. Haltet Ihr sie, um Euch des Schildes zu bedienen, mit einer Hand, so könnt Ihr sie nur in der Mitte ergreifen, und sie steht dann eben so weit rückwärts als vorwärts, und Eure Hintermänner hindern Euch daran, sie zu schwingen. Um Euch völlig zu überzeugen, daß die Römer keine Lanzen führten, oder sich ihrer nur äußerst selten bedienten, braucht Ihr nur die Schlachten in der Geschichte des Titus Livius nachzulesen. Nur sehr selten erwähnt er dieser Waffen, und überall heißt es: „Nachdem die Wurfspieße abgeschleudert, griffen die Soldaten zum Schwert.“ So schiebe ich denn die Lanze ganz bei Seite, und halte mich, was die Angriffswaffen der Römer betrifft, an den Degen, und in Hinsicht der Schutzwaffe an den Schild und die übrige oben genannte Rüstung.

Die Schutzwaffen der Griechen waren nicht so schwer, als die der Römer. Für den Angriff legten sie mehr Werth auf die Lanze, als auf den Degen, besonders der macedonische Phalanx, welcher wohl 20 Fuß lange Lanzen, Sarissen genannt, führte. Hiermit durchbrachen sie die Reihen der Feinde, und hielten die Rotten in ihren Phalangen. Obgleich einige Schriftsteller behaupten, sie hätten auch Schilde gehabt, so kann ich aus den angeführten Gründen nicht begreifen, wie sie sich des Schildes und der Sarisse

zugleich hätten bedienen können. Ueberdies erinnere ich mich nicht, daß in der Schlacht zwischen Paulus Aemilius und dem macedonischen König Perseus der Schilde Erwähnung geschähe. Es wird hier nur von den Sarissen gesprochen, und daß den Römern der Sieg schwer wurde. Ich vermuthe daher, daß der macedonische Phalanx nichts anders war, als was heute ein Regiment Schweizer ist, deren ganze Stärke und Macht in der Pike besteht.

Die Römer schmückten überdies ihr Fußvolk mit Helmbüschen; was den Anblick eines Heeres für die Freunde schön, für die Feinde schrecklich macht.

In den frühesten Zeiten der römischen Repulik bestanden die Waffen der Reiterei in einem runden Schild und einem Helm als Kopfbedeckung; der übrige Körper war ungerüstet. Sie hatten ein Schwert und eine Lanze, bloß vornen mit einer eisernen Spitze versehen, und dünn und schwach. Sie konnten daher den feindlichen Schild nicht festhalten und im Hin- und Herreißen zerbrach die Lanze, wo sie dann, ohne Rüstung, den Streichen bloß gegeben waren. In der Folge nahm die Reiterei die Rüstung des Fußvolks an, nur daß der Schild kürzer und viereckig war. Die Lanze wurde stärker und mit zwei Spitzen versehen, damit, wenn sie an einem Ende abgebrochen war, man sich des andern bedienen konnte.

So bewaffnet, sowohl zu Fuß als zu Pferd, machten sich meine Römer zu Herren der Welt, und die Frucht, die man sieht, macht es glaublich, daß ihre Heere die bestbewaffneten, die es jemals gegeben hat, gewesen sind. Titus Livius bezeugt dies in seiner Geschichte sehr oft, wenn er bei Vergleichung der feindlichen Heere sagt: „Aber die Römer waren ihnen an Tapferkeit, durch die Beschaffenheit ihrer Waffen, und an Kriegszucht überlegen.“ Ich habe daher ausführlicher über die Waffen der Sieger gesprochen, als über die der Besiegten. Nur über die jetzige Art der Bewaffnung scheint es mir gut, auch Einiges zu sagen.

Das Fußvolk hat zum Schutz ein eisernes Bruststück, zum Angriff eine 18 Fuß lange Lanze, die Pike genannt wird, und ein Seitengewehr, daß vorn mehr rund als spitz ist. Dies ist die gewöhnliche Bewaffnung des heutigen Fußvolkes. Nur ein kleiner Theil schützt sich Hüften und Arme, Niemand den Kopf. Einige

führen statt der Pike eine Hellebarde, deren Schaft, wie Ihr wißt, 6 Fuß lang ist, und deren Eisen die Form einer Streitart hat. Dazu kommen noch Hakenschützen, welche durch ihr Feuer die Dienste thun, welche vor Alters die Schleuderer und Bogenschützen thaten.

Diese Art der Bewaffnung rührt von den Deutschen und besonders von den Schweizern her. Arm, und mit dem festen Willen frei zu seyn, waren und sind sie genöthigt, gegen den Ehrgeiz der Fürsten Deutschlands zu kämpfen, die bei ihrem Reichthum Pferde halten konnten, was diese Völker wegen ihrer Armuth nicht im Stande waren. Da sie sich nun zu Fuß gegen ihre berittenen Gegner vertheidigen wollten, so mußten sie zu den Einrichtungen der Alten ihre Zuflucht nehmen, und Waffen aufsuchen, die vor dem heftigen Anlauf der Pferde schützen konnten. Diese Nothwendigkeit brachte sie entweder zur Aufrechthaltung oder Wiedererfindung der Schlachtordnung der Alten, ohne die, wie jeder Vernünftige bestätigt, das Fußvolk ganz unnütz ist. Sie bewaffneten sich daher mit Piken, welche Waffe von größtem Nutzen ist, nicht nur um den Stoß der Reiter auszuhalten, sondern auch um sie zu besiegen. Die Vorzüge ihrer Waffen und Schlachtordnung haben die Deutschen so kühn gemacht, daß 15 bis 20,000 von ihnen die größten Reitermassen angreifen würden; wovon die Erfahrung der letzten 25 Jahre hinreichende Beweise geliefert haben. So mächtig wirkte das Beispiel ihrer Tapferkeit, welche sich auf diese Waffe und Schlachtordnung gründet, daß sie, seit dem Kriegszug Karls VIII. nach Italien, von allen Nationen nachgeahmt worden sind, worunter besonders die Spanier einen großen Ruf erworben haben.

Cosimo Rucellai.

Scheinen Euch die Waffen der Deutschen, oder die der alten Römer den Vorzug zu verdienen?

Fabrizio Colonna.

Ohne Zweifel die der Römer. Ich will Euch mit den Vortheilen und Nachtheilen beider bekannt machen. Das deutsche Fußvolk kann durch seine Art der Bewaffnung den Stoß der Reiterei aushalten und zurücktreiben; es ist im Marsch weniger gehindert und setzt sich leichter in Schlachtordnung, weil es nicht vom Gewicht seiner Waffen gedrückt wird. Auf der andern Seite ist es, aus Mangel an

Schutzwaffen, allen Streichen in der Nähe und aus der Ferne blos gegeben; es ist zum Angriff auf Städte, ja zu jedem Gefecht untauglich, wo hartnäckiger Widerstand geleistet wird. Die Römer hingegen widerstanden und besiegten gleichfalls die Reiterei. Sie waren vor Wunden aus der Ferne und Nähe sicher, weil sie mit Schutzwaffen versehen waren. Durch ihre Schilde gedeckt konnten sie besser angreifen, und besser den Angriff abwehren. Sie konnten sich im Handgemeng mit mehr Vortheil ihres Degens bedienen, als die Deutschen ihrer Pike: und wenn diese gleichfalls einen Degen haben, so wird er ihnen, da sie keinen Schild führen, im Handgemenge unnütz. Sie konnten sicher eine Stadt stürmen, da ihr Körper bedeckt war, und sie sich noch besser mit dem Schilde decken konnten. So daß sie keine andere Unbequemlichkeit hatten, als die Schwere ihrer Waffen, und die Mühe, sie zu tragen, und diese überwanden sie dadurch, daß sie ihre Körper an Entbehrungen gewöhnten, und gegen Ermüdung abhärteten. Und Ihr wißt, daß was man gewohnt ist, nicht schwer fällt. Ihr habt ferner wohl zu beachten, daß das Fußvolk sowohl Fußvolk als Reiterei zu bekämpfen haben kann. Es ist unbrauchbar, wenn es der Reiterei nicht widerstehen kann, und nicht besser ist es, wenn es der Reiterei zwar widerstehen kann, aber doch besser bewaffnetes und aufgestelltes Fußvolk fürchten muß. Wenn Ihr nun dies römische und deutsche Fußvolk vergleicht, so werdet Ihr sehen, daß letzteres geschickt ist, Reiterei zu besiegen, aber in großem Nachtheil steht, wenn es sich mit einem eben so aufgestellten, aber wie die Römer bewaffneten Fußvolk schlagen soll. Der Vorzug des einen vor dem andern ist also, daß die Römer sowohl Reiterei als Fußvolk, die Deutschen nur Reiterei werden besiegen können.

Cosimo Rucellai.

Ich wünschte, daß Ihr zu einem einzelnen Beispiele kämet, damit wir die Sache besser verstehen.

Fabrizio Colonna.

An vielen Orten unserer Geschichte findet Ihr, daß das römische Fußvolk unzählige Reiter besiegt hat; aber nie werdet Ihr finden, daß es entweder wegen Fehlerhaftigkeit der eignen, oder Vorzug der feindlichen Bewaffnung von Fußvolk besiegt worden ist. Denn

wäre die Bewaffnung der Römer fehlerhaft gewesen, so hätte nothwendig von zwei Dingen eines Statt finden müssen: entweder sie wären auf ein besser bewaffnetes Volk gestoßen und in ihren Eroberungen aufgehalten worden, oder sie hätten ihre Art der Bewaffnung mit der feindlichen vertauscht. Da nun weder das eine noch das andere geschah, so läßt sich leicht schließen, daß ihre Art sich zu bewaffnen besser, als die aller übrigen Völker war.

Nicht so verhielt es sich mit dem deutschen Fußvolk. Es unterlag jedesmal, wenn es mit einem eben so aufgestellten und eben so hartnäckigen Fußvolk zusammen traf, und zwar wegen des Vortheils, welchen die Feinde aus ihrer besseren Bewaffnung zogen. Als der Herzog von Mailand, Philipp Visconti, von 18,000 Schweizern angegriffen wurde, schickte er ihnen den Grafen von Carmignola, seinen damaligen Feldherrn, entgegen. Dieser traf an der Spitze von 6000 Pferden und einigen Fußknechten auf die Schweizer, wurde mit ihnen hangemein, und mit großem Verluste zurückgeschlagen. Carmignola, als ein kluger Mann, erkannte sogleich, worin die Stärke der feindlichen Waffen liege, er sah, wie sehr sie der Reiterei überlegen waren, und wie wenig Reiterei gegen ein so geordnetes Fußvolk auszurichten vermochte. Nachdem er nun sein Heer wieder gesammelt hatte, zog er von neuem gegen die Schweizer und ließ, in ihrer Nähe angelangt, seine Gendarmen absitzen, und focht so mit dem Feinde. Alle Schweizer bis auf 3000 verloren das Leben, und diese, als sie sahen, daß sie ohne sich vertheidigen zu können niedergemacht wurden, warfen die Waffen von sich und gaben sich gefangen.

Cosimo Rucellai.

Woher kömmt dieser große Nachtheil?

Fabrizio Colonna.

Ich habe es Euch eben gesagt; da Ihr mich aber nicht verstanden habt, so will ich es wiederholen. Die deutschen Fußvölker, fast ohne Schutzwaffen, haben Pike und Degen für den Angriff. So bewaffnet stoßen sie in ihrer gewohnten Schlachtordnung auf den Feind, der, wenn er, wie Carmignola's Gendarmen, wohl mit Schutzwaffen versehen ist, mit dem Degen in der Faust vorrückt, in ihre Reihen einbricht, und keine andere Schwierigkeit

findet, als sich ihnen so zu nähern, daß er sie mit dem Degen erreichen kann; ist er da, so ficht er ohne Gefahr. Wirklich kann der Deutsche einen Feind, der ihm zu nahe auf den Leib gerückt ist, wegen der Länge des Schaftes nicht mit seiner Pike treffen, und er muß sich seines Degens bedienen; welcher ihm unnütz wird, weil er ohne Schutzwaffen dem ganz mit Eisen bedeckten Feinde gegenüber steht. Wenn man daher die Vortheile und Nachtheile beider erwägt, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß der von Schutzwaffen entblößte Soldat ohne Rettung verloren ist, während sein Gegner mit einer guten Rüstung bedeckt, leicht den ersten Stoß überwindet, und in die Zwischenräume der feindlichen Piken eindringt. Denn da die Heere gegen einander rücken (wie Ihr besser begreifen werdet, wenn ich Euch gezeigt haben werde, wie man seine Leute in Schlachtordnung stellt), so müssen sie sich nothwendiger Weise so treffen, daß die Haufen mit ihrer Fronte zusammen stoßen. Wenn nun auch die Pike einige der Angreifenden zu Boden streckt, so ist doch der Rest hinreichend, um den Sieg davon zu tragen. Aus diesem Grunde richtete Carmignola ein großes Blutbad unter den Schweizern an, und verlor nur wenige von den Seinigen.

Cosimo Rucellai.

Ja, aber Carmignóla's Soldaten waren Gendarmen und, obgleich abgesessen, so ganz mit Eisen bedeckt, daß sie thun konnten, was sie thaten. Man sollte also meinen, daß, um denselben Erfolg zu erreichen, das Fußvolk auf dieselbe Art bewaffnet werden müßte.

Fabrizio Colonna.

Wenn Ihr Euch erinnern würdet, was ich Euch über die römische Bewaffnung gesagt habe, würdet Ihr nicht so denken. Ein Fußknecht, der den Kopf mit Eisen bedeckt, die Brust durch Brustharnisch und Schild geschützt, Arme und Beine verwahrt hat, ist viel mehr geeignet, sich gegen die Pike zu vertheidigen, und in die feindlichen Reihen einzudringen, als ein abgesessener Gendarme. Ihr sollt einige Beispiele aus der neuern Zeit haben. Eine spanische Schaar Fußvolk, in Sicilien eingeschifft, hatten im Königreich Neapel gelandet, um sich mit Gonsalva, der die Franzosen in

Barletta belagerte, zu vereinigen. Der Graf von Aubigny zog ihnen mit seinen Gendarmen und ungefähr 4000 deutschen Lanzknechten entgegen. Letztere kamen zum Handgemenge, und durchbrachen die Reihen der Spanier. Aber diese, durch ihre kleinen Schilde und die Flüchtigkeit ihrer Bewegungen gedeckt, mischten sich in die Reihen der Deutschen und durchbohrten sie mit ihren Degen. Fast alle Lanzknechte kamen um, und die Spanier blieben Sieger. Es ist Niemand unbekannt, wie viele Deutsche in der Schlacht bei Ravenna das Leben verloren. Es rührte dies aus derselben Ursache her. Die Spanier näherten sich dem deutschen Fußvolk auf Degenlänge, und hätten es gänzlich vernichtet, wenn ihnen die französische Reiterei nicht zu Hülfe geeilt wäre. Auch jetzt noch konnten sich die Spanier dadurch, daß sie fest an einander schlossen, in Sicherheit zurück ziehen. Ich ziehe also den Schluß, daß ein gutes Fußvolk nicht nur den Angriff der Reiterei muß aushalten können, sondern daß es auch das feindliche Fußvolk nicht fürchten darf; was, wie ich häufig gesagt habe, durch Waffen und Aufstellung erreicht wird.

Cosimo Rucellai.

So sagt mir denn, wie Ihr Euer Fußvolk bewaffen würdet?

Fabrizio Colonna.

Ich würde zum Theil die römischen, zum Theil die deutschen Waffen nehmen, und ich wollte, daß die Hälfte auf römische die andere Hälfte auf deutsche Art bewaffnet wäre. Wenn ich nämlich bei 6000 Mann Fußvolk 3000 Mann mit dem römischen Schild bewaffnet hätte, 2000 mit der Pike, und 1000 mit dem Haken, nach Art der Deutschen, so reichte mir dies hin. Ich würde die Piken entweder in die Fronte der Bataillone, oder dahin stellen, wo am meisten Reiterei zu fürchten wäre. Ich würde mich derer, die Schild und Schwert führen, dazu bedienen, die Piken zu stützen, um die Schlacht zu gewinnen, wie ich Euch zeigen werde. Ich glaube, daß ein so aufgestelltes Fußvolk jedes andere Fußvolk überwinden würde.

Cosimo Rucellai.

Was Ihr über das Fußvolk gesagt habt, genügt uns; was aber die Reiterei betrifft, so wünschten wir zu wissen, welche Art der

Bewaffnung Euch die vortheilhafteste scheint, die unserige oder die der Alten?

Fabrizio Colonna.

Ich glaube, daß man heute mit Hülfe der Sattelbögen und der Steigbügel, deren Gebrauch den Alten unbekannt war, viel fester zu Pferde sitzt, als damals; ich glaube, daß man sich auch viel sicherer wappnet: so daß jetzt eine Schwadron Gendarmen, die mit ihrem ganzen Gewicht ansprengt, bei weitem geringeren Widerstand finden muß, als die Reiterei der Alten. Trotz diesem Vortheil bin ich doch der Meinung, daß man sich auf die Reiterei nicht mehr verlassen sollte, als man es früher gethan hat. Denn wie viel Mal hat in unsern Zeiten das Fußvolk den Angriff der Reiterei zur Schmach gewendet; und dies wird immer eintreffen, wenn ihr ein, so wie ich es wünsche, bewaffnetes und aufgestelltes Fußvolk gegenüber steht. Der König von Armenien, Tigranes, hatte, um ein römisches Heer unter Lucullus zu bekämpfen, 150,000 Reiter zusammengebracht, worunter sich unter dem Namen Catafracten eine Schaar befand, welche ganz wie unsere jetzigen Gendarmen bewaffnet war. Ihrer Seits hatten die Römer kaum 6000 Reiter, nebst 15,000 Mann Fußvolk. Als Tigranes das feindliche Heer erblickte, rief er aus: „Das sind doch viele Pferde für eine Gesandtschaft.“ Nichts desto weniger wurde er besiegt, als es zur Schlacht kam; und die Geschichtschreiber spotten über die Catafracten, weil ihr mit Eisen bedecktes Gesicht sie verhinderte, den Feind zu sehen und zu treffen, weil sie, mit Waffen beschwert, wenn sie stürzten, nicht wieder aufstehen, nicht von ihren eigenen Kräften Gebrauch machen konnten.

Ich behaupte, daß die Völker oder Reiche, welche mehr Werth auf die Reiterei als auf das Fußvolk legen, immer schwach und jedem Unfall ausgesetzt sind, wozu in unsern Tagen Italien den Beweis liefert, das von den Fremden ausgeplündert, verheert und durchstreift wurde, einzig weil es sein Fußvolk vernachläßigt, und aus seinen Soldaten eben so viele Reiter gemacht hat. Es ist ohne Zweifel gut, Reiterei zu haben, aber nur als zweite, nicht als erste Grundlage des Heers. Nichts ist nützlicher und nöthiger, um auf Kundschaft auszugehen, das Land des

Feindes zu durchstreifen und zu verheeren, sein Heer zu beunruhigen und in Verwirrung zu bringen, es immer unter den Waffen zu halten, ihm die Lebensmittel abzuschneiden. Was aber die allgemeine Feldschlacht betrifft, die Hauptsache des Kriegs und der Zweck, wofür man Heere bildet, so ist die Reiterei nützlicher den geschlagenen Feind zu verfolgen, wenn er einmal in Unordnung ist, als zu irgend etwas anderem, was in der Schlacht vorkömmt, und steht an Kraft dem Fußvolk weit nach.

Cosimo Rucellai.

Zwei Zweifel sind mir aufgestoßen. Zuerst weiß ich, daß die Parther immer nur zu Pferde Krieg führten, und daß sie doch die Herrschaft der Welt mit den Römern theilten. Zweitens wünschte ich von Euch zu hören, wie der Stoß der Reiterei vom Fußvolk ausgehalten werden kann, und woher die Stärke dieser, und die Schwäche der andern Waffe rührt.

Fabrizio Colonna.

Ich habe Euch gesagt, oder doch wenigstens sagen wollen, daß unser Gespräch über die Kriegskunst die Grenzen Europa's nicht überschreiten soll. Ich bin daher nicht verbunden, Euch von den Gebräuchen Asiens Rechenschaft zu geben. Doch will ich Euch aufmerksam machen, daß das Heer der Parther dem römischen ganz entgegengesetzt war, denn die Parther kämpften alle zu Pferde, ohne Reih und Glied zu halten, und stürzten sich ohne Ordnung auf den Feind; was ihre Fechtart immer wechselnd und voll Ungewißheit machte. Die Römer waren, man kann sagen, fast alle Fußvolk; sie fochten in Reih und Glied und festen Fußes. Beide Völker waren unterschiedlich Sieger, je nachdem die Schlachtfelder frei oder eingeengt waren. In letzterem Terrain hatten die Römer die Oberhand; die Parther im andern. Ueberdies war ihre Fechtart der Natur der Gegenden, die sie zu vertheidigen hatten, vollkommen angepaßt. Diese Gegenden, unermeßliche Ebenen, tausend Meilen vom Meer entfernt, deren nächste Flüsse zwei oder drei Tagreisen von einander fließen, und wo die Dörfer, ja die Einwohner selten sind, konnten von einem römischen Heere, dessen Bewegungen durch seine Waffen und Marschordnung aufgehalten wurden, nicht ohne große Gefahr durchzogen werden, da die

Vertheidiger, immer zu Pferde, und in ihren Bewegungen außerordentlich schnell, sich heute an einem Punkt befanden, von dem sie morgen fünfzig Meilen entfernt waren. Dies ist die wahre Ursache der Ueberlegenheit der Parthischen Reiterei, des Unsterns von Crassus Armee, und der Gefahren, mit welchem das Heer des Marcus Antonius zu kämpfen hatte.

Da ich aber, wie ich Euch gesagt, nicht von den Heeren außerhalb Europa sprechen will, so werde ich mich auf das beschränken, was die Griechen und Römer einst vorschrieben, und auf das, was heute die Deutschen thun.

Kommen wir nun auf Eure zweite Frage. Ihr wollt wissen, durch welche Ordnung oder durch welche natürliche Eigenschaft das Fußvolk der Reiterei überlegen ist? Ich antworte zuerst, daß die Reiterei nicht, wie das Fußvolk, an alle Orte dringen kann. Wenn eine Bewegung gemacht werden soll, so kann sie nur langsamer, als das Fußvolk, gehorchen; denn wenn es z. B. nöthig ist, beim Vorrücken, rückwärts Front zu machen, oder während des Rückzuges wieder vorzurücken, oder sich nach dem Halten wieder in Marsch zu setzen, oder während des Marsches Halt zu machen, so kann alles das von der Reiterei nicht mit derselben Schnelligkeit und Genauigkeit ausgeführt werden. Ferner können die Reiter, wenn sie ein Angriff in Verwirrung gebracht hat, nur schwer, selbst wenn dieser Angriff gescheitert ist, wieder in Ordnung gebracht werden; welches letztere dem Fußvolk fast nie widerfährt. Außerdem ereignet es sich oft, daß ein muthiger Mann ein furchtsames Pferd hat, oder ein furchtsamer Mann eiu muthiges Pferd; und diese Ungleichheit führt Unordnung herbei.

Man darf sich nicht wundern, daß eine Masse Fußvolk den Stoß der Reiterei aushalten kann; denn das Pferd ist ein verständiges Thier; es kennt die Gefahr, und setzt sich ihr nur wider Willen aus. Wenn man nun die Kraft erwägt, die es vorwärts treibt, und die, welche es zurück hält, so wird man finden, um wie viel die anhaltende Kraft mächtiger ist als die antreibende; denn nur der Sporn treibt es vor, Piken und Degen halten es zurück. Auch hat die Erfahrung alter und neuer Zeit bewiesen, daß eine geschlossene Schaar Fußvolk nichts von der Reiterei zu

fürchten hat, und von ihr nicht angetastet werden kann. Wenn Ihr mir einwerft, daß das Ungestüm, womit man vorsprengt, das Pferd anreizt mit Wuth alles, was sich seinem Laufe widersetzt, zu Boden zu werfen, und es weniger empfindlich für die Piken als für den Sporn macht, so antworte ich, daß das so angetriebene Pferd, wenn es zu merken anfängt, es müsse durch Lanzenspitzen dringen, entweder langsamer läuft und auf der Stelle anhält, so wie es sich verletzt fühlt, oder daß es in der Nähe der Lanzen rechts oder links wendet. Wollt Ihr davon die Probe machen, so versucht nur, gegen eine Mauer anzusprengen; Ihr werdet sehr wenige Pferde finden, welche mit dem gewünschten Feuer darauf losrennen werden. Als Cäsar im gallischen Krieg mit den Helvetiern zu kämpfen hatte, saß er ab, und ließ alle Uebrigen absitzeu und die Pferde zurück führen, als mehr zur Flucht denn zur Schlacht tauglich.

Allein, unerachtet dieser natürlichen Hindernisse, die den Reitern im Wege stehen, muß der Befehlshaber des Fußvolks immer die Wege wählen, welche der Reiterei die meisten Hindernisse darbieten, und selten wird der Fall eintreten, daß man sich nicht durch die Beschaffenheit des Landes sichern kann. Wenn man auf den Höhen hinzieht, so ist man vor jenem Ungestüm sicher, das man fürchtete. Marschirt man durch die Ebene, so gibt es wenig Ebenen, wo nicht die Arbeiten des Feldbaues und die Gehölze Sicherheit gewähren; denn jeder Zaun, jeder Graben, so seicht er auch ist, hält plötzlich jenes Ungestüm an, und Reben und Baumpflanzungen hindern die Bewegung der Reiterei gänzlich. Wie auf dem Marsch, so ist es auch in der Schlacht. Das geringste Hinderniß, welches das Pferd antrifft, reicht hin, sein Feuer zu dämpfen. Ich will jedoch nicht zu sagen vergessen, daß die Römer eine so große Wichtigkeit auf ihre Schlachtordnung legten, und ein solches Vertrauen in ihre Waffen setzten, daß sie bei freier Wahl zwischen rauhem und dadurch vor der Reiterei geschütztem Terrain, worauf sie aber ihre Linien nicht entwickeln konnten, und offenem, der Reiterei ausgesetztem Terrain, wo sie sich aber ausbreiten konnten, immer das letztere dem ersten vorzogen.

Da wir jetzt unser Fußvolk nach altem und neuem Muster

bewaffnet haben, so ist es Zeit, zu den Uebungen überzugehen. Wir wollen zuerst die Uebungen untersuchen, welche von den Römern vorgenommen wurden, ehe sie ihr Fußvolk zur Schlacht führten. Wie gut es auch gewählt und bewaffnet seyn mag, so muß es doch mit dem größten Fleiße eingeübt werden, denn ohne diese Uebung gab es nie einen guten Soldaten. Die Uebungen müssen in drei Theile getheilt seyn. Der erste, um den Körper abzuhärten, ihn zur Ertragung von Strapazen tauglicher, schneller und gewandter zu machen; der zweite, um die Waffen führen zu lernen; der dritte, um Reih und Glied und seinen Platz im Heere halten zu lernen, sowohl auf dem Marsch als in der Schlacht und beim Lagern. Dies sind die drei Hauptgeschäfte eines Heeres, denn, wenn ein Heer mit Ordnung und Fertigkeit marschirt, lagert und schlägt, so erhält der Feldherr seine Ehre, wenn auch der Ausgang der Schlacht nicht günstig ist.

Alle alten Republiken hatten so gut durch Sitten und Gesetze für diese Uebungen gesorgt, daß kein Theil davon vernachläßigt wurde. Sie übten die Jugend im Wettlauf, um sie schnell zu machen; und im Springen, um sie gewandt zu machen; im Speerwerfen nach dem Pfahl und im Ringen, um sie stark zu machen. Diese drei Eigenschaften sind für den Soldaten nothwendig zu nennen, denn durch die Schnelligkeit kann er dem Feinde im Besetzen wichtiger Punkte zuvorkommen, ihm unverhofft und unerwartet auf den Leib rücken, und ihn verfolgen, wenn er geworfen ist. Die Gewandtheit läßt ihn den Streichen ausweichen, über einen Graben setzen, einen Wall ersteigen. Die Stärke läßt ihn besser die Waffen tragen, auf den Feind eindringen, und seinen Anfall aushalten. Vor allem aber, um den Körper gegen Beschwerlichkeiten abzuhärten, gewöhnte man ihn, schwere Lasten zu tragen. Diese Gewohnheit ist nothwendig, da bei schwierigen Unternehmungen der Soldat außer den Waffen oft noch Lebensmittel für mehrere Tage bei sich tragen muß. Ist er an diese Last nicht gewöhnt, so kann er es nicht, und dies verhindert, daß man entweder einer Gefahr entgeht, oder ruhmvoll einen Sieg gewinnt.

Um die Führung der Waffen zu lernen, übte man sie auf

folgende Art. Man wollte, daß die Jünglinge eine Rüstung anlegten, deren Gewicht mehr als das doppelte der gewöhnlichen betrug, und statt des Schwerts gab man ihnen einen mit Blei gefüllten, in Vergleichung mit diesem, sehr schweren Stock. Man ließ jeden einen Pfahl in die Erde pflanzen, dessen Ende sechs Fuß hervorstand, und der stark genug seyn mußte, um durch die Hiebe nicht zerbrochen oder umgeworfen zu werden. Gegen diesen Pfahl übte sich der Jüngling mit dem Schilde und dem Stocke wie gegen einen Feind. Bald stach er ihn, als wollte er Gesicht oder Kopf verwunden, bald als wollte er Hüften oder Beine treffen; bald wich er zurück, bald ging er wieder vor. Man trug Sorge, sich bei dieser Uebung geschickt selbst zu decken, während man den Feind traf. Da nun die falschen Waffen äußerst schwer waren, so schienen die ächten leichter, wenn man sich ihrer bediente. Die Römer wollten, daß der Soldat stechen, nicht hauen sollte, nicht allein weil der Stich tödtlicher und schwerer abzuhalten ist, sondern auch weil der, welcher stößt, sich weniger Blößen gibt, und eher zu erneutem Angriff bereit ist, als der, welcher haut.

Wundert Euch nicht, daß die Alten diesen kleinen Dingen ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, denn wenn es sich darum handelt, handgemein zu werden, ist jeder kleine Vortheil von großer Wichtigkeit; und ich rufe Euch mehr das ins Gedächtniß zurück, was die Schriftsteller gesagt haben, als daß ich Euch belehren wollte. Die Alten sahen es für die glücklichste Sache für eine Republik an, eine große Zahl in den Waffen geübter Bürger in sich zu schließen; denn es ist nicht der Glanz des Goldes und der Edelsteine, der dir den Feind unterwirft, sondern allein der Schrecken der Waffen. Außerdem können die Fehler, die man in den andern Dingen macht, bisweilen wieder gut gemacht werden; die aber, welche man im Kriege macht, können nicht wieder gut gemacht werden, da ihnen die Strafe auf dem Fuße folgt. Ueberdies macht die Fechtkunst den Mann kühner, weil sich Niemand scheut, das auszuüben, was er überzeugt ist, zu verstehen; daher wollten die Alten, daß ihre Bürger jede Kriegsübung trieben. Sie ließen sie schwerere Wurfspieße als die ächten gegen den Pfahl schleudern,

und außerdem, daß diese Uebung richtig zielen lehrte, entwickelte sie die Muskelkraft des Armes. Auch im Schießen mit Pfeil und Bogen und im Schleudern wurde Unterricht ertheilt. Jeder Art von Uebung waren Meister vorgesetzt, so daß die jungen Leute, in der Folge zum Kriegsdienst bestimmt, schon an Muth und Tüchtigkeit Soldaten waren. Sie mußten nur noch in Reih und Glied marschiren und fechten lernen, und sie lernten das leicht, da sie unter die gemengt wurden, die, weil sie schon längere Zeit gedient hatten, Reih und Glied zu halten verstanden.

Cosimo Rucellai.

Welche Uebungen würdet Ihr sie jetzt vornehmen lassen?

Fabrizio Colonna.

Die meisten der oben genannten, als Laufen, Ringen und Springen. Ich würde sie durch Tragen schwererer als der gewöhnlichen Waffen ermüden. Ich würde sie im Schießen mit Bogen und Armbrust üben, und würde den Haken hinzufügen, ein neues Werkzeug, wie Ihr wißt, und ein nothwendiges. Ich würde die ganze Jugend meines Staates diesen Uebungen unterwerfen, aber besondere Sorgfalt würde ich dem Theil, den ich für den Krieg ausgewählt hätte, widmen, und ihn unausgesetzt an den Feiertagen einüben. Ferner müßte ein Jeder schwimmen lernen, eine sehr nützliche Fertigkeit; denn die Flüsse haben nicht immer Brücken, und man hat nicht immer Schiffe bei der Hand. Wenn daher dein Heer nicht schwimmen kann, so muß es manche Bequemlichkeit entbehren, und muß oft eine günstige Gelegenheit vorübergehen lassen. Die Römer hatten aus keinem andern Grunde angeordnet, daß ihre Jugend sich auf dem Marsfeld übte, als daß sie sich in der nahen Tiber von der Ermüdung ihrer Spiele durch das Bad erholen, und hierbei schwimmen lernen sollte. Nach dem Beispiel der Alten würde ich auch die, welche zu Pferde dienen sollen einüben lassen. Es ist durchaus nothwendig, daß sie nicht nur reiten können, sondern daß sie auch zu Pferde Herr ihrer Bewegungen sind. Zu dem Zwecke hatten die Römer hölzerne Pferde, auf denen sie Gewandtheit erlangten, indem sie, bewaffnet und unbewaffnet, ohne irgend eine Hülfe, auf allen Seiten hinauf sprangen. Auch war ihre Reiterei auf das Zeichen ihres Führers im Nu abgesessen, und eben so schnell konnte sie wieder aufsitzen.

Wenn diesen Uebungen zu Fuß und zu Pferd damals nichts im Wege stand, so würde es auch heute einer Republik oder einem Fürsten nicht schwer fallen, sie bei der Jugend wieder einzuführen, wie es genügend durch das Beispiel einiger Städte des Abendlandes bewiesen ist. Dort herrschen folgende Gebräuche. Alle Einwohner sind in verschiedene Fähnlein eingetheilt, deren jedes den Namen einer im Kriege gebräuchlichen Waffe führt. Da sie sich nun der Pike, Hellebarte, des Bogens und des Hakens bedienen, so geben sie ihnen die Benennung Piken, Hellebardiere, Hakenschützen und Bogenschützen. Jeder Einwohner muß sich erklären, zu welchem Fähnlein er eingeschrieben seyn will. Da aber Alters wegen, oder aus andern Gründen, nicht alle zum Kriegsdienst tauglich sind, so wird aus jedem Fähnlein eine gewisse Anzahl Leute ausgewählt, die Geschworne heißen, und sich an den Feiertagen in jenen Waffen, deren Namen sie führen, üben müssen. Jedem Fähnlein ist ein besonderer Uebungsplatz von der Obrigkeit angewiesen; und alle die zum Fähnlein gehören, die Geschwornen ausgenommen, tragen zu den für die Uebungen nothwendigen Ausgaben eine gewisse Summe bei. Wir könnten es auch so machen, wie diese Völker; aber unsere Verblendung erlaubt uns nicht, eine gute Maßregel zu ergreifen. Ihren Uebungen verdankten die Alten die Güte ihres Fußvolks, und nur deßwegen haben die Völker des Abendlandes heute ein besseres Fußvolk als wir; denn die Alten übten es entweder zu Hause, wie jene Republiken, oder nur beim Heere, wie jene Kaiser aus den oben erwähnten Ursachen. Wir aber wollen uns zu Hause nicht einüben, und im Lager können wir es nicht, weil die Soldaten nicht unsere Unterthanen sind, und weil wir sie keinen andern Uebungen unterwerfen können, als die sie selbst vornehmen wollen. Aus diesen Ursachen wurden erst die Uebungen und dann die regelmäßige Aufstellung vernachläßigt; und daher die Schwäche der heutigen Königreiche und Republiken, besonders der italienischen.

Kommen wir aber zu unserm Gegenstand zurück, und fahren wir fort, den Nutzen der verschiedenen Uebungen zu erörtern. Ich sage, es reicht nicht hin, um einen guten Soldaten zu bilden, daß er abgehärtet, stark, schnell und gewandt ist, sondern er muß auch

sorgfältig in Reih und Glied bleiben, den Fahnen, der Trompete und Trommel, und der Stimme seines Hauptmanns gehorchen lernen. Er muß in Reih und Glied halten, zurück gehen, vorrücken, fechten und marschiren können. Denn, ohne daß diese Kriegszucht mit der genauesten Sorgfalt beobachtet und ausgeführt wurde, gab es nie ein gutes Heer. Ohne Zweifel sind muthige und ungeordnete Soldaten viel schwächer als furchtsame und geordnete, denn die Ordnung vertreibt die Furcht, die Unordnung macht den Muth schwinden.

Damit Ihr aber besser versteht, was unten gesagt werden soll, so müßt Ihr wissen, daß jede Nation in ihrer Kriegsverfassung bei ihrem Heere, oder vielmehr bei ihrer Landesbewaffnung, ein Hauptglied angenommen hat, dessen Benennung wohl verschieden war, dessen Stärke aber überall 6000 bis 8000 Mann betrug. Dieses Glied hieß bei den Römern Legion, bei den Griechen Phalanx, bei den Galliern Caterra. Die Schweizer, welche allein in unsern Tagen einen Schatten vom Kriegswesen der Alten erhalten haben, nennen es Regiment *). Uebrigens hat es jede Nation in verschiedene Bataillone getheilt, und nach ihren Zwecken aufgestellt. Wir wollen uns während unseres Gesprächs des letzteren Ausdrucks, als des bekanntesten bedienen, und dann unser Regiment aufs beste, nach alten und neuen Schlachtordnungen aufstellen.

Wie die Römer ihre aus 5000 bis 6000 Mann bestehenden Legionen, in zehn Cohorten theilten, so soll auch unser Regiment aus zehn Bataillonen und 6000 Mann zu Fuß bestehen. Jedes Bataillon soll 450 Mann stark seyn, wovon 400 Schwerbewaffnete und fünfzig Leichtbewaffnete. Von den Schwerbewaffneten erhalten 300 Schild und Schwert, unter dem Namen Schildträger; 100 erhalten Piken und sollen ordentliche Piken heißen. Die Leichtbewaffneten, fünfzig an der Zahl, werden mit Haken, Armbrust, Partisane und Rundtartsche bewaffnet, und erhalten den alten

---

*) Das Wort Regiment ist der Deutlichkeit wegen gewählt, das Original hat statt Regiment — Battaglione, und was wir Bataillone heißen, nennt es Battaglie.

Namen, ordentliche Veliten. So werden die zehn Bataillone aus 3000 Schildträgern, 1000 ordentlichen Piken und 500 ordentlichen Veliten bestehen; im Ganzen aus 4500 Mann Fußvolk. Da unser Regiment aber 6000 Mann enthalten soll, so müssen noch 1500 Mann dazu kommen, wovon 1000 Piken erhalten und außerordentliche Piken heißen, und 500 Leichtbewaffnete, die außerordentliche Veliten genannt werden. Auf diese Art würde mein Fußvolk zur Hälfte aus Schildträgern, zur Hälfte aus Soldaten bestehen, die Piken und andere Waffen führen. Jedem Bataillon würde ich einen Bataillonschef, vier Centurionen und vierzig Decurionen vorsetzen. Ferner hätten die ordentlichen Veliten einen Lieutenant und fünf Decurionen Den außerordentlichen Piken würde ich drei Bataillonschefs, zehn Centurionen und 100 Decurionen geben, und den außerordentlichen Veliten zwei Bataillonschefs, fünf Centurionen und fünfzig Decurionen. Dann würde ich das ganze Regiment unter einen Obersten stellen. Jeder Bataillonschef hätte seine Fahne und Spielleute. Auf diese Art würde ein Regiment aus zehn Bataillonen bestehen, und 3000 Schildträger, 1000 ordentliche Piken, 1000 außerordentliche Piken, 500 ordentliche Veliten und 500 außerordentliche Veliten in sich begreifen. Ich hätte so 6000 Mann Fußvolk, bei denen man 600 Decurionen, fünfzehn Bataillonschefs mit fünfzehn Fahnen und Spielleuten, fünfundfünfzig Centurionen, zehn Lieutenants der ordentlichen Veliten, und einen Obersten über das Ganze, mit seiner Fahne und seinen Spielleuten zählen würde. Ich habe diese Eintheilung mehrere Mal wiederholt, damit Ihr nicht irre werdet, wenn ich Euch die Aufstellung des Regiments und die Schlachtordnung der Armee erzähle.

Jeder König oder jede Republik, welche ihren Unterthanen eine Kriegsverfassung geben will, sollte sie auf die angegebene Art bewaffnen und eintheilen, und so viele Regimenter in ihren Staaten ausheben, als diese liefern können. Wenn die Soldaten nun auf obige Art eingetheilt sind, so ist zur Erlernung der Aufstellung und Bewegungen hinreichend, sie Bataillonweise einzuüben. Denn obgleich ein einzelnes Bataillon wegen seiner Zahl nicht die Form eines rechten Heeres annehmen kann, so kann der Soldat

doch auf diese Art alles das lernen, was er für seine Person auszuführen hat. Es gibt nämlich zwei Arten von Bewegungen; erstens die, welche die Soldaten im Bataillon auszuführen haben, und zweitens die des Bataillons, wenn das Heer beisammen ist. Wenn die Leute in der ersteren geschickt sind, so können sie auch die zweite ausführen; aber ohne die erste zu verstehen, können sie die zweite nie lernen. Wie gesagt, kann jedes Bataillon für sich, bei allen Bewegungen und in jedem Terrain Reih und Glied halten, sich in Schlachtordnung stellen, und die Signale mit der Trompete und Trommel, mittelst welcher während des Gefechts commandirt wird, verstehen lernen. Der Soldat muß diesem Schall zu gehorchen wissen, wie der Matrose der Pfeife, und alles, was dadurch befohlen wird, verstehen, sei es halten, vorrücken, umkehren, oder nach irgend einer Seite Waffen und Gesicht wenden. Ein Bataillon, in dessen Reihen weder Bewegungen noch Terrainhindernisse Unordnungen bringen können; welches die durch Trommel und Trompete ertheilten Befehle des Chefs versteht und auf der Stelle ausführt, ein solches Bataillon, sage ich, wird mit andern vereinigt keine Schwierigkeit finden, alles das auszuführen, was alle Bataillone, zum Körper vereinigt als ein rechtes Heer, zu thun haben.

Da nun diese allgemeinen Uebungen gleichfalls nicht gering zu achten sind, so könnte man im Frieden ein oder zweimal des Jahrs das ganze Regiment versammeln, und es in Form eines rechten Heeres vertheilen. Man würde es einige Tage einüben, als ob man eine Schlacht liefern wollte, und hierbei Mittelpunkt, Flügel und Reserve an ihre gehörigen Plätze stellen, und da ein Feldherr seine Schlachtordnung entweder nach einem Feinde einrichtet, den er sieht, oder nach einem Feinde, den er fürchtet ohne ihn zu sehen, so muß er sein Heer in diesen beiden Voraussetzungen üben. Er muß ihm die Zugordnung lehren und wie es fechten soll, im Fall dies nöthig wird, indem er ihm zeigt, welche Vorkehrungen getroffen werden müssen, wenn es während des Marsches von der einen oder andern Seite angegriffen wird. Wenn er einen gegenüberstehenden Feind bekämpfen lehrt, muß er seinen Soldaten zeigen, wie das Gefecht eingeleitet wird, wohin sie

sich zurückzuziehen haben, wenn sie zurückgedrängt sind, wer ihre Stelle einzunehmen hat, welchem Signal, welchem Wirbel der Trommler, welchen Commandos sie gehorchen müssen. Kurz er soll seine Soldaten mit diesen Scheingefechten und Angriffen so vertraut machen, daß in ihnen das Verlangen nach wirklichem Kampf rege werden muß. Nicht das gibt dem Heere Muth, daß in ihm muthige Männer sind, sondern daß die Schlachtordnung gut ist, denn wenn ich im ersten Treffen stehe und weiß, wohin ich mich, im Fall ich geworfen werde, zurückziehen soll, und wer meine Stelle einnehmen wird, so werde ich mit um so mehr Muth fechten, als ich Hilfe nahe weiß. Ist mein Posten im zweiten Treffen, so werde ich nicht erschrecken, das erste zurückgetrieben und geschlagen zu sehen, weil ich schon vorausgesetzt habe, daß das nicht unmöglich sei, und weil ich es sogar gewünscht habe, um statt seiner meinem Fürsten den Sieg zu erringen. Diese Uebungen sind durchaus nothwendig, wenn man ein ganz neues Heer errichtet; sie sind da noch nothwendig, wo schon ein altes Heer besteht. So wurden die Römer, obgleich als Knaben schon mit ihrer Schlachtordnung bekannt, doch ohne Unterlaß von ihren Feldherrn darin geübt, ehe diese sie dem Feind entgegen führten. Der Geschichtschreiber Joseph berichtet, die immerwährenden Uebungen der römischen Heere hätten bewirkt, daß selbst jener Troß, den Gewinnsucht im Gefolge des Lagers hält, am Tag der Schlacht nützlich wurde, weil alle in Reih und Glied marschiren und fechten konnten. Wenn Ihr aber ein Heer aus lauter neuen Soldaten bildet, entweder um unmittelbar zu fechten, oder um eine Landesbewaffnung zu haben, die kämpft, wenn es die Umstände erfordern, so ist, ohne diese Uebungen, sowohl in den Bataillonen als im Ganzen, nichts gethan. Da die Schlachtordnung nothwendig ist, so muß man Mühe und Fleiß verdoppeln, um sie jene zu lehren, die sie nicht wissen, und die, welche sie wissen, muß man in Uebung erhalten, wie man denn sieht, daß zur Erreichung beider Zwecke viele ausgezeichnete Feldherrn ihre Soldaten ohne Unterschied angestrengt haben.

Cosimo Rucellai.

Es scheint, diese Betrachtungen haben Euch ein wenig von der

Frage abgebracht. Ihr habt uns noch nicht gezeigt, wie man die Bataillone üben soll, und habt schon von dem versammelten Heere und von den Schlachten gesprochen.

Fabrizio Colonna.

Ihr habt Recht, und der wahre Grund davon ist meine Vorliebe für diese Schlachtordnung, und der Schmerz, den mir ihre Vernachläßigung verursacht. Aber fürchtet nichts, ich werde zu meinem Gegenstand zurück kommen.

Wie ich Euch schon gesagt habe, ist Reih und Glied halten das wichtigste des Bataillonsunterrichts. Um das zu erreichen ist die Uebung, welche man die Schnecke nennt, nothwendig. Da ich ein Bataillon zu 400 Schwerbewaffneten angenommen habe, so wollen wir bei dieser Zahl bleiben. Man wird also das Bataillon in achtzig Glieder, das Glied zu fünf Mann aufstellen. Dann wird man sie lehren im schnellen oder langsamen Marsch sich zum Ring zu verbinden, und auseinander zu gehen. Wie dies geschieht, läßt sich leichter durch die Ausführung, als durch Beschreibung zeigen. Uebrigens ist letzteres um so weniger nöthig, als Jeder, der zum Handwerk gehört, weiß, wie diese Uebung ausgeführt wird, welche nur dazu dient, den Soldaten an das Gliederhalten zu gewöhnen. Stellen wir aber nun ein solches Bataillon in Schlachtordnung.

Es gibt drei Hauptstellungen. Die erste und nützlichste ist die Masse in Form zweier Vierecke; die zweite das Viereck mit gehörnter Front; die dritte das hohle Viereck, dessen leerer Raum Platz genannt wird. Die erste Aufstellung kann auf zweierlei Art genommen werden. Die eine hievon ist das Gliederverdoppeln, d. h., man läßt das zweite Glied in das erste, das vierte in das dritte, das sechste in das fünfte u. s. f. eintreten, so daß man nun statt achtzig Glieder zu fünf Mann, vierzig Glieder zu zehn Mann hat. Hierauf läßt man auf dieselbe Art die Glieder noch einmal verdoppeln, indem man ein Glied in das andere hineinschiebt, und so bleiben noch zwanzig Glieder, das Glied zu zwanzig Mann, übrig. Dies gibt beinahe zwei gleichseitige Vierecke; denn obgleich auf jeder Seite gleich viel Leute stehen, so ist die Masse, da die Leute Arm an Arm neben einander, und mit zwei Schritt Abstand hinter einander stehen, doch von dem

Rücken zur Fronte länger als von der einen Flanke zur andern. Da wir aber heute öfters vom vorderen Theil, vom Rücken und den Seiten des Bataillons oder des ganzen Heeres zu sprechen haben, so wißt, daß das Wort Kopf oder Fronte den vordern Theil, Schweif oder Rücken den hintern Theil, und Flanken die Seiten bedeutet. Die fünfzig ordentlichen Veliten mischen sich nicht unter die andern Glieder, sondern dehnen sich, wenn das Bataillon formirt ist, längs der Flanken aus.

Die andere Art, die Bataillone zu formiren ist folgende; da sie besser als die vorige ist, so will ich sie genau erklären. Ihr werdet nicht vergessen haben, aus wie viel Soldaten und Offizieren das Bataillon besteht und wie es bewaffnet ist. Die Stellung, welche es annehmen soll, ist, wie ich gesagt habe, in zwanzig Gliedern, das Glied zu zwanzig Mann. In Fronte fünf Glieder Piken, dahinter fünfzehn Glieder Schildträger; zwei Centurionen vor der Fronte, die zwei übrigen als Schließende am Schweif, um den Dienst der Offiziere zu thun, welche die Alten Tergiductoren nannten; der Bataillonschef mit seiner Fahne und Spielleuten zwischen den fünf Gliedern Piken und den fünfzehn Gliedern Schildträgern; auf den Seiten jedes Gliedes vier Ducurionen, so daß jeder seine Leute neben sich hat, die auf der linken Flanke rechter, und die auf der rechten Flanke linker Hand; die fünfzig Veliten auf den Flanken und im Rücken des Bataillons vertheilt. Wenn sich das Bataillon nun während eines gewöhnlichen Marsches auf diese Art formiren soll, so geschieht dies folgendermaßen. Vor dem Abmarsch trifft man diese Anordnung: man stellt in achtzig Gliedern zu fünf Mann auf, wie wir vor Kurzem gesagt haben, und läßt die Veliten entweder am Kopf oder am Schweif, wenn sie nur außerhalb dieser Stellung stehen. Man muß anordnen, daß jeder Centurio zwanzig Glieder hinter sich hat, und zwar unmittelbar hinter sich fünf Glieder Piken, die übrigen, Schildträger. Der Bataillonschef mit den Spielleuten und der Fahne wird sich zwischen die Piken und Schildträger des zweiten Centurio stellen, und nimmt den Raum von drei Gliedern Schildträgern ein. Von den Decurionen stehen zwanzig auf der linken Flanke der zwanzig Glieder des ersten Centurio, und zwanzig auf der rechten Flanke der Glieder des letzten

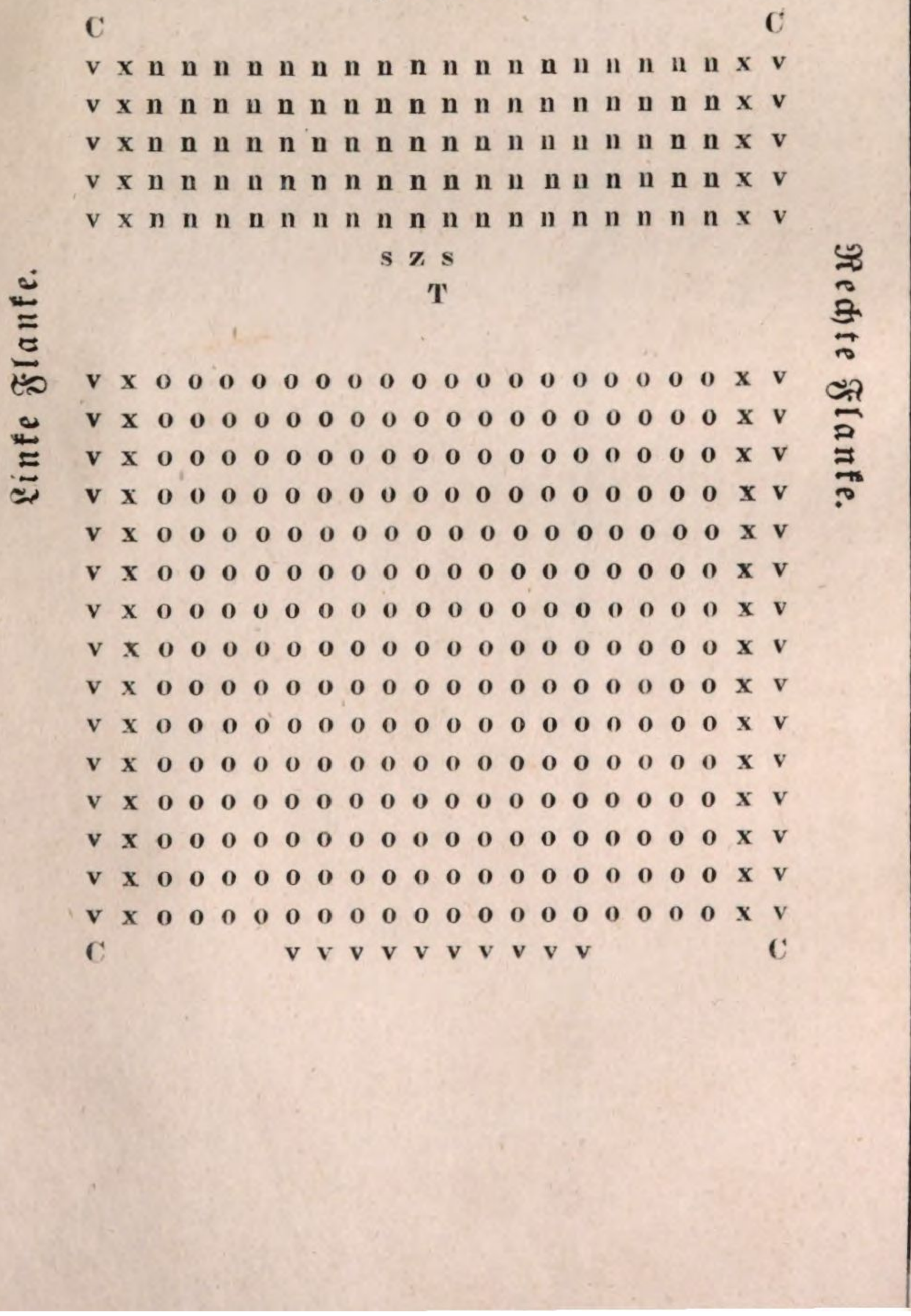
Centurio. Es ist zu bemerken, daß die Decurionen, welche Piken zu leiten haben, Piken tragen, und die Decurionen der Schildträger die Waffen derselben haben. Wenn man also in dieser Ordnung abmarschirt ist und sich in Schlachtordnung stellen will, so erhält der erste Centurio Befehl, mit seinen zwanzig Gliedern Halt zu machen. Der zweite Centurio setzt den Marsch fort, zieht sich rechts und marschirt längs der Flanke der stehenden zwanzig Glieder auf, und läßt, auf der Höhe des ersten Centurio angekommen, halten. Der dritte Centurio bricht gleichfalls rechts aus, marschirt auf und richtet sich auf die beiden stehenden Centurionen ein. Der vierte Centurio bricht ebenfalls rechts aus, maschirt längs der rechten Flanke der stehenden Glieder auf, und macht, auf der Höhe der andern Centurionen angekommen, Halt. Zwei Centurionen begeben sich nun sogleich von der Fronte in den Rücken des Bataillons, und das Bataillon ist auf die Art, welche wir vorhin gezeigt haben, formirt. Die Veliten vertheilen sich auf den Flanken wie bei der ersten Art der Formation.

Erstere Art heißt, in gerader Linie duppliren, die zweite, nach der Flanke duppliren. Die erste ist leichter, die zweite regelmäßiger, und erlaubt, sich nach den Umständen zu richten. Bei der ersten bestimmt die Zahl die Form; denn von fünf Mann kömmt man auf zehn, von zehn zu zwanzig, von zwanzig zu vierzig; so daß man durch das Duppliren in gerader Linie keine Fronte von fünfzehn, fünfundzwanzig, dreißig oder fünfunddreißig Mann erhalten kann; sondern der Zahl unterworfen ist. Allein es tritt jeden Tag der Fall ein, daß eine Entsendung von sechs- oder achthundert Mann Fußvolk dem Feind die Spitze bieten muß, wobei Euch das Duppliren in gerader Linie in Unordnung bringen würde. Ich würde daher der zweiten Art der Formation den Vorzug geben, und die Schwierigkeit, welche sie darbietet, durch Uebung und häufiges Ausführen erleichtern.

Ich sage also, daß es vor Allem wichtig ist, Soldaten zu haben, die ihre Plätze im Glied schnell zu finden wissen, und es ist nothwendig, sie in der gezeigten Aufstellung alle Bewegungen ausführen zu lassen, indem man sie in raschem Schritt sowohl vorrücken als zurück gehen und steile und schwierige Terraintheile überschreiten lehrt, ohne jemals aus Reih und Glied zu kommen.

Duppliren nach der Flanke während des Marsches.

Fronte.



Soldaten, die dies wohl zu thun verstehen, sind praktische Soldaten, und hätten sie nie einem Feinde ius Auge geschaut, so kann man sie alte Soldaten nennen. Solche hingegen, welche nicht Reih und Glied zu halten verstehen, und hätten sie zwanzig Feldzüge mitgemacht, müssen immer als Rekruten betrachtet werden. Dies wäre also der Aufmarsch, wenn man mit schmalen Gliedern marschirt ist.

Wenn aber die Bataillone aufmarschirt, und durch das Terrain oder den Feind auseinander gekommen sind, so muß auf der Stelle wieder Ordnung hergestellt werden, was das Wichtigste und Schwierigste ist und sehr häufig geübt und ausgeführt werden muß, wie dies bei den Alten geschah. Zwei Dinge sind dazu nothwendig; erstens muß man in jedem Bataillon zahlreiche Sammelzeichen haben, und zweitens muß jeder Soldat seinen fest bestimmten Platz haben. Verbi gratia, wer Anfangs ins zweite Glied gestellt worden ist, muß darin bleiben, nicht nur in demselben Glied, sondern auch an demselben Ort. Hierzu sind nun zahlreiche Sammelzeichen nöthig. Zuerst muß die Fahne von besonderer Farbe seyn, damit, bei der Vereinigung mehrerer Bataillone, ein jedes seine Fahne unterscheiden kann. Zweitens müssen der Bataillonschef und die Centurionen verschiedene und kennbare Helmbüsche tragen; und noch wichtiger ist, daß man die Decurionen erkenne. Die Alten legten so viel Wichtigkeit auf diesen Punkt, daß jeder seine Nummer auf dem Helm hatte, und erster, zweiter, dritter, vierter u. s. w. genannt wurde. Dies war noch nicht genug, jeder Soldat hatte die Nummer seines Gliedes, und die seiner Stelle in dem Gliede auf den Schild geschrieben. Wenn die Leute so bezeichnet, und gewohnt sind, diese Ordnung beizubehalteu, so ist es ein Leichtes, auch nach der größten Verwirrung, wieder schnell aufzustellen. Denn so wie die Fahne hält, können Centurionen und Decurionen nach dem Augenmaß ungefähr ihre Plätze abschätzen; die rechts gehören, werden sich rechts, die links gehören, links, im gewöhnlichen Abstand aufstellen, und die Soldaten können, durch ihre Vorschrift und die verschiedenen Sammelzeichen geleitet, rasch wieder in ihre Glieder eintreten. So werdet Ihr leicht ein Faß wieder aufschlagen, dessen Dauben Ihr bezeichnet habt, doch nie wird es Euch gelingen, wenn Ihr jene Vorsichtsmaßregel vernachläßigt. Mit

Fleiß und Uebung lassen sich diese Dinge bald anweisen, und der Soldat lernt sie bald; und hat er sie einmal gut begriffen, so vergißt er sie schwer, weil die Rekruten durch die alten Soldaten geleitet werden; und so wird mit der Zeit ein ganzes Land durch diese Uebungen Kriegsfertigkeit erlangen.

Es ist auch nöthig, die Soldaten alle auf einmal, aus der Flanke und wenn Kehrt gemacht war, wieder Front machen, oder aus Front Rechts- und Linksum, und Kehrt machen zu lehren. Dies ist ganz leicht, denn jeder Mann darf sich nur auf die Seite, welche befohlen wird, drehen, und wohin er das Gesicht dreht, wird dann Front seyn. Es ist wahr, daß wenn Rechts- oder Linksum gemacht ist, die neue Fronte nicht dieselbe Länge hat, denn der Abstand von Brust zu Brust ist jetzt um vieles geringer als der von der Schulter des Mannes zu der seines Nebenmannes; was gerade umgekehrt bei der gewöhnlichen Aufstellung der Fall ist. Man muß also bei der Ausführung ab- und zugeben, und diese Unordnung ist von geringer Bedeutung, weil der Soldat leicht selbst abhelfen kann. Wichtiger ist und eine beständige Uebung verlangt das Schwenken eines Bataillons, als wenn es eine feste Masse wäre. Hier ist große Fertigkeit und besondere Aufmerksamkeit nothwendig, denn wenn man z. B. links schwenken will, so muß der äußerste linke Flügel anhalten und die nächststehenden Soldaten müssen kurz treten, sonst sind die Soldaten des rechten Flügels genöthigt zu laufen, und das Ganze würde in Verwirrung gerathen.

Es ereignet sich fast immer, daß bei einem Heer auf dem Marsch die Bataillone, welche nicht die vordersten sind, nicht in der Fronte, sondern in der Flanke oder im Rücken zu fechten haben, so daß ein Bataillon schnell nach der Flanke oder dem Rücken zu Front machen muß. Wenn man nun will, daß solche Bataillone die oben erklärte Stellung annehmen sollen, so muß man die Piken auf die Seite stellen, wohin Front gemacht werden soll, und die Decurionen, die Centurionen und der Bataillonschef müssen ihre gehörigen Plätze einnehmen. Um nun dies zu erreichen, stellt man das Bataillon in Colonne zu achtzig Glieder, das Glied zu fünf Mann auf. Die Piken bilden die zwanzig ersten Glieder, fünf

gskunst.

J.

ront.

C

x x x x
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
n n n n
x x x x

C

x x x x
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o

s z s

T

o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
o o o o
x x x x x

*

die
rei
ied·
ns=
ten
ner
ken
nke
ach
lon
der
den
enn
ach
der
der
en,
an=
daß
nte
des
Art
Heer
fzig
wie
llen
der=
enn
uf=
nen
uch

Fle
So
gißt
gele
dieſ
S
Fla
aus
Die
wel
wir
um
der
der
wa
iſt.
dieſ
leid
verl
Ma
keit
ſo
den
rech
Ver
S
die
ſon
ein
ma
obe
auf
De
geh
das
Ma

Decurionen kommen in das erste und fünf in das letzte Glied, die übrigen sechzig Glieder werden aus Schildträgern bestehen und drei Centurien, jede zu hundert Mann bilden. Das erste und letzte Glied einer jeden Centurie wird aus Decurionen bestehen. Der Bataillonschef mit der Fahne und den Spielleuten wird in der Mitte der ersten Centurie Schildträger, und jeder Centurio an der Spitze seiner Centurie stehen. Wenn Ihr so geordnet die Piken auf der linken Flanke haben wollt, so müssen die Centurien nach der rechten Flanke duppliren, wollt Ihr sie auf der rechten Flanke haben, so muß nach der linken dupplirt werden. Auf diese Art marschirt das Bataillon auf und hat die Piken auf einer Flanke, die Decurionen in der Fronte und im Rücken, die Centurionen an der Spitze und den Bataillonschef in der Mitte. Dies ist die Marschordnung. Wenn nun der Feind anrückt, und der Augenblick zum Frontmachen nach der Flanke da ist, so befiehlt man eine Viertelswendung nach der Seite der Piken, und steht im Massenviereck geordnet, denn Jeder befindet sich an seinem Posten, die Centurionen ausgenommen, welche sogleich ihre angewiesenen Plätze einnehmen.

Fürchtet das Bataillon, während des Marsches im Rücken angegriffen zu werden, so müssen die Glieder so vertheilt werden, daß die Piken hinten stehen. Anstatt fünf Glieder Piken in die Fronte jeder Centurie zu stellen, versammelt man sie nur im Rücken des Bataillons und beobachtet alles Uebrige wie oben.

Cosimo Rucellai.

Wenn ich mich recht errinnere, habt Ihr mir gesagt, diese Art von Uebung habe den Zweck, die Bataillone später zu einem Heer vereinigen zu können. Wenn aber diese vierhundert und fünfzig Mann ein Kriegsgeschäft für sich allein auszuführen hätten, wie würdet Ihr sie aufstellen.

Fabrizio Colonna.

Der Befehlshaber muß beurtheilen, wohin er die Piken zu stellen hat, was mit der oben beschriebenen Uebung keineswegs im Widerspruch steht; denn man beobachtet dasselbe Verfahren, sowohl wenn man die Bataillone zur Vereinigung mit andern Bataillonen aufstellen will, als auch in allen übrigen Fällen, welche sich ereignen können. Eure Frage aber werde ich beantworten, indem ich Euch

die beiden andern Formationen erkläre, deren man sich immer nur bedient, wenn ein Bataillon abgesondert handelt, nie aber wenn es mit andern vereinigt ist.

Um ein Bataillon mit zwei Hörnern zu formiren, vertheilt man die achtzig Glieder, das Glied zu fünf Mann, wie folgt: Zuerst stellt man einen Centurio auf, hinter ihn fünfundzwanzig Glieder, zusammengesetzt aus zwei Reihen Piken links und drei Reihen Schildträger rechts. Nach den ersten fünf Gliedern werden in die zwanzig andern zwanzig Decurionen gestellt, alle zwischen Piken und Schildträger, die welche Piken tragen ausgenommen, welche bei den Piken stehen können. Nach diesen fünfundzwanzig Gliedern kommt ein zweiter Centurio mit fünfzehn Gliedern Schildträger hinter sich. Nachher kommt der Bataillonschef zwischen den Spielleuten und der Fahne, und hinter ihm andere fünfzehn Glieder Schildträger. Hinter diese stellt sich der dritte Centurio und hat fünfundzwanzig Glieder zu zwei Reihen Piken auf der rechten und drei Reihen Schildträger auf der linken Seite hinter sich. Nach den ersten fünf Gliedern sind zwischen Piken und Schildträgern zwanzig Decurionen gestellt. Zuletzt kömmt der vierte Centurio. Will man nun aus dieser Colonne das Viereck mit zwei Hörnern formiren, so macht der erste Centurio mit seinen fünfundzwanzig Rotten Halt. Der zweite Centurio mit seinen fünfzehn Rotten Schildträgern marschirt fort, zieht sich rechts längs den stehenden Gliedern hin, und macht Halt, wenn er an dem zehnten Glied angekommen ist. Der Bataillonschef setzt sich mit den fünfzehn Gliedern Schildträger, die ihm folgen, in Bewegung, und sich gleichfalls rechts ziehend, marschirt er längs der ersten fünfzehn Glieder Schildträger auf und richtet sich auf sie ein. Nun setzt sich der dritte Centurio mit seinen fünfundzwanzig Gliedern und dem vierten schließenden Centurio in Marsch und sich rechts ziehend, rückt er längs der rechten Flanke der stehenden fünfzehn Glieder Schildträger, ohne aufzuhalten so lange vor bis seine fünfundzwanzig Glieder auf gleicher Höhe mit den fünfundzwanzig ersten Gliedern angekommen sind. Wenn diese Bewegung ausgeführt ist, begibt sich der Centurio, welcher an der Spitze der ersten fünzehn Glieder Schildträger steht, in den Rücken auf den äußersten linken Flügel. So erhält man ein

eines Bataillons mit
wei Hörnern.

Fronte.

```
                       C
             o o o n n
             o o o n n
             o o o n n
             o o o n n
             o o o n n
             o o o x n
    s z s    o o o x n
      T      o o o x n
             o o o x n
             o o o x n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
o o o o o o o o o o o o o x n n
                       C
```

Rechte Flanke.

Hohles Viereck eines Bataillons.

Fronte.

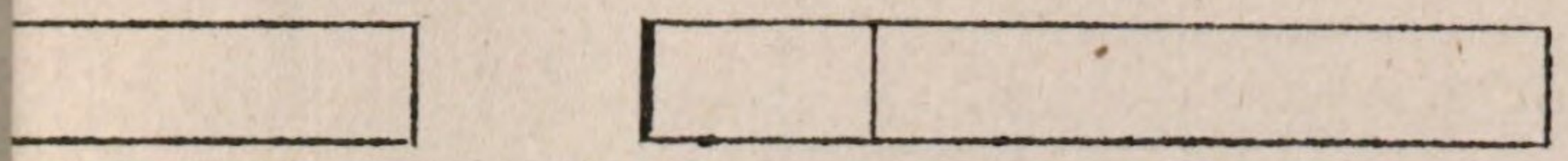
Linke Flanke.

```
C                                           C
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o n n
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o n n
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o n n
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o n n
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o x n
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o x n
n n o o o o o o o o o o o o o o o o o o o n n
n x o o o                         o o x n n
n x o o o                         o o x n n
n x o o o         Platz.          o o x n n
n n x o o                         o o x n n
n n x o o                         o o x n n
n n x o o                         o o x n n
n n x o o          s z s          o o x n n
n n x o o            T            o o x n n
n n x o o                         o o x n n
n n x o o                         o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
n n x o o o o o o o o o o o o o o o o o x n n
C                                           C
```

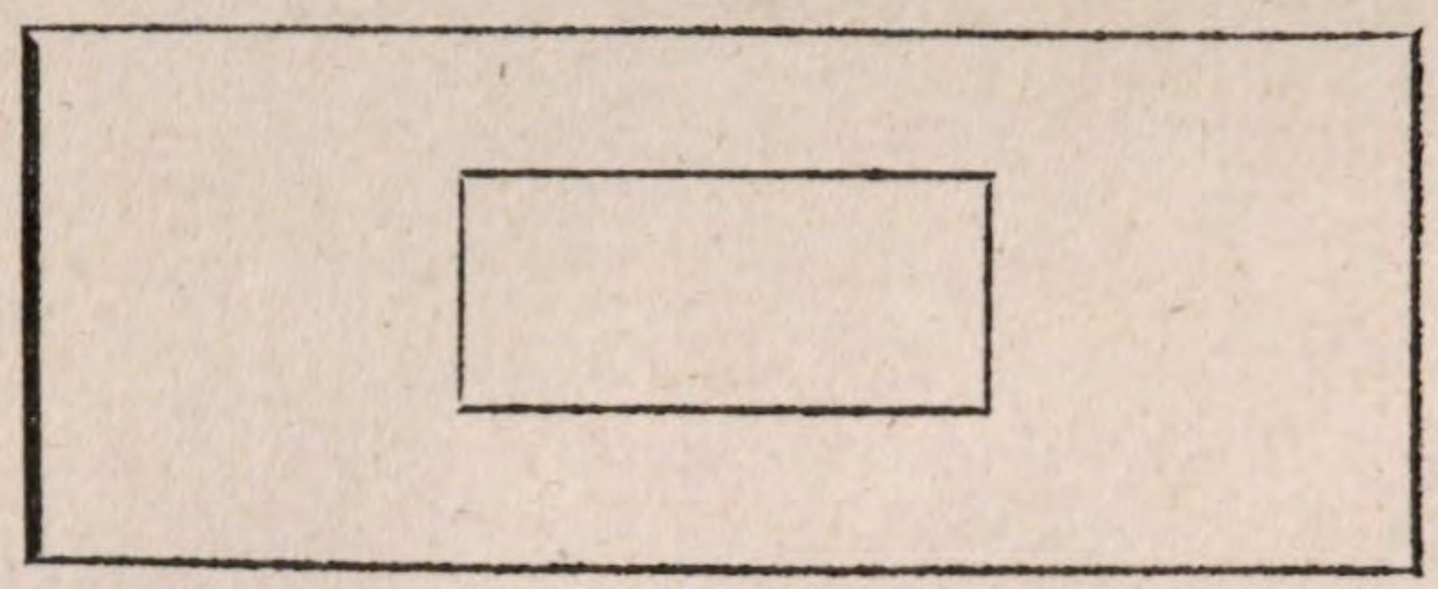
Rechte Flanke.

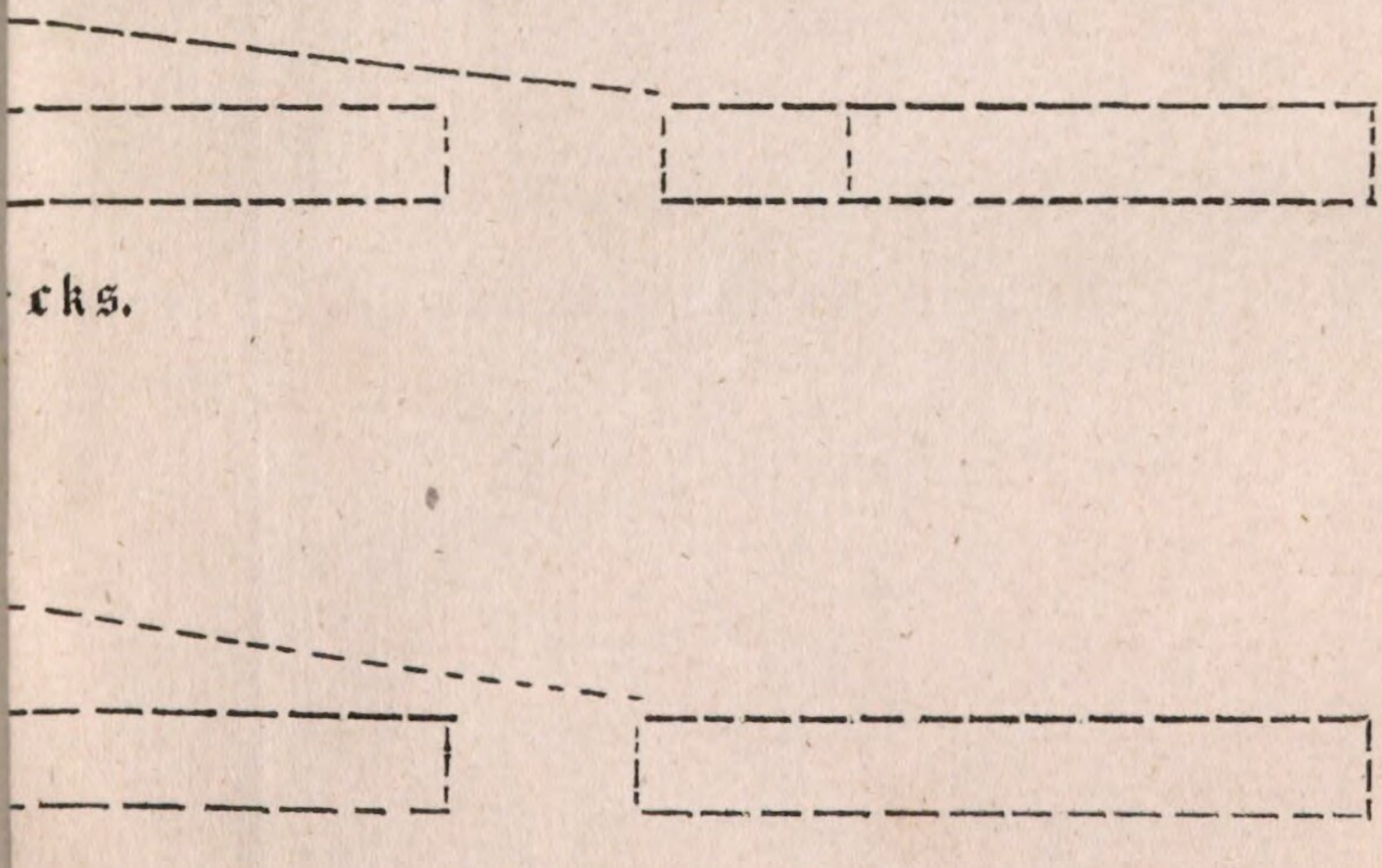
Figur.

80 Gliedern.



Hohles Viereck.





cks.

0 100

Viereck von fünfzehn vollen Gliedern, zu zwanzig Mann das Glied, welches an jedem Ende seiner Front ein Horn von zehn Gliedern Tiefe, das Glied zu fünf Mann, hat. Von einem Horn zum andern ist eine Entfernung gleich der Breite von zehn Mann, Arm an Arm gestellt. Der Bataillonschef stellt sich in den leeren Raum, und ein Centurio an die Spitze eines jeden Horns; im Rücken muß ebenfalls an jedem Ende des Vierecks ein Centurio stehen; auf jeder Flanke stehen zwei Reihen Piken und zwanzig Decurionen. Die zwei Hörner sind dazu bestimmt, das Geschütz, wenn das Bataillon welches hat, oder das Gepäck zu beschützen. Die Veliten zerstreuen sich längs der Flanke unter dem Schutze der Piken.

Wenn man aus diesem Hornviereck das hohle Viereck formiren will, so nimmt man von den fünfzehn Gliedern, das Glied zu zwanzig Mann, acht, und stellt sie vor beide Hörner, welche nun den Platz schließen. In diesen freien Raum stellt man das Gepäck, den Befehlshaber und die Fahne, aber nicht das Geschütz, welches man längs der Fronte und den Flanken des Vierecks auffahren läßt. Dies sind die verschiedenen Formationen eines Bataillons, wenn es einzeln verdächtige Orte durchziehen soll. Doch ist die Bataillonsmasse ohne Hörner und Platz die beste. Indessen ist zur Beschützung der Unbewaffneten das Viereck mit Hörnern nothwendig.

Die Schweizer haben noch mehrere andere Schlachtordnungen, z. B. die kreuzförmige. Zwischen die Arme des Kreuzes stellen sie ihre Hakenschützen, vor dem Anfall des Feindes gedeckt, auf. Da aber diese Aufstellungen nur für einzelne Bataillone dienen, und meine Absicht ist, Euch zu zeigen, wie sich mehrere vereinigte Bataillone verhalten müssen, um den Feind zu bekämpfen, so werde ich mich nicht ermüden davon zu sprechen.

Cosimo Rucellai.

Ich glaube, die Art gut genug verstanden zu haben, wie man die Leute in diesen Bataillonen unterrichten soll. Wenn ich mich jedoch recht erinnere, so sagtet Ihr, daß außer den vier Bataillonen das Regiment noch 1000 außerordentliche Piken und 500 außerordentliche Veliten zähle. Sollen sie nicht auch zu denselben Uebungen angehalten werden?

Fabrizio Colonna.

Freilich und mit großer Sorgfalt. Ich würde die Piken wenigstens centurienweise dieselben Uebungen vornehmen lassen, denn ihrer würde ich mich lieber, als der ordentlichen Bataillone, bei allen abgesonderten Kriegsgeschäften, als Geleiten, Fouragirungen u. d. gl. bedienen. Was die Veliten betrifft, so würde ich sie einzeln in ihrer Heimath üben, denn da ihr Dienst im Fechten, ohne Reih und Glied zu halten, besteht, so braucht man sie nicht an den gemeinschaftlichen Uebungen Theil nehmen zu lassen. Es reicht hin sie sorgfältig in ihrer eigenthümlichen Fechtart zu unterrichten.

Man muß also, wie ich Euch gesagt habe, und wie ich nicht müde werde zu wiederholen, die Soldaten der Bataillone so einüben, daß sie verstehen ihre Glieder zu halten, daß sie ihre Plätze kennen, und sie schnell wieder einnehmen, wenn der Feind oder das Terrain Unordnung unter sie gebracht hat. Sind sie daran gewöhnt, so lernen sie ohne Mühe, welchen Platz ihr Bataillon einnehmen muß, und was es sonst noch als Theil des Heeres zu thun hat. Jedesmal wenn ein Fürst oder eine Republik ernstliche Sorgfalt darauf verwendet, diese Landesbewaffnung und diese Uebungen einzuführen, so kann als Frucht nicht ausbleiben, daß das Land immer vortreffliche, den Nachbarn überlegene Soldaten hat, geeignet, Gesetze vorzuschreiben, nie anzunehmen. Aber wie ich Euch gesagt habe, die Unordnung, in die wir versunken sind, ist Ursache, daß wir diese Dinge vernachläßigen und nicht genug Gewicht darauf legen. Aus diesem Grunde sind unsre Heere nicht gut, und wenn auch ein Feldherr oder Soldat tapfer wäre, so kann er keine Probe davon ablegen.

Cosimo Rucellai.

Wie viel Gepäck soll jedes Bataillon haben?

Fabrizio Colonna.

Das erste, was ich vorschreiben würde, würde seyn, daß weder Centurionen noch Decurionen reiten dürften, und wenn der Bataillonschef nicht zu Fuß gehen wollte, so müßte er Maulthiere, nicht Pferde haben. Ich würde ihm gern zwei Packwägen gewähren, so wie einen für jeden Centurio und zwei für drei Decurionen, weil so viel Wägen zum Lagerschlagen gehören, wie ich seines Orts

zeigen werde. Jedes Bataillon hätte so dreißig Packwägen, worauf nothwendig die Zelte, Suppenkessel, Beile und eisernen Stäbe zum Lagerschlagen gepackt werden müßten, der übrige Raum könnte nach Belieben ausgefüllt werden.

Cosimo Rucellai.

Ich will wohl glauben, daß die Befehlshaber, welche Ihr jedem Bataillon vorgesetzt habt, unentbehrlich sind; allein ich bin noch im Zweifel, ob die Menge der andern Befehlenden nicht Verwirrung verursachen könnte.

Fabrizio Colonna.

Dieser Uebelstand würde Statt finden, wenn der Oberbefehl nicht auf einem einzigen Haupt ruhte. Da die Unterbefehlshaber ihm alle gehorchen, so halten sie die Ordnung aufrecht, und ohne sie wäre es unmöglich, den Soldaten zu leiten. Wenn man eine Mauer, die von allen Seiten Einsturz droht, stützen will, so wird es besser seyn, viele, wenn auch schwache Stützen zu errichten, als sich mit wenigen stärkeren zu begnügen; denn wie groß auch die Stärke jeder einzelnen wäre, so könnte sie doch nicht verhindern, daß die Mauer in einiger Entfernung von ihr einstürzte. So muß in einem Heer je auf zehn Mann ungefähr einer gerechnet werden, der mehr Leben, mehr Herz oder wenigstens mehr Gewalt besitzt, und durch seinen Muth, durch seine Worte und sein Beispiel die andern zum Kampf antreibt und standhaft erhält. Daß diese von mir genannten Dinge in einem Heer nothwendig sind, als: Befehlshaber, Fahne, Spielleute, beweist das Beispiel unsrer eignen Heere, mit der Ausnahme, daß bei uns nichts von allem dem seinen Zweck erfüllt. Denn wenn man will, daß die Corporäle dem Dienst Genüge leisten, wozu sie eingesetzt sind, so muß jeder seine wohl bezeichneten Leute haben, mit ihnen lagern, mit ihnen auf die Wache ziehen, mit ihnen in denselben Reihen maschiren; weil er, wenn er auf seinem Posten steht, als Lineal und Richtschnur dient zur Erhaltung der Regelmäßigkeit und Festigkeit der Glieder, und es ist dann unmöglich, daß Unordnung hinein kömmt, oder wenn es geschieht, so nimmt Jeder bald wieder seinen Platz ein. Wir hingegen stellen heute blos dafür Corporäle an, um ihnen höhere Löhnung zu geben, und sie zu besondern Diensten zu verwenden.

Eben so ist es mit den Fahnen, die eher dazu dienen, eine Musterung glänzender zu machen, als zu andern Kriegszwecken. Die Alten hingegen betrachteten die Fahnen als Leiter und Sammelzeichen, weil, so wie die Fahne Halt gemacht hatte, ein Jeder seinen Platz kannte, und sich beeilte, sich um sie zu sammeln. Man wußte, daß wenn sie sich in Bewegung setzte oder anhielt, dies das Zeichen zum Marsch oder Halt war. Das Heer muß aus vielen Körpern bestehen und jeder Körper muß seine Fahne, seine Leiterin haben, denn ist dem so, so hat das Heer viele Seelen und folglich viel Leben.

Die Soldaten müssen also der Bewegung der Fahne folgen, und die Fahne der Trommel und Trompete gehorchen. Wenn diese Instrumente wohl eingerichtet sind, so befehligen sie das Heer, und es wird ihm leicht, mit Schritten nach dem Takte, den die Instrumente angeben marschirend, Reih und Glied zu halten. Die Alten hatten deßhalb Hörner, Flöten und andere Blasinstrumente, deren Töne vollkommen geregelt waren. Wie der Tänzer, der sich im Takt der Musik bewegt, in seinen Bewegungen nicht irre wird, so kömmt ein Heer, das im Marsch der Trommel folgt, nicht in Unordnung. Die Alten wechselten ihre Weisen, je nachdem sie die Gangart ändern, und die Gemüther der Soldaten entflammen, beruhigen oder standhaft machen wollten. Jede dieser verschiedenen Weisen hatte ihren eigenen Namen. Die dorische Weise flößte Standhaftigkeit ein; die phrygische, Wuth; und es wird berichtet, daß Alexander, als während der Tafel Jemand die phrygische Weise spielte, so von Kampflust entbrannte, daß er nach seiner Waffe griff. Es wäre nothwendig, diese Weisen wieder aufzufinden; und wenn dies zu viel Schwierigkeit darböte, so dürfte man wenigstens diejenigen nicht vernachläßigen, die den Soldaten gehorchen lehren. Jeder kann diese letzteren nach seinem Gutdünken verändern und einrichten, wenn nur häufiges Hören das Ohr des Soldaten mit ihrer Bedeutung vertraut macht. Aber heute besteht der Nutzen, den man aus den Instrumenten zieht, größtentheils nur darin, daß sie ein gräuliches Getöse machen.

Cosimo Rucellai.

Ich wünschte von Euch zu hören, wenn Ihr je darüber nach-

gedacht habt, woher in unsern Tagen so große Feigheit, so große Unordnung und diese Vernachläßig der Uebung herrührt.

Fabrizio Colonna.

Gern will ich Euch meine Gedanken mittheilen. Ihr wißt, daß Europa das Andenken einer Menge großer Männer preist, die sich durch den Krieg berühmt gemacht haben; Afrika hat nur wenige hervorgebracht; Asien noch weniger. Dieser Unterschied rührt daher, daß es in den beiden letzten Welttheilen nur eine oder zwei Monarchien und wenige Republiken gab, wohingegen in Europa viele Republiken und einige Monarchien waren. Die Menschen aber zeichnen sich nur dann in einer Kunst aus, oder glänzen durch ihre Tapferkeit hervor, wenn sie der Staat anwendet, oder aus der Dunkelheit hervorzieht, sie mögen in einer Monarchie oder Republik leben. Wo viele Staaten sind, entstehen viele große Männer, und wo wenige Staaten sind, wenige. Man findet in Asien einen Ninus, Cyrus, Artaxerxes, Mithridates; kaum wird man einen andern Namen finden, würdig diesen großen Namen verglichen zu werden. Ohne von den alten Aegyptern zu reden, nennt Afrika seinen Massinissa, Jugurtha und die Feldherren, welche die carthagische Republik in ihrem Schooße aufzog. Diese großen Krieger sind jedoch an Zahl gering, wenn man sie mit den von Europa hervorgebrachten vergleicht. In Europa sieht man Männer ohne Zahl glänzen, die in allen Künsten und Ständen hervorgeragt haben, und ihre Menge wäre noch größer, könnte man ihnen die beifügen, deren Namen die neidische Zeit verlöscht hat.

Der Zeitraum des größten Glanzes der Tapferkeit war immer der, wo sie von der größten Anzahl Staaten aus Nothwendigkeit, oder aus irgend einer andern menschlichen Leidenschaft begünstigt wurden. Asien sah daher nur wenig gefeierte Männer aus seinem Schooße entstehen. Dies unermeßliche Land, so zu sagen der Herrschaft eines Einzigen unterworfen, und durch seine Größe selbst, nur zu oft vom Genuß des Friedens in den Schlaf gewiegt, konnte nur eine kleine Anzahl in der Kriegs- und Regierungskunst ausgezeichneter Männer hervorbringen. Eben so war es in Afrika. Doch zählt dies Land, Dank der carthagischen Republik, einige große Männer mehr. Denn diese sind in einer Republik zahlreicher

als in einer Monarchie: in jener ist die Tapferkeit fast immer geehrt, in dieser fürchtet man sie stets. Alles zielt daher in der Republik dahin ab, die Tapferkeit zu nähren, in den Monarchien sie zu ersticken.

Wenn man dagegen die Länder Europas betrachtet, so sieht man sie in der alten Zeit mit einer Menge Republiken und Fürstenthümer angefüllt, welche, in beständiger Furcht vor einander, genöthigt waren, die Kriegseinrichtungen in Kraft zu erhalten, und die Männer mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, welche sich in der Kriegskunst auszeichneten. So sieht man in Griechenland, ohne das Königreich Macedonien zu zählen, eine Menge Republiken glänzen, die die seltensten Männer hervorgebracht haben. Italien schloß die Römer, Samniter, Toscaner, die cisalpinischen Gallier in sich; Gallien und Germanien waren voller Republiken und Fürstenthümer; Spanien gewährte denselben Anblick. Wenn aber, im Vergleich mit den Römern, wenig andere der Vergessenheit entronnen sind, so muß man die Verblendung der Schriftsteller anklagen, welche gewöhnlich dem Wagen des Glücks folgend, nur den Sieger preisen. Kann man vernünftiger Weise glauben, daß während 150 Jahren die Samniter und Toscaner, ohne unterjocht zu werden, mit den Römern kämpfen konnten, ohne daß eine Menge großer Feldherrn unter ihnen aufgestanden seyn sollten? Mußte dasselbe nicht in Gallien und Spanien der Fall seyn? Wenn jedoch die Geschichtschreiber nicht für gut fanden, diese Tapferkeit bei einzelnen Bürgern zu rühmen, so loben sie sie doch wenigstens bei den Völkern, deren Ausdauer in der Vertheidigung ihrer Freiheit sie bis zum Himmel erheben.

Ist es also wahr, daß, desto mehr große Männer aufstehen, je zahlreicher die Staaten sind, so folgt nothwendig, daß durch ihre Vereinigung zu einem großen Reiche die Tapferkeit nach und nach verlöscht, da die Ursache seltener kömmt, die die Menschen tapfer macht. Als das römische Reich, auf dem Gipfel seiner Macht, alle Republiken und Königreiche Europas, Afrikas und des größten Theiles von Asien umgestürzt hatte, blieb Rom die einzige, dem Ruhm geöffnete Bahn. Die großen Männer wurden nun in Europa so selten wie in Asien; und die Tapferkeit sank bald

zur untersten Stufe herab. Denn da die Tapferkeit auf die Mauern Roms beschränkt war, so zog die Verderbniß dieser Stadt die der Welt nach sich, und nun konnten die Horden Scythiens die Trümmer eines Reichs unter sich theilen, das, nachdem es die Tapferkeit der andern Völker vernichtet hatte, nicht einmal seine eigene zu bewahren verstand.

Obgleich in der Folge die Ueberschwemmung der Barbaren das Reich in zahlreiche Staaten zerstückelte, so ist doch die Tapferkeit nicht wieder erstanden. Denn theils dauert es eine Weile bis Staaten und Verfassungen wieder erstehen, wenn sie zerstört sind; theils legen die neuen, durch das Christenthum eingeführten Sitten nicht dieselbe Nothwendigkeit auf, sich zu vertheidigen, wie sonst. Damals erwürgte man die Besiegten, oder man führte sie in ewige Sclaverei ab, in der sie von nun an elend ihr Daseyn dahin schleppten; man zerstörte die eroberten Städte, vertrieb die Einwohner und nachdem sie ihrer Güter beraubt waren, zerstreute man sie auf der ganzen Erde; alle Arten von Mißgeschick waren das Loos des Ueberwundenen. Ohne Unterlaß durch diese immer neu erwachsenden Schrecken aufgeweckt, fürchteten damals die Menschen, ihr Kriegswesen zu vernachläßigen und Jeder, der sich darin auszeichnete, wurde geehrt.

In unsern Tagen ist dieser Schrecken zum Theil verschwunden. Selten ereignet es sich, daß ein kleiner Theil der Besiegten getödtet wird; die Gefangenen bleiben, bei der Leichtigkeit sich loszukaufen, nicht lange ihrer Freiheit beraubt; die Städte, und wenn sie sich hundertmal empören würden, haben nicht mehr Zerstörung zu fürchten; die Einwohner behalten ihr Vermögen, und das größte Unglück, das ihnen begegnen kann, ist, Brandschatzungen zu bezahlen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Menschen Widerwillen fühlen, sich dem Kriegsdienst und der Kriegszucht zu unterwerfen und sich abzumühen, um Gefahren zu entgehen, die sie nicht mehr zu fürchten haben. Ueberdies sind die verschiedenen Länder Europas im Vergleich mit ehemals, nur wenigen Herren unterthan. Ganz Frankreich hat nur einen König, Spanien gleichfalls, und Italien ist nur in wenige Staaten getheilt, so daß die schwachen Städte sich vertheidigen, indem sie sich der Partei

des Siegers anschließen, und die mächtigen Staaten, aus den oben angeführten Gründen, keinen gänzlichen Untergang zu fürchten haben.

Cosimo Rucellai.

Indeß wurden seit 25 Jahren viele Städte der Plünderung preis gegeben, und manche Throne wurden verloren. Diese Beispiele sollten den andern Staaten zur Warnung dienen, und ihnen die Nothwendigkeit, die alten Institutionen wieder in Ansehen zu setzen, fühlbar machen.

Fabrizio Colonna.

Ihr habt ganz recht. Wenn Ihr jedoch beachten wollt, welche Städte zerstört worden sind, so werdet Ihr sehen, daß es keine Hauptstädte irgend eines Staates, sondern Städte untergeordneten Ranges waren. So ist Tortona der Plünderung preis gegeben worden und nicht Mailand; Capua und nicht Neapel; Brescia, nicht Venedig; Ravenna, nicht Rom. Diese Beispiele können keine Aenderung in der Denkungsart der Regenten hervorbringen; sie bestärken sie im Gegentheil nur in der Meinung, daß sie sich durch Tribut loskaufen können. Deßhalb wollen sie sich den Mühen der Kriegsübungen nicht unterziehen, die sie eines Theils nicht für nothwendig halten, und die ihnen anderer Seits als ein Labyrinth ohne Ausgang erscheinen. Die Andern, welche sich dienstbar machen ließen, und die solche Beispiele schrecken könnten, haben abzuhelfen nicht mehr die Macht; für die Fürsten, welche ihre Staaten verloren haben, ist es zu spät; und die, welche die Staaten derselben besitzen, wollen es weder, noch verstehen sie es. Ihr einziges Ziel ist, in Frieden die Gunst des Glückes zu genießen, ohne jemals in eigener Tapferkeit eine Stütze zu suchen; denn, sie haben gesehen, daß bei dieser Armuth an Tapferkeit das Glück allein die Welt regiert; und statt es zu meistern, ziehen sie vor, seine Sclaven zu seyn.

Deutschland ist ein Beweis meiner Worte. Die große Zahl seiner Fürstenthümer und Republiken hat dort immer die Tapferkeit bewahrt; und alles, was unser jetziges Kriegswesen Gutes darbietet, gehört diesen Völkern an, welche wechselseitig auf ihre Nachbarn eifersüchtig, und die Knechtschaft fürchtend (eine Furcht,

die anderwärts nicht besteht), ihre Unabhängigkeit und ihr Ansehen zu erhalten wissen.

Das Gesagte wird hinreichen, Euch meine Ansichten über die Ursachen der jetzigen Feigheit darzulegen. Ich weiß nicht, ob Ihr meine Meinung theilt, oder ob Ihr über einiges im Zweifel seid.

Cosimo Rucellai.

Durchaus nicht, ich verstehe alles vollkommen. Nur um wieder auf den Hauptgegenstand unseres Gesprächs zu kommen, wünsche ich zu erfahren, auf welche Art Ihr Eure Reiterei zum Dienst mit Euren Bataillonen aufstellen würdet; wie viel Ihr halten, und welche Befehlshaber und welche Waffen Ihr ihr geben würdet?

Fabrizio Colonna.

Ihr glaubt vielleicht, ich habe sie zurückgesetzt? Wundert Euch darüber nicht, denn ich habe zwei Beweggründe, wenig darüber zu sprechen. Erstens ist das Fußvolk der Nerv und die Hauptsache eines Heeres. Zweitens ist die Einrichtung der Reiterei weniger verderbt als die des Fußvolks, denn wenn sie nicht besser als die der Alten ist, so ist sie ihr doch gleich. Doch habe ich so eben gesagt, wie sie einzuüben sei. Was ihre Bewaffnung betrifft, so scheint mir die heute gebräuchliche, sowohl für die leichte Reiterei als für die Gendarmen, ganz zweckmäßig. Jedoch wünschte ich die ganze leichte Reiterei mit der Armbrust bewaffnet, und daß sie einige Hakenschützen enthielte. Denn obgleich letztere bei den übrigen Kriegsgeschäften von geringem Nutzen sind, so sind sie doch recht nützlich um die Bauern zu schrecken, und sie aus einem Paß zu vertreiben, der von ihnen besetzt ist. Ein Hakenschütze jagt ihnen mehr Angst ein, als zwanzig andere Soldaten.

Was die Zahl betrifft, so nehme ich die römischen Heere zum Muster. Ich würde jedem Regiment nur 300 Pferde zutheilen, worunter 150 Gendarmen und 150 leichte Reiter. Jeder dieser beiden Schwadronen würde ich einen Schwadronschef geben, fünfzehn Decurionen, einen Trompeter und eine Standarte. Für zehn Gendarmen gäbe ich fünf, und für zehn leichte Reiter zwei Wagen, worauf wie beim Fußvolk die Zelte, Kochgeräthschaften, Beile und Zeltstangen transportirt würden, und in dem übrigen Raume ihr anderes Gepäcke. Glaubt nicht, daß diese Menge

Packwägen ein Mißbrauch sei, so lange jeder Gendarme vier Pferde zu seinem Dienst hat; darin liegt eigentlich das Uebel. In Deutschland haben die Gendarmen nur ein Pferd, und für je zwanzig Mann einen Packwagen, der ihnen alles Nöthige nachführt. Bei den Römern hatten die Ritter gleichfalls nur ein Pferd; übrigens lagerten die Triarier neben den Rittern, denen sie die Pferde putzen mußten. Man kann diesen Gebrauch leicht bei uns einführen, wie ich Euch bei Gelegenheit der Lagerordnung zeigen will. Wir können wohl dasselbe thun was die Römer gethan haben, und die Deutschen noch thun, ja es ist ein Fehler, sie nicht nachzuahmen.

Wenn die Reiter eingeschrieben und den Regimentern zugetheilt sind, so kann man sie zur selben Zeit wie die Bataillone einberufen, und Scheingefechte ausführen lassen, mehr um unter sich bekannt zu werden, als weil es sonst nöthig wäre. Doch genug hievon. Gehen wir jetzt dazu über, dem Heere eine Gestalt zu geben, um dem Feinde mit der Hoffnung auf Sieg eine Schlacht anbieten zu können. Denn dies ist der Zweck, wozu man eine Kriegsmacht errichtet, und so viel Sorgfalt auf sie wendet.

Ende des zweiten Buchs.

Drittes Buch.

Cosimo Rucellai.

Da wir den Stoff unserer Unterhaltung ändern, so soll auch ein anderer Frager gewählt werden. Wenn ich fortführe, würde ich fürchten, der Anmaßung beschuldigt zu werden; ein Fehler, den ich immer an Andern getadelt habe. Ich lege daher meine Dictatur nieder, und überlasse sie denen aus meinen Freunden, welche sie übernehmen wollen.

Zanobi Buondelmonte.

Es wäre uns sehr angenehm gewesen, Euch fortfahren zu sehen; da Ihr es aber einmal nicht wollt, so bezeichnet wenigstens unter uns Euern Nachfolger.

Cosimo Rucellai.

Ich übertrage diese Sorge Signor Fabrizio selbst.

Fabrizio Colonna.

Ich lasse es mir gefallen. Ich wünsche, daß wir den Gebrauch der Venetianer befolgen, wo immer der Jüngste zuerst spricht. Da der Krieg ein Handwerk für Jünglinge ist, so glaube ich, daß auch Jünglinge am geeignetsten sind, darüber zu sprechen, wie sie auch am bereitesten sind es auszuüben.

Cosimo Rucellai.

Das trifft also Euch, Luigi. Ich sehe einen solchen Nachfolger mit Freuden, und Ihr werdet nicht weniger durch einen solchen Frager befriedigt seyn. Kommen wir aber jetzt, ich bitte, zu unserm Gegenstand zurück, und verlieren wir keine Zeit mehr.

Fabrizio Colonna.

Ich bin gewiß, daß, um gehörig zu zeigen, wie man ein Heer zur Schlacht ordnet, es nöthig seyn würde, zu erzählen, wie die Griechen und Römer die Treffen in ihren Heeren aufstellten. Da Ihr Euch jedoch über diesen Stoff durch Lesen der alten Schriftsteller unterrichten könnt, so werde ich viele Einzelheiten weglassen, und nur diejenigen Dinge anführen, welche man, wie ich glaube, nothwendig nachahmen muß, wenn man in unsern Tagen unserm Kriegswesen einigermaßen Vollkommenheit geben will. Bei dieser Gelegenheit will ich Euch zu gleicher Zeit zeigen, wie man ein Heer in Schlachtordnung stellen muß, wie es ein Ernstgefecht liefert, und wie man es durch Scheingefechte üben kann.

Der größte Fehler, den man bei Aufstellung eines Heeres in Schlachtordnung begeht, ist der, daß man es in ein einziges Treffen ausdehnt, und es so vom Erfolg eines einzigen Angriffs und von einer einzigen Wendung des Glückes abhängig macht. Man muß diese Unordnung dem Vergessen der Art der Alten, die Treffen in einander aufzunehmen, zuschreiben. Ohne diese Vorsicht ist es weder möglich, das erste Treffen zu unterstützen, noch es zu vertheidigen, noch es im Gefecht abzulösen. Niemals verstand ein Volk dies besser als die Römer. Ihre Art war folgende. Ihr wißt, daß die Römer jede Legion in Hastati, Principes und Triarier eintheilten. Die Hastati bildeten das erste Treffen des Heeres; ihre Schaaren waren tief und dicht. Hinter ihnen standen die Principes in weniger dichten Schaaren. Zuletzt kamen die Triarier, mit hinreichenden Zwischenräumen, um wenn es Noth that, Principes und Hastati aufnehmen zu können. Jede Legion hatte überdies Schleuderer und Bogenschützen, und andere Leichtbewaffnete, die niemals in den Reihen blieben, sondern vor die Fronte des Heeres zwischen die Reiterei und das Fußvolk gestellt wurden. Die Leichtbewaffneten eröffneten das Gefecht, und wenn sie siegreich waren, was selten eintraf, so verfolgten sie ihren Sieg; wurden sie zurückgetrieben, so zogen sie sich um die Flügel, oder, durch zu diesem Zweck bestimmte Intervallen, zu den Unbewaffneten zurück. Nach ihrem Rückzug kamen die Hastati ins Gefecht. Wurden sie geworfen, so zogen sie sich nach und nach in die Zwischenräume der Principes

zurück, und erneuerten zugleich mit diesen den Kampf. War dies zweite Treffen auch besiegt, so zog es sich auf die Triarier zurück. Hier bildeten alle vereinigt eine Masse und erneuerten noch einmal den Kampf. Wurden auch die Triarier geschlagen, dann war alles verloren, denn es war kein Mittel mehr übrig, sich wieder zu sammeln. Die Reiterei wurde auf die beiden Flanken des Heeres gestellt, und schien die Flügel dieses Körpers zu bilden. Bald focht sie gegen die feindliche Reiterei, bald kam sie ihrem Fußvolk zu Hülfe, je nachdem es das Bedürfniß erheischte. Es ist fast unmöglich, ein Heer zu überwinden, welches sich auf diese Art dreimal wieder sammeln kann; denn es muß dreimal vom Glück verrathen werden, oder der Feind muß Tapferkeit genug besitzen, um dreimal Sieger zu seyn.

Der griechische Phalanx stellte sich nicht auf dieselbe Art wieder her. Obgleich er viele Befehlshaber und Unterabtheilungen zählte, so machte man nur einen einzigen Körper, oder besser einen einzigen Kopf daraus. Die Art, wie man den Verlust jedes Gliedes ersetzte, war nicht, daß sich ein Treffen auf das andere zurück zog, wie bei den Römern, sondern ein Mann trat an die Stelle des andern. Dies geschah wie folgt. Der Phalanx war, wir wollen annehmen, in fünfzig Glieder aufgestellt; wenn nun die Fronte ins Gefecht kam, so konnten nur die sechs ersten Glieder kämpfen, weil ihre Piken, Sarissen genannt, gerade lang genug waren, daß die Spitzen der Piken des sechsten Glieds über das erste Glied vorragte. Wenn nun im Gefecht ein Mann des ersten Glieds todt oder verwundet niederfiel, so nahm sein Hintermann des zweiten Glieds sogleich seine Stelle ein, welcher wieder durch seinen Hintermann im dritten Glied ersetzt wurde, und so fort, so daß die hintern Glieder augenblicklich die Lücken der vordern wieder ausfüllten. So blieben immer die Glieder ganz, und kein Raum war von Streitern leer, außer den hintersten Gliedern, welche nach und nach verbraucht wurden, weil Niemand mehr da war, der sie ersetzte. Auf diese Art verzehrten die Verluste, welche die vordersten Glieder erlitten, die hintersten, und die ersten blieben immer unberührt. Durch diese Schlachtordnung war es eher möglich, den Phalanx

zu vernichten, als zu zersprengen, weil er sich durch seine Masse vertheidigte.

Die Römer hatten Anfangs die Phalanxstellung angenommen, und ihre Legionen nach seinem Muster gebildet. In der Folge mißfiel ihnen diese Einrichtung und sie theilten ihre Legionen in mehrere Abtheilungen, als Cohorten und Manipeln, weil sie dafür hielten, daß ein Körper desto mehr Leben hat, je mehr Seelen er hat, wie ich vor Kurzem sagte, und aus je mehr Gliedern er zusammengesetzt ist, die sämmtlich unabhängig von den andern für sich allein bestehen.

In unsern Tagen bilden die Schweizer ihre Regimenter der Phalanx ähnlich, sowohl durch ihre Aufstellung in Masse, als durch die Art, wie sie ihre Verluste ersetzen. In der Schlacht stellen sie die Regimenter neben einander, und wenn sie sie hinter einander stellen, so kann das erste, sich zurückziehend, nicht in die Reihen des zweiten aufgenommen werden, sondern sie befolgen, um sich gegenseitig zu unterstützen, die Ordnung, daß sie ein Regiment vornhin, das zweite rechts rückwärts stellen, so, daß wenn das erste Hülfe nöthig hat das zweite vorrücken und ihm beistehen kann. Das dritte Regiment stellen sie auf einen Musketenschuß hinter die beiden ersten. Sie thun dies deßwegen, damit, wenn die ersten zurückgedrängt werden, das dritte vorrücken könne, und damit die zurückweichenden und die vorrückenden Raum haben, einander auszuweichen; denn eine bedeutende Masse kann nicht wie ein kleiner Körper aufgenommen werden. Die kleineren Körper der römischen Legion hingegen konnten leicht so gestellt werden, daß sie sich gegenseitig einander aufnehmen, und mit Leichtigkeit unterstützen konnten. Daß diese Aufstellung der Schweizer nicht so gut ist, als die altrömische, beweisen viele Beispiele der römischen Legionen, wenn sie griechische Phalangen bekämpften. Immer wurden diese von jenen aufgerieben, da die Gattung der römischen Waffen, wie ich früher sagte, und ihre Art, sich wieder zu sammeln, mehr vermochte, als die Festigkeit der Phalanx.

Da ich also nach diesen Mustern ein Heer zu ordnen habe, so scheint mir gut, einen Theil der Waffen und Fechtart sowohl des Phalanx als der Legion beizubehalten. Ich habe daher in meinem

Regiment 2000 Mann mit Piken, der Waffe des macedonischen Phalanx, und 3000 Mann mit Schild und Schwert, den Waffen der Römer, gewollt. Ich habe das Regiment in zehn Bataillone getheilt, wie die Römer die Legionen in zehn Cohorten. Ich habe Veliten, das heißt Leichtbewaffnete angeordnet, um das Gefecht zu eröffnen, wie sie. — Wie ich die Waffen beider Völker gemischt habe, so soll auch meine Aufstellung von beiden etwas haben. — Jedes Bataillon soll fünf Glieder Piken an der Fronte haben, und der Rest aus Schildträgern bestehen, um mit der Fronte den Stoß der Reiterei aushalten und ohne Mühe in die Reihen des feindlichen Fußvolkes einbrechen zu können. Ich setze so den feindlichen Piken Piken entgegen, und diese sollen mir hinreichen, den Feind auszuhalten, so wie dann meine Schildträger, ihn zu besiegen.

Wenn Ihr die Stärke dieser Aufstellung betrachtet, so werdet Ihr sehen, daß auf diese Weise beide Waffen ihrem Zweck vollkommen entsprechen. Die Piken sind nützlich gegen die Reiterei, und rückt man gegen Fußvolk an, so haben sie, ehe das Handgemenge beginnt, ebenfalls ihren Nutzen, später jedoch im Gedränge sind sie unnütz. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, stellen die Schweizer immer hinter drei Glieder Piken ein Glied Hellebardiere, um den Piken Raum zu lassen, der übrigens nicht hinreichend ist. Wenn wir daher unsre Piken voraus, und die Schildträger dahinter stellen, so können wir den Stoß der Reiterei aushalten, und im Anfang des Gefechts die Reihen des Fußvolks öffnen und in Unordnung bringen. Wird nun das Gedränge größer und die Pike unnütz, so folgt ihr Schild und Schwert, deren man sich im dichtesten Handgemenge bedienen kann.

Luigi Alamanni.

Wir sind ungeduldig, zu erfahren, wie Ihr ein so bewaffnetes und aufgestelltes Heer im Ganzen in Schlachtordnung stellen werdet.

Fabrizio Colonna.

Gerade das will ich Euch jetzt zeigen. Wisset denn, daß bei einem gewöhnlichen römischen Heer, das man consularisches Heer nannte, nicht mehr als zwei Legionen römischer Bürger waren,

zusammen 600 Pferde und ungefähr 11,000 Mann zu Fuß stark. Dazu kam die Reiterei und das Fußvolk, die ihnen ihre Freunde und Verbündeten schickten. Man theilte dieses Heer in zwei Theile, deren einen man rechten Flügel, den andern linken Flügel nannte. Die Zahl der Hülfsvölker zu Fuß durfte niemals die der Legionen übersteigen; doch sah man gerne, daß die Reiterei zahlreicher war. Mit diesem Heer von 22,000 Mann zu Fuß und ungefähr 2000 dienstthuenden Reitern führte der Consul jede Kriegshandlung aus, unternahm jeden Feldzug. Nur wenn man sich sehr überlegenen Streitkräften widersetzen mußte, vereinigten beide Consuln ihre Heere.

Es ist noch zu merken, daß die Römer bei den drei Hauptgeschäften eines Heeres, beim Marsch, beim Lagern und in der Schlacht, gewöhnlich die Legionen in den Mittelpunkt stellten, weil sie diejenigen Streitkräfte, auf die sie am meisten zählten, mehr vereinigt haben wollten, wie ich bei Erörterung dieser drei Geschäfte zeigen werde. Die Hülfsvölker, mit den Legionssoldaten zu dienen gewohnt, waren so nützlich als jene, weil sie dieselbe Kriegszucht hatten, und in derselben Schlachtordnung aufgestellt wurden. Wenn man also weiß, wie die Römer eine Legion in Schlachtordnung stellten, so weiß man, wie sie sie alle stellten. Wenn ich Euch daher gesagt habe, daß sie eine Legion in drei Treffen theilten, und daß ein Treffen das andere aufnahm, so habe ich Euch schon im Voraus gesagt, wie sie ein ganzes Heer in Schlachtordnung stellten.

Will ich nun hierin die Römer nachahmen, so werde ich zwei Regimenter nehmen, wie die Römer zwei Legionen hatten, und die Art wie ich sie aufstelle, wird mit der Schlachtordnung des ganzen Heeres bekannt machen; denn würden die Streitkräfte beträchtlicher, so brauchte man nur die Schlachtlinie länger zu machen. Es wird nicht nöthig seyn, Euch zu erinnern, aus wie viel Mann Fußvolk ein Regiment besteht, und Euch zu wiederholen, daß es in zehn Bataillone getheilt wird, wie viel Offiziere das Bataillon hat, welche Waffen eingeführt, was Piken, ordentliche und außerordentliche Veliten sind. Ich habe es Euch vor Kurzem ausführlich erklärt, und gebeten, es wohl ins Gedächtniß zu fassen, weil dies

durchaus nöthig ist, um alles folgende zu verstehen. Ich werde also ohne weitere Wiederholung zur Schlachtordnung schreiten.

Ich glaube, daß man die zehn Bataillone des ersten Regiments auf den linken und die zehn des zweiten auf den rechten Flügel stellen müsse. Die Bataillone des linken Flügels formiren sich auf folgende Art. Man stellt fünf Bataillone in Fronte neben einander, mit Intervallen von vier Schritten, so daß sie in der Breite 141 Schritte und in der Länge (Tiefe) vierzig Schritte Raum einnehmen. Hinter diese fünf Bataillone würde ich drei andere, vierzig Schritte in senkrechter Richtung entfernt, stellen, wovon zwei senkrecht hinter die zwei äußersten der fünf Bataillone, und eines in die Mitte käme. So werden diese drei Bataillone sowohl in der Breite als Tiefe denselben Raum wie die fünf einnehmen, mit dem Unterschied, daß die Intervallen der fünf vier Schritte, die der drei dreiunddreißig betragen. Hinter die drei Bataillone würde ich die zwei letzten aufstellen, und zwar senkrecht, auf vierzig Schritte Abstand hinter die zwei äußersten Bataillone, so daß ihre Intervalle einundneunzig Schritte beträgt. Der ganze Raum, welchen die zehn Bataillone in dieser Ordnung einnehmen, wird 141 Schritte breit und 200 Schritte tief seyn. Die außerordentlichen Piken würde ich längs der Flanke meiner Bataillone, zwanzig Schritte links seitswärts in 143 Gliedern, das Glied zu sieben Mann, aufstellen, so daß ihre Tiefe gleich der der zehn Bataillone wäre und noch vierzig Glieder weiter rückwärts reichten, um das Gepäck und die Unbewaffneten zu decken. Die Decurionen und Centurionen der außerordentlichen Piken würde ich auf ihre Plätze vertheilen, von ihren drei Bataillonchefs aber einen an die Spitze, einen in die Mitte stellen, und einen als Tergiductor schließen lassen, wie die Alten diejenigen Offiziere nannten, welche im Rücken ihrer Heere standen. Kehren wir aber wieder zur Fronte des Heeres zurück. Ich würde also neben die außerordentlichen Piken die 500 außerordentlichen Veliten stellen, und ihnen einen Raum von vierzig Schritten in der Fronte gewähren. Links seitwärts von diesen kämen die Gendarmen zu stehen, mit einen Raum von 150 Schritten in der Breite. Neben diese die leichte Reiterei mit demselben Raume. Die ordentlichen

Veliten würde ich bei ihren Bataillonen lassen, und in die Intervallen der Bataillone stellen, deren Diener sie gleichsam seyn würden, wenn es mir nicht besser schiene, sie zu den außerordentlichen Piken zu stellen; die Umstände würden mich zu einem oder dem andern bestimmen. Den Obersten stellte ich in die Mitte zwischen das erste und zweite Treffen, oder vor die Fronte in die Intervalle des fünften Bataillons und der außerordentlichen Piken, wie mir es gerade am besten schiene. Er würde dreißig bis sechszig auserwählte Leute um sich haben, die mit Klugheit einen Auftrag auszurichten verstünden, und durch ihre Tapferkeit einen Angriff abwehren könnten. Seine Spielleute und Fahne hätte er ebenfalls bei sich.

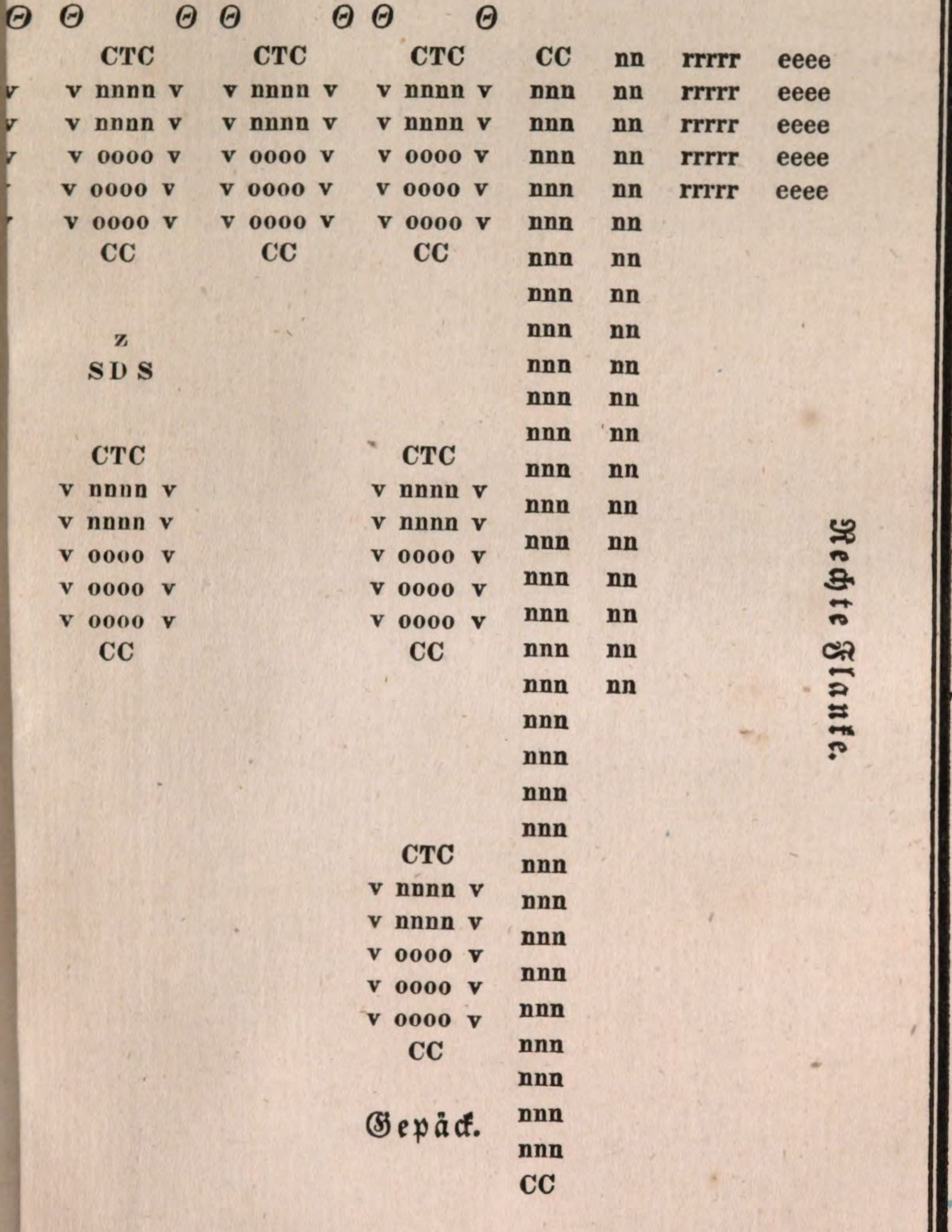
In dieser Ordnung würde ich das Regiment des linken Flügels, die Hälfte meines Heeres, aufstellen. Es würde in der Breite 511 Schritte einnehmen, und in der Tiefe so viel, als ich oben angegeben, die zur Deckung der Unbewaffneten bestimmten außerordentlichen Piken ausgenommen, welche ungefähr hundert Schritte weiter rückwärts reichen. Das andere Regiment würde ich auf den rechten Flügel und ganz auf dieselbe Art, wie das erste, aufstellen. Zwischen beiden ließe ich eine Intervalle von dreißig Schritten. Diese würde mit einigen Stücken Geschütz besetzt, und dahinter käme der Feldherr des ganzen Heeres, umgeben von der Hauptfahne, den Spielleuten und wenigstens 200 auserwählten Kriegern, die meisten zu Fuß, zehn davon, alle Befehle auszuführen geschickt. Er selbst wäre zu Pferde, doch so bewaffnet, daß er nach Umständen sowohl zu Pferd als zu Fuß fechten könnte.

Für ein Heer sind zehn Belagerungsgeschütze, deren Caliber nicht fünfzig Pfund übersteigt, hinreichend. Im Felde würde ich mich ihrer lieber zur Vertheidigung des Lagers, als in der Schlacht bedienen. Alles übrige Geschütz bestünde eher aus Zehn-, denn aus Fünfzehnpfündern, und ich würde es vor die ganze Fronte des Heeres vertheilen, wenn die Beschaffenheit des Terrains nicht erlaubte, es auf die Flügel an einen sichern, vom Feind unangreifbaren, Ort aufzufahren.

Diese Schlachtordnung kann im Gefecht den Phalanx und die römische Legion ersetzen. In den vordersten Gliedern stehen die

Fronte.

Fronte.



Rechte Flanke.

Gepäck.

M

e s.

Piken, und alles Fußvolk ist so geordnet, daß, wenn man den Feind angreift und ihm widersteht, die vordern Glieder, wie bei dem Phalanx, durch die hintern ersetzt werden können. Wird das erste Treffen gesprengt und muß es zurückweichen, so kann es in die Intervallen des zweiten Treffens eintreten, sich mit ihm vereinigen, und von neuem eine Masse bildend, den Stoß des Feindes aushalten und ihn bekämpfen. Wäre das nicht hinreichend, so können sich die beiden ersten Treffen auf dieselbe Art nochmals zurückziehen, und mit dem dritten vereint zum drittenmale kämpfen. Durch diese Ordnung ersetzt man sich in der Schlacht sowohl nach griechischer als römischer Art. Was die Festigkeit des Heeres betrifft, so kann man es nicht fester aufstellen; denn beide Flügel sind reichlich mit Offizieren und Waffen versehen; seine einzige schwache Seite ist im Rücken, wo die Unbewaffneten stehen, und diese sind noch in der Flanke von den außerordentlichen Piken gedeckt. Der Feind kann das Heer von keiner andern Seite angreifen, ohne es zum Empfang bereit zu finden. Der Rücken aber hat nichts zu fürchten, da der Feind nicht wohl so beträchtliche Streitkräfte haben kann, um Euch zu gleicher Zeit auf allen Punkten anzugreifen; denn ist dem so, so dürft Ihr gar nicht gegen ihn im Felde erscheinen. Wären aber seine Streitkräfte auch um ein Drittel beträchtlicher als die Eurigen, und wäre er eben so gut geordnet als Ihr, so ist doch, wenn er sich schwächt, um Euch auf mehreren Punkten anzugreifen, und Ihr ihn auf einem einzigen Punkt werft, alles für ihn verloren. Ist seine Reiterei zahlreicher als die Eurige, so könnt Ihr ganz ruhig seyn, weil die Reihen Eurer Piken, welche Euch einschließen, Euch vor jedem Angriff schützen, wenn auch Eure Reiterei zurückgetrieben worden wäre. Die Offiziere sind so aufgestellt, daß sie leicht befehlen und gehorchen können. Die Zwischenräume zwischen den Bataillonen und dem Treffen dienen nicht allein dazu, sich einander aufnehmen zu können, sondern gewähren auch denen, welche die Befehle des Feldherrn überbringen, freien Durchgang.

Ein römisches Heer zählte ungefähr 24,000 Mann. Dies soll auch die Stärke unseres Heeres seyn, und wie die Hülfsvölker die Fechtart und Aufstellung der Legionen nachahmten, so sollen

auch die Soldaten, welche wir unsern beiden Regimentern beifügen, dieselbe Form und Kriegszucht haben. Da wir ein Beispiel von dieser Sache aufgestellt haben, so ist es leicht, dasselbe nachzuahmen, denn wenn man dem Heere noch zwei Regimenter beifügt, oder so viel Hülfsvölker, als man schon Soldaten hat, so braucht man nur die Schlachtlinie doppelt so breit zu machen, und da wo zehn Bataillone standen zwanzig aufzustellen, oder aber, wie es der Feind und das Terrain erfordern, die Treffen doppelt so tief zu stellen.

Luigi Alamanni.

In Wahrheit Signor, ich glaube Euer Heer vor mir zu sehen. Ich brenne vor Verlangen, es fechten zu sehen. Nicht um alles in der Welt wollte ich, daß Ihr Fabius Maximus würdet, den Feind durch Zaudern hinhieltet und die Schlacht verzögertet. Schlimmeres würde ich dann von Euch sagen, als das römische Volk von Fabius.

Fabrizio Colonna.

Fürchtet nichts. Hört Ihr nicht den Donner des Geschützes? Das unsrige hat schon gefeuert, aber dem Feind wenig geschadet. Die außerordentlichen Veliten, mit der leichten Reiterei zugleich, brechen vor, sie zerstreuen sich und stürzen mit Ungestüm und großem Geschrei auf den Feind. Sein Geschütz gibt eine Salve, aber die Kugeln fliegen unschädlich über die Köpfe unsers Fußvolks. Damit es nicht zum zweiten Mal feuern kann, haben es unsere Veliten und leichte Reiterei schon angegriffen; der Feind rückt zu seiner Vertheidigung vor, so, daß freundliches und feindliches Geschütz nicht mehr schießen kann. Seht, mit welcher Tapferkeit, mit welcher Kriegszucht die Unsrigen fechten, weil sie ihnen durch beständige Uebung zur Gewohnheit geworden, und weil sie Vertrauen in das Heer setzen, welches Ihr in festem Schritt, die Gendarmen auf den Flügeln in Schlachtordnung, heranrücken seht. Seht unser Geschütz, um Platz zu machen und den Raum frei zu lassen, sich durch die Intervallen, aus denen die Veliten gekommen sind, zurück ziehen. Seht den Feldherrn, wie er den Muth der Soldaten entflammt, und ihnen einen gewissen Sieg verspricht. Seht, wie die Veliten und leichten Reiter sich entfernt

haben und auf die Flügel des Heeres zurückgekehrt sind, um zu versuchen, ob sie dem Gegner nicht in der Flanke eine Wunde versetzen können. Nun treffen die Heere aufeinander; seht, mit welcher Tapferkeit die Unsrigen den Angriff des Feindes ausgehalten haben, mit welcher Stille, und wie der Feldherr der Reiterei befiehlt, auszuhalten, nicht vorzubrechen, und mit dem Fußvolk auf gleicher Höhe zu bleiben. Seht, wie unsre leichte Reiterei über ein Fähnlein feindlicher Hakenschützen hergefallen ist, wie sie es in der Flanke fassen wollten, und wie ihm die feindliche Reiterei zu Hülfe geeilt ist, so daß es, zwischen beide gedrängt, nicht feuern kann und hinter seine Bataillone zurückkehrt. Seht, mit welcher Wuth unsre Piken angreifen, wie das Fußvolk einander schon so nahe ist, daß die Piken nicht mehr gehandhabt werden können, und sich die Unsrigen nach den Regeln unserer Kriegszucht nach und nach durch die Schildträger zurückziehen. Seht, wie während diese Vorgänge ein Geschwader feindlicher Gendarmen die Gendarmen unsers linken Flügels geworfen hat, wie sich die Unsrigen nach Vorschrift hinter die außerordentlichen Piken zurückgezogen, mit ihrem Beistand wieder Front gemacht, den Feind zurückgeschlagen und ihm viele Leute getödtet haben. Unterdessen haben sich alle ordentlichen Piken der vordersten Bataillone hinter die Glieder der Schildträger in Sicherheit gestellt, und ihnen die Fortsetzung des Kampfes überlassen. Seht, mit welcher Tapferkeit, Sicherheit und Leichtigkeit die Schildträger den Feind zu Boden strecken. Seht Ihr nicht, wie gedrängt die Schaaren im Kampfe sind, daß sie kaum das Schwert führen können? Bemerkt Ihr, mit welchem ohnmächtigen Grimm die Feinde sterben? Denn Pike und Schwert sind ihnen unnütz, weil die erste zu lang ist, und das andere den Gegner zu gut gerüstet findet; ein Theil fällt, verwundet oder todt, die übrigen ergreifen die Flucht. Seht sie auf dem rechten Flügel fliehen. Sie fliehen auch auf dem linken. Unser ist der Sieg. — Haben wir nicht auf das glücklichste eine Schlacht gewonnen? Doch, glückseliger der Sieg, dürft' ich ihn verwirklichen.

Ihr sagt, daß wir unser zweites und drittes Treffen nicht nöthig hatten, und daß unser erstes Treffen zur Besiegung des Feindes hinreichte. Ich habe Euch jetzt nichts anderes mehr zu

sagen, als daß ich bereit bin, jeden Zweifel zu lösen, den Ihr haben mögt.

Luigi Alamanni.

Ihr habt mit solchem Feuer diese Schlacht gewonnen, daß ich noch voller Verwunderung und Staunen bin, und mich nicht gut erklären zu können glaube, wenn noch irgend ein Zweifel mir im Geiste geblieben ist. Allein im Vertrauen auf Eure Weisheit will ich den Muth fassen, zu sagen, was ich dafür halte. Sagt mir zuerst, warum habt Ihr Euer Geschütz nicht mehr als einmal feuern lassen? und warum habt Ihr es sogleich hinter das Heer zurückgezogen, und seiner nicht mehr erwähnt? Es scheint mir auch, daß Ihr die feindlichen Batterien zu hoch, und so wie es für Euch gut ist, habt feuern lassen. Sie könnten allerdings so feuern. Wenn übrigens das Geschütz, wie es oft Statt finden muß, mit vollen Lagen Eure Soldaten träfe, welches Mittel hättet Ihr dagegen? Da ich aber vom Geschütz zu sprechen angefangen habe, so will ich alles sagen, worüber ich noch im Zweifel bin, um nicht darauf zurückkommen zu müssen. Ich habe viele Leute ihre Verachtung für die Waffen und Kriegszucht der alten Heere bezeugen hören, sie gewährten weniger Vortheil, ja sie seien ganz unnütz, heute, wo der Gewalt des Geschützes weder Schlachtordnung noch Rüstung widerstehen könne. Daher sei es in ihren Augen eine Thorheit, eine Schlachtordnung, in der man sich nicht halten könne, wieder in Kraft zu setzen, und das Gewicht einer Rüstung zu schleppen, die uns nicht schützen könne.

Fabrizio Colonna.

Da Eure Frage eine Menge Gegenstände begreift, so verlangt sie eine längere Antwort.

Ich habe mein Geschütz nur einmal feuern lassen; und auch das habe ich nicht ohne Bedenken gethan. Die Ursache ist, daß mehr darauf ankömmt, sich vor dem Getroffenwerden zu hüten, als den Feind zu treffen. Um aber durch das Geschütz nicht getroffen zu werden, muß man außer seinem Bereich stehen, oder sich hinter eine Mauer oder einen Wall begeben. Nichts anderes hält die Geschützkugeln ab; und noch dazu müssen beide sehr stark seyn. Die Feldherrn, welche sich entschließen, eine Schlacht

zu liefern, können nicht hinter Mauern oder Wällen stehen, noch außerhalb des Bereichs der Geschütze bleiben. Sie müssen also, da sie kein Mittel finden können, sich vollkommen zu schützen, eines aufsuchen, wodurch die Gefahr vermindert wird. Sie können aber kein anderes finden, als sich auf der Stelle der feindlichen Batterie zu bemächtigen. Die Art, sie zu nehmen ist, zerstreut auf die Stücke loszustürzen, und nicht in Masse und langsamen Schritts, denn die Raschheit des Angriffs erlaubt keine Wiederholung des Feuers, und die zerstreute Fechtart hindert, daß es große Zerstörung anrichte. Dies ist keine Verrichtung für geschlossene Schaaren, denn wenn sie laufen, so gerathen sie in Unordnung, und rücken sie in Unordnung vor, so ersparen sie dem Feinde die Mühe sie zu brechen, weil sie sich von selbst gebrochen haben. Ich habe daher mein Heer so aufgestellt, daß es doppelten Zweck erreichen kann. Auf die Flügel habe ich 1000 Veliten gestellt und befohlen, daß sie sich, so wie unser Geschütz gefeuert hat, mit der leichten Reiterei auf die feindlichen Geschütze stürzen. Ich habe unser Geschütz sein Feuer nicht wiederholen lassen, damit das feindliche nicht Zeit gewinnt, wieder zu laden; denn ich konnte mir diese Zeit nicht nehmen und zugleich den Feind verhindern, sie zu benutzen. Da ich selbst nicht das zweite Mal gefeuert habe, so konnte es auch der Feind nicht mehr, wie er es das erste Mal gethan hatte; denn ich habe mich des einzigen Mittels bedient, das feindliche Geschütz unnütz zu machen, das heißt, ich bin darauf losgegangen. Läßt nämlich der Feind seine Geschütze im Stich, so nehme ich sie ihm weg, will er sie vertheidigen, so muß er sie dahinten lassen, und kann, da Freund und Feind davor steht, nicht mehr feuern. Auch ohne Beispiele würden diese Gründe schon hinreichen, da ich aber einige von den Alten weiß, so will ich sie anführen. Als Ventidius mit den Parthern zu kämpfen hatte, deren Stärke größten Theils in Pfeil und Bogen bestand, so ließ er sie bis unter die Brustwehren seines Lagers heranrücken, ehe er sein Heer herausführte, und er that es nur deßwegen, um ihnen sogleich auf den Leib zu kommen, und ihnen keine Zeit zum Abschießen ihrer Pfeile zu lassen. Cäsar berichtet, daß er in einer Schlacht in Gallien mit solcher Wuth

von dem Feinde angefallen wurde, daß die Seinigen nicht Zeit hatten, nach römischer Weise die Wurfspeere zu schleudern. Man sieht, daß der Wirkung einer Feuerwaffe in freiem Felde nur dadurch ausgewichen werden kann, wenn man sich ihrer so schnell als möglich bemeistert.

Ich habe noch einen andern Beweggrund, von dem Geschütz keinen Gebrauch zu machen; vielleicht lacht Ihr darüber, und doch ist er nicht zu verachten. Nichts bringt mehr Unordnung und Verwirrung in ein Heer, als wenn es verhindert wird, zu sehen, was um es vorgeht, und viele tapfere Heere sind nur darum besiegt worden, weil sie durch Staub oder die Sonne geblendet waren. Nichts aber hindert die Aussicht so sehr, als Pulverdampf, und ich halte es für klüger, den Feind sich selbst blenden zu lassen, als ihn wie ein Blinder aufzusuchen. So würde ich entweder gar keinen Gebrauch von dem Geschütz machen, was wegen des großen Ansehens, in der diese Waffe steht, wahrscheinlich nicht gebilligt werden wird, oder ich würde es auf die Flügel des Heeres stellen, damit beim Feuern der Pulverdampf nicht den Mittelpunkt blendet, wo der Kern meines Heeres steht. Daß dem Feinde die Aussicht nehmen nützlich ist, dafür kann Epaminondas als Beispiel angeführt werden. Um das feindliche Heer, das gegen ihn zur Schlacht anrückte, zu blenden, ließ er seine leichte Reiterei längs der feindlichen Fronte hin galoppiren. Es erhoben sich Staubwolken, versperrten den Feinden die Aussicht, und er gewann die Schlacht.

Es scheint Euch, ich hätte die Kanonenkugeln zu meinem Vortheil über die Köpfe meines Fußvolks hinweggehen lassen. Ich antworte, daß die Fälle, wo das schwere Geschütz das Fußvolk nicht trifft, ohne Vergleich häufiger sind, als wo es dasselbe trifft. Denn das Fußvolk ist so nieder, und das Geschütz so schwer zu richten, daß durch eine Kleinigkeit, um die Ihr zu hoch zielt, die Kugeln über seine Köpfe hinaus fliegen, und wo Ihr zu tief zielt, sie sich in die Erde bohren und nicht bis zu ihm gelangen. Es schützt ferner die Unebenheit des Terrains davor; der kleinste Busch, die geringste Erhöhung, welche sich zwischen dem Geschütz und den Soldaten befindet, verhindert seine Wirkung. Was die Reiter betrifft und besonders die Gendarmen, welche dichter als die leichten

Reiter stehen, so können sie zwar, weil sie höher sind, leichter getroffen werden, man kann sie aber so lange im Rücken des Heeres halten, bis das Geschütz gefeuert hat.

Es ist wahr, daß die Haken und die Feldgeschütze viel gefährlicher sind. Das beste Mittel dagegen ist aber immer, bald zum Handgemenge zu kommen; und wenn beim ersten Angriff einige Leute fallen, so fallen ja immer Leute, und ein guter Feldherr und ein gutes Heer fürchtet keinen theilweisen, sondern nur einen allgemeinen Verlust. Man muß die Schweizer nachahmen, welche niemals aus Furcht vor dem Geschütz einer Schlacht ausgewichen sind, und welche den, der aus Schrecken davor aus den Reihen weicht, oder in seiner Haltung nur irgend ein Zeichen von Furcht blicken läßt, mit dem Tode bestrafen.

Nachdem das Geschütz gefeuert hat, habe ich es in das Heer zurückgezogen, um den Bataillonen freien Raum zu lassen. Ich habe seiner nicht mehr erwähnt, als einer unnützen Sache, so bald das Handgemenge begonnen hatte.

Ihr habt noch weiter gesagt, daß wegen der Gewalt dieses Kriegswerkzeugs, viele Leute die alte Bewaffnungs- und Aufstellungsart für unnütz halten. Man sollte aus dieser Rede schließen, daß die Neueren Aufstellungen und Waffen erfunden haben, welche gegen das Geschütz Schutz gewähren. Wenn Ihr so etwas wißt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, mich zu belehren; denn bis jetzt habe ich nie so etwas gesehen, und glaube auch nicht, daß etwas erfunden werden kann. Ich möchte doch von diesen Leuten wissen, aus welchen Gründen unsre Fußknechte eiserne Bruststücke und Blechschürzen tragen, und die Reiter von Kopf bis zu Fuß gerüstet sind? Wenn sie die Rüstung der Alten wegen des Geschützes als unnütz verdammen, so müssen sie auch die jetzt gebräuchliche bei Seite legen. Ich möchte auch hören, warum die Schweizer, der alten Aufstellungsart ähnlich, ein geschlossenes Regiment von 6000 bis 8000 Fußknechten formiren; und aus welcher Ursache alle andere Völker sie nachgeahmt haben, da doch dieser Aufstellungsart das Geschütz so gefährlich ist, als jeder andern, die man aus dem Alterthum nähme? Ich glaube, sie wüßten nicht, was sie mir antworten sollten. Wenn Ihr aber

Soldaten, die einige Urtheilskraft besitzen, fragt, so werden sie Euch zuerst antworten, daß sie gerüstet gehen, weil ihre Rüstung, wenn sie sie auch nicht vor der Feuerwaffe schützt, doch Bolzen, Piken, Degen, Steine und alle übrigen Angriffswaffen abhält. Sie werden ferner antworten, daß sie geschlossen, wie die Schweizer marschiren, um das Fußvolk leichter sprengen, der Reiterei besser widerstehen zu können, und dem Feinde mehr Schwierigkeit, sie zu durchbrechen, entgegen zu stellen. Man sieht daraus, daß der Soldat viele andere Dinge, außer den Feuerwaffen, zu fürchten hat, und sich gegen diese Dinge durch Rüstung und Aufstellung vertheidigt. Aus allem dem folgt: je besser ein Heer gerüstet ist, und je dichter und stärker seine Schaaren sind, desto sicherer ist es auch. Jeder, welcher der von Euch genannten Meinung ist, gibt zu, daß er entweder wenig Klugheit besitzt, oder sehr wenig über diese Dinge nachgedacht hat. Denn wenn wir sehen, daß ein so kleiner Theil der alten Bewaffnungsart, die heutige Pike und ein so kleiner Theil der alten Schlachtordnung, die Regimenter der Schweizer, so gute Dienste thun und unsern Heeren so große Festigkeit geben, warum sollten wir nicht glauben, daß die andern Waffen und die andern Schlachtordnungen, welche wir vernachläßigt haben, auch nützlich sind? Wenn wir, wie die Schweizer, bei unsrer gedrängten Aufstellung keine Rücksicht auf das Geschütz genommen haben, welche andere Schlachtordnung können wir wählen, wo es uns mehr schaden könnte? Ist es nicht eine bekannte Sache, daß die Wirkung des Geschützes gegen dichte Massen am furchtbarsten ist?

Außerdem, wenn mich das feindliche Geschütz nicht abschreckt, eine Festung zu belagern, wo es mich mit größerer Sicherheit beschießt, indem ich es, hinter seiner Mauer geschützt, nicht wegnehmen, sondern nur nach längerer Zeit durch mein Geschütz zum Schweigen bringen kann, so daß es seine Schüsse nach Belieben vervielfacht, warum sollte ich es im freien Felde fürchten, wo ich sogleich darauf losgehen kann? Ich ziehe also endlich den Schluß, daß nach meiner Meinung das Geschütz nicht abhält, die Schlachtordnung der Alten einzuführen, und ihre Tapferkeit zu zeigen. Hätte ich nicht schon früher mit Euch über dieses Kriegswerkzeug gesprochen, so

würde ich mich weiter darüber verbreiten, so beziehe ich mich aber auf das früher Gesagte.

Luigi Alamanni.

Wir können, was Ihr über das Geschütz gesagt habt, vollkommen verstanden haben. In Summe scheint Ihr bewiesen zu haben, daß im Felde, einem Heere gegenüber, das beste Mittel gegen das Geschütz ist, so schnell wie möglich darauf loszugehen. Hier aber habe ich einen Zweifel; es kömmt mir vor, der Feind könne es z. B. zur Seite seines Heeres aufstellen, von wo aus es Euch beschießen könnte, und doch so gedeckt wäre, daß Ihr es nicht wegnehmen könntet. Ihr habt, wenn Ihr Euch wohl erinnert, beim Ordnen Eures Heers zur Schlacht, Intervallen von vier Schritten zwischen zwei Bataillonen und von zwanzig Schritten zwischen den Regimentern und den außerordentlichen Piken gelassen. Wenn nun der Feind sein Heer auf gleiche Weise aufstellte, und sein Geschütz etwas rückwärts in seine Intervallen auffahren ließe, so wird es, glaube ich, von da aus Euch mit größter Sicherheit schaden können, weil Ihr nicht werdet in die Streitkräfte des Feindes eindringen können, um es wegzunehmen.

Fabrizio Colonna.

Euer Zweifel ist sehr klug, und ich werde meinen Verstand anstrengen, ihn zu lösen, oder ein Mittel dagegen zu finden. Ich habe Euch gesagt, daß die Bataillone entweder durch den Marsch oder durch die Schlacht in Bewegung sind, und daß sie der Natur der Sache nach sich so zusammen drängen, daß wenn Ihr die Intervallen für das Geschütz schmal machet, diese sich bald so verengen werden, daß die Bedienung des Geschützes ihren Dienst nicht mehr thun kann. Macht Ihr die Intervallen, um dieser Gefahr zu entgehen, breit, so setzt Ihr Euch der viel größern aus, dem Feinde nicht nur Raum zu geben, Eure Artillerie wegzunehmen, sondern auch Eure Linien zu durchbrechen. Ihr müßt überdies wissen, daß es unmöglich ist, die Geschütze zwischen Eure Bataillone zu stellen, besonders die, welche auf Wägen gezogen werden. Denn das Geschütz marschirt nach einer Richtung und feuert nach der entgegengesetzten, so daß wenn sie marschiren und feuern sollen, die Geschütze vor dem Feuern nothwendig wenden

müssen; und zum Wenden ist so viel Raum nöthig, daß fünfzig solcher Geschützwägen das ganze Heer in Unordnung brächten. Man muß sie also nothwendigerweise außerhalb der Linien halten, und dort können sie auf die eben gezeigte Art angegriffen werden. Aber nehmen wir an, es könnte geschehen, und es ließe sich ein Mittelweg finden, wornach sich der Feind nicht so sehr zusammendrängte, um sein Geschütz am Feuern zu verhindern, und auch nicht genug öffnete, um uns Raum zu geben, so sage ich, daß diesem leicht abzuhelfen wäre, indem wir dem feindlichen Geschütz gegenüber gleichfalls Intervallen anbrächten, wodurch seine Kugeln freien Weg fänden, und so umsonst wüthen würden. Dies ließe sich sehr leicht machen, denn wenn der Feind sein Geschütz sicher aufstellen will, so muß er es rückwärts in den hintersten Theil der Intervallen stellen, so daß wenn er nicht seine eigenen Leute treffen will, immer in derselben senkrechten Richtung die Kugeln abgeschossen werden müssen, denen man dann Raum geben und hierdurch leicht ausweichen kann. Es ist eine allgemeine Regel, daß man den Dingen, welche man nicht aufhalten kann, freien Weg lassen muß, wie es die Alten mit den Elephanten und Sichelwägen thaten.

Ich glaube, ja ich bin mehr als gewiß, daß es Euch scheint, ich hätte meine Schlacht so liefern lassen, daß ich Sieger blieb. Allein ich entgegne Euch, wenn das früher hierüber Gesagte noch nicht hinreicht, daß es unmöglich wäre, daß ein auf meine Art geordnetes und bewaffnetes Heer nicht durch den ersten Angriff jedes andere Heer überwinden würde, welches wie unsre neueren Heere aufgestellt wäre. Letztere bilden meistentheils nur ein Treffen, und führen keine Schilde. Sie sind so schlecht gerüstet, daß sie sich gegen den nahen Feind nicht vertheidigen können, und auf eine Art aufgestellt, daß sie die Linie durch ihre Ausdehnung schwächen, wenn sie ihre Bataillone neben einander stellen; und daß es nur eine Quelle der Verwirrung und Unordnung für das Heer wird, wenn sie sie hinter einander stellen, da sie keine Vorkehrungen treffen, sich einander aufzunehmen. Obschon sie ihre Heere in drei Treffen theilen und ihnen die drei Namen: Vorhut, Schlachtkörper und Nachhut beilegen, so bedienen sie sich

dieser Abtheilung doch nur auf dem Marsch und zur Unterscheidung der Lagerplätze; allein in der Schlacht sind alle zugleich zum ersten Angriff genöthigt, und so hängen sie von der ersten Laune des Glücks ab.

Luigi Alamanni.

Ich habe noch bemerkt, daß im Verlauf der Schlacht Eure Reiterei, von der feindlichen geworfen, sich unter den Schutz der außerordentlichen Piken zurückzog, von ihnen unterstützt, Stand hielt, und dann den Feind wieder zurückwarf. Ich glaube wohl, daß die Piken, wie Ihr sagt, den Anfall der Reiterei aushalten können, aber in einem großen und dichten Schlachthaufen, wie die Schweizer; Ihr hingegen habt in Eurem Heere nur fünf Glieder Piken in Fronte und sieben in der Flanke, so daß ich nicht weiß, wie sie Widerstand leisten können.

Fabrizio Colonna.

Obgleich ich Euch gesagt habe, daß im macedonischen Phalanx sechs Glieder Theil am Gefecht nehmen konnten, so werdet Ihr doch einsehen, daß von einem Schweizerregiment, und bestände es aus 1000 Gliedern, nur vier oder höchstens fünf Glieder zu gleicher Zeit fechten können. Die Piken sind nämlich achtzehn Fuß lang, davon nehmen die Hände drei Fuß ein, es blieben also noch fünfzehn Fuß Pike frei. Das zweite Glied verliert außerdem was es in den Händen hat noch andere drei Fuß für den Abstand der Glieder, so daß ihm nur zwölf Fuß Pike nützlich bleiben. Dem dritten Gliede bleiben aus denselben Gründen nur neun, dem vierten sechs, und dem fünften drei Fuß. Die übrigen Glieder sind zum Gefecht unnütz; sie dienen aber, wie wir gesagt haben, dazu, die ersten Glieder zu ersetzen, und bilden gleichsam einen Strebepfeiler für diese fünf. Wenn nun fünf ihrer Glieder den Stoß der Reiterei aushalten können, warum sollten es nicht auch fünf der unsrigen können, wenn sie hinter sich noch andere Glieder haben, die ihnen gerade so zur Stütze dienen, obgleich sie nicht mit Piken bewaffnet sind? Scheinen Euch aber die Reihen der auf die Flanke gestellten außerordentlichen Piken zu dünn, so kann man daraus Vierecke formiren, und sie auf die Flanke der zwei Bataillone stellen, welche ich ins letzte Treffen meines Re-

giments setze. Von hier aus können sie sowohl der Fronte als dem Rücken des Heeres zu Hilfe kommen, und die Reiterei unterstützen, je nachdem es das Bedürfniß verlangt.

Luigi Alamanni.

Werdet Ihr Euch immer derselben Schlachtordnung bedienen, wenn Ihr eine Schlacht liefern wollt?

Fabrizio Colonna.

Durchaus nicht. Die Form des Heeres muß nach der Beschaffenheit des Terrains, und nach der Gattung und Anzahl des Feindes verändert werden, wovon ich vor dem Schluß dieser Unterhaltung noch einige Beispiele anführen werde. Ich habe ihm diese Form gegeben, nicht sowohl weil sie stärker als andere ist, und sie ist wirklich die stärkste, sondern damit daraus Regeln und Vorschriften für Entwerfung jeder andern Schlachtordnung gezogen werden können, denn jede Wissenschaft hat ihre allgemeinen Grundsätze, auf die dann weiter gebaut wird. Eins präget Euch besonders ins Gedächtniß, daß Ihr nie ein Heer so ordnet, daß die vordersten Streiter von den rückstehenden nicht unterstützt werden können, denn wer in diesen Irrthum fällt, macht den größten Theil seines Heeres unnütz und kann, wenn er nur irgend tapfern Widerstand findet, nie Sieger werden.

Luigi Alamanni.

In diesem Betracht hat sich mir ein Zweifel erhoben. Bei der Aufstellung Eurer Bataillone habt Ihr ins erste Treffen fünf, ins mittlere drei und ins letzte zwei gestellt. Ich möchte glauben, daß eine umgekehrte Anordnung besser wäre; denn ich denke, es muß größere Schwierigkeit darbieten, in ein Heer einzubrechen, wenn es der Angreifer, je weiter er eindringt, immer fester findet; und Eure Anordnung scheint mir zur Folge zu haben, daß, je weiter er hineindringt, desto schwächer er Euer Heer findet.

Fabrizio Colonna.

Wenn Ihr Euch erinnert, daß die Triarier, das dritte Treffen der Römer, nicht mehr als 600 Mann betrugen, und wenn Ihr Euch ins Gedächtniß ruft, daß sie im hintersten Treffen standen, so werden Eure Zweifel verschwinden. Ihr werdet sehen, daß ich, durch dieses Beispiel bewogen, in das hinterste Treffen zwei Ba-

taillone, das ist 900 Mann, gestellt habe; so daß ich dem römischen Volke folgend, eher darin irre, daß ich zu viel nehme, als zu wenig. Obschon nun ihr Beispiel hinreichen würde, so will ich Euch doch auch noch die Ursache davon sagen. Es ist folgende: das erste Treffen muß fest und tief aufgestellt werden, weil es den Anfall des Feindes auszuhalten, und Niemand in seine Reihen aufzunehmen hat. Es muß daher Ueberfluß an Soldaten haben, und bei wenig Leuten würde es entweder durch geringe Tiefe oder durch Lücken schwach werden. Allein das zweite Treffen, weil es zuerst die Freunde aufnehmen muß, ehe es dem Feind Widerstand leistet, bedarf großer Intervallen, und muß daher an Zahl schwächer, als das erste seyn. Denn wäre es an Zahl stärker oder von gleicher Zahl, so könnte es entweder keine Intervallen haben, was eine Unordnung wäre, oder wenn es Intervallen hätte, so müßte es das Vordertreffen auf beiden Seiten überragen, was dem Heer eine unregelmäßige Form gäbe. Es ist nicht richtig, wie Ihr sagt, daß der Feind das Regiment, je mehr er hineindringt, desto schwächer findet; denn er kann niemals mit dem zweiten Treffen kämpfen, ehe sich das erste damit vereinigt hat, so daß er das Mitteltreffen des Regiments kräftiger nicht schwächer findet, indem er mit dem ersten und zweiten Treffen zugleich fechten muß. Derselbe Fall tritt ein, wenn der Feind bis zum dritten Treffen gelangt ist, weil er hier nicht allein mit den zwei frischen Bataillonen, sondern mit dem ganzen Regiment fechten muß. Weil nun dies letzte Treffen die meiste Mannschaft aufzunehmen hat, so müssen auch seine Zwischenräume am größten und die Zahl der Aufnehmenden am kleinsten seyn.

Luigi Alamanni.

Was Ihr gesagt habt, gefällt mir, doch antwortet noch auf dies. Wenn die fünf ersten Bataillone sich zwischen die drei mittleren zurückziehen, und nachher die acht zwischen die zwei hintersten, so scheint es nicht möglich, daß zuerst die acht vereinigten Bataillone, und dann die zehn in denselben Raum gefaßt werden können, den fünf einnahmen.

Fabrizio Colonna.

Das erste, was ich Euch antworte ist, daß dieser Raum nicht der nämliche ist, denn die fünf Bataillone haben vier Intervallen

zwischen sich, welche sie beim Zurückziehen zwischen die drei, oder zwischen die zwei ausfüllen; dann bleibt noch die Intervalle zwischen den beiden Regimentern, und die zwischen den Flügelbataillonen und den außerordentlichen Piken, was alles Raum gibt. Fügt noch hinzu, daß die Bataillone unberührt einen andern Raum einnehmen, als wenn sie schon angetastet sind; denn in Unordnung gebracht schließen sie entweder, oder öffnen sie ihre Reihen. Sie öffnen sie, wenn sie sich so sehr fürchten, daß sie die Flucht ergreifen; sie schließen sie, wenn sie sich so fürchten, daß sie ihre Sicherheit nicht in der Flucht, sondern in der Vertheidigung suchen. Also werden sie sich in unserm Fall bestreben, näher an einander zu schließen, und nicht, sich zu öffnen. Fügt hinzu, daß die fünf Glieder Piken, welche vorn stehen, nachdem sie das Gefecht eröffnet, sich durch ihre Bataillone in den Rücken des Heeres zurückzuziehen haben, um den Schildträgern Raum zum Fechten zu geben, und sie können dadurch, daß sie in den Rücken des Heeres marschiren, zu beliebiger Verrichtung von dem Feldherrn gebraucht werden, während sie vorn im Handgemeng ganz unütz seyn würden. Es können daher die angeordneten Räume den Rest der Mannschaft gar wohl fassen. Wäre übrigens dies noch nicht hinreichend, so sind die Flanken des Heeres keine Mauern, sondern Menschen, und können durch Ausweichen und Oeffnen so viel Raum geben, als zum Aufnehmen der vorderen Treffen nöthig ist.

Luigi Alamanni.

Wenn sich die vordern Bataillone auf die mittleren zurückziehen, sollen dann die außerordentlichen Piken auf der Flanke des Heeres Stand halten und wie zwei Hörner zurückbleiben? Oder sollen auch sie sich zugleich mit den Bataillonen zurück ziehen? Wenn sie das letztere sollen, so sehe ich nicht, wie sie es können, weil sie hinter sich keine Bataillone mit geöffneten Intervallen haben, um sie zu empfangen.

Fabrizio Colonna.

Greift sie der Feind nicht an, wenn er die Bataillone zum Rückzug zwingt, so können sie in ihrer Ordnung stehen bleiben, und dem Feind in die Flanke fallen, nachdem sich die vordersten Bataillone zurück gezogen haben. Wenn er sie aber auch angreift, wie

man vernünftigerweise annehmen muß, weil er stark genug ist, die andern zu zwingen, so müssen auch sie sich zurückziehen. Das können sie ganz gut thun, obgleich sie Niemand hinter sich haben, der sie aufnimmt; denn die vordere Hälfte kann in gerader Linie duppliren, indem ein Glied in das andere eintritt, wie wir es gezeigt haben, als vom Duppliren die Rede war. Freilich muß man es etwas anders machen, wenn man sich durch das Duppliren zurückziehen will; denn ich sagte, daß das zweite Glied in das erste, das vierte in das dritte und so fort eintreten müsse; im gegenwärtigen Fall müßte die Bewegung nicht vorwärts, sondern auf das letzte Glied gemacht werden, damit durch das Duppliren die Glieder zurückgezogen würden, und nicht vorrückten.

Um aber allen Einwürfen, die Ihr gegen meine Schlacht machen könntet, zu begegnen, sage ich, daß ich aus zwei Gründen mein Heer so geordnet und meine Schlacht so geliefert habe. Der erste ist, Euch zu zeigen, wie man ein Heer in Schlachtordnung stellt; der zweite, zu zeigen, wie man es einübt. Die Aufstellung habt Ihr, glaube ich, vollkommen begriffen. Was die Uebungen betrifft, so sage ich, daß das Heer so oft wie möglich in der angegebenen Form vereinigt werden muß, damit die Offiziere ihre Bataillone auf die angewiesenen Plätze führen lernen. Die Sache des Soldaten ist es, gut Reih und Glied in seinem Bataillone zu halten, die der Bataillonschefs ist es, daß sie ihre Bataillone wohl an ihrem Platz im Heer halten, und verstehen, den Befehlen des Feldherrn zu gehorchen. Sie müssen daher ihre Bataillone an einander zu reihen, und ihren Platz rasch einzunehmen wissen. Die Bataillonsfahne muß an einem in die Augen fallenden Orte ihre Nummer geschrieben haben, sowohl damit das Bataillon beim Befehligen bezeichnet werden kann, als auch, damit es der Feldherr und die Soldaten an der Nummer leichter erkennen. Auch die Regimenter müssen nummerirt seyn, und ihre Nummer auf ihrer Hauptfahne haben. Man muß wissen, welche Nummer das auf den rechten oder auf den linken Flügel gestellte Regiment hat, welche Nummern die Bataillone des Vorder- und Mitteltreffens haben, und so fort.

Ich wollte auch, daß diese Nummern ein Maßstab der Ehrengrade im Heer seien. So wären z. B. der Decurio der erste Grad;

Bayerische Staatsbibliothek München

der zweite, der Chef der fünfzig odentlichen Veliten; der dritte, der Centurio; der vierte, der Chef des ersten Bataillons; der fünfte, der des zweiten; der sechte, der des dritten u. s. f. bis zum zehnten Bataillon, dessen Chef im Rang unmittelbar auf den Oberst folgte, und zu dieser Stelle dürfte Niemand befördert werden, der nicht durch alle Grade vorgerückt wäre. Da außer diesen Offizieren noch drei Bataillonchefs der außerordentlichen Piken, und zwei der außerordentlichen Veliten übrig sind, so wollte ich, daß sie den Grad eines Chefs des ersten Bataillons hätten. Es würde mich nicht kümmern, daß ich so sechs Offiziere von demselben Grad hätte, weil jeder von ihnen sein möglichstes thun würde, in das zweite Bataillon vorzurücken.

Wenn nun jeder dieser Offiziere weiß, welchen Platz sein Bataillon einzunehmen hat, so folgt nothwendig, daß auf einen Trompetenstoß und wenn die Hauptfahne entfaltet ist, das ganze Heer in Schlachtordnung stehen wird. Dies ist die erste Uebung, womit man ein Heer vertraut machen muß, nämlich rasches Zusammentreten; und um dies zu erreichen, muß man jeden Tag und mehreremal des Tags aufstellen und wieder aus einander gehen lassen.

Luigi Alamanni.

Welche Zeichen wolltet Ihr außer den Nummern für die Fahnen des Heeres annehmen?

Fabrizio Colonna.

Die Fahne des Feldherrn oder Hauptfahne würde das Wappen des Fürsten führen; die andern Fahnen könnten dasselbe Wappen führen, oder Wappen oder Feld können verschieden seyn, wie das dem Kriegsherrn besser dünkt. Hierauf kömmt wenig an, wenn nur der Zweck erreicht wird, daß man sie von einander unterscheiden kann.

Doch, gehen wir zur zweiten Uebung eines Heeres über; sie ist, dasselbe in Bewegung setzen, machen, daß es in angemessenem Schritt marschirt, und darauf sehen, daß während des Marsches die Richtung und Abstände nicht verloren gehen.

Die dritte Uebung besteht in Unterweisung in den Schlachtmanövres. Das Geschütz feuert und zieht sich zurück, die außer-

ordentlichen Veliten brechen vor, und ziehen sich noch im scheinbaren Angriff zurück; die vordersten Bataillone, als ob sie geworfen wären, ziehen sich in die Intervallen des zweiten Treffens zurück; dann ziehen sich die beiden ersten Treffen auf das dritte zurück, und von da kehrt alles wieder an seine Plätze. Diese Uebung muß so oft wiederholt werden, daß ein Jeder mit allem, was vorkommen kann, bekannt und vertraut wird; und durch häufiges Ausführen und Gewohnheit wird dies leicht erreicht.

Die vierte Uebung besteht darin, daß man sie die Befehle des Generals verstehen lehrt, die durch den Schall von Instrumenten und Schwingungen der Fahne gegeben werden, denn die Befehle mit der Stimme sind ohne andere Zeichen verständlich. Da diese Art zu befehligen auf die Instrumente und ihre verschiedene Tonarten gegründet ist, so will ich Euch die Instrumente anführen, deren sich die Alten bedienten. Bei dem lacedämonischen Heere waren, nach Thucydides, Flöten gebräuchlich; denn sie hielten die Flötentöne für geeigneter, den Soldaten beim Vorrücken Ruhe und Kaltblütigkeit einzuflößen, und ihn nicht in Wuth zu setzen. Von denselben Gründen bewogen, bedienten sich die Carthaginenser beim ersten Angriff der Zither. Der König Atiates von Lydien bediente sich im Krieg der Zither und der Flöten. Allein Alexander der Große und die Römer hatten Hörner und Trompeten eingeführt. Sie dachten, durch die Töne dieser Instrumente könne der Muth des Soldaten mehr entflammt, und er zum tapfern Kampfe angefeuert werden.

So wie wir unser Heer nach Art der Griechen und Römer bewaffnet haben, so wollen wir auch nach den Gebräuchen beider Nationen unsre Instrumente austheilen. Ich würde dem Feldhauptmann die Trompete geben, deren Schall nicht nur geschickt ist, das Heer zu entflammen, sondern auch vor allen andern Tönen durch jeden Lärm gehört wird. Die Spielleute der Obersten und Bataillonchefs müßten aus kleinen Trommlern und Pfeifern bestehen, die nicht wie jetzt, sondern wie es bei Gastmählern gebräuchlich ist, zu spielen hätttten. Der Feldherr wird also mit der Trompete das Zeichen geben, wann Halt gemacht, vorgerückt oder umgekehrt werden soll, wann das Geschütz feuern, wann sich die außerordent-

lichen Veliten in Bewegung setzen sollen, und mittelst Abwechslung der Töne der Trompete alle jene Bewegungen ausführen lassen, welche überhaupt vorkommen. Der Trompete werden sogleich die Trommelzeichen folgen. In dieser wichtigen Uebung muß das Heer hinreichend unterrichtet werden. Die Reiterei wird sich ebenfalls der Trompete bedienen, allein von schwächerem Schall und verschiedenem Ton, als die des Feldherrn. Dies ist alles, was ich über das Ordnen eines Heeres in Schlachtordnung, und die zu haltenden Ubungen zu sagen habe.

Luigi Alamanni.

Ich bitte Euch, mir es nicht zu verargen, wenn ich noch über eine Sache um Auskunft ersuche. Warum laßt Ihr die leichte Reiterei und die außerordentlichen Veliten mit Geschrei und Getöse auf den Feind stürzen, während das übrige Heer mit tiefstem Schweigen das Gefecht eröffnet. Da ich die Ursache dieser Verschiedenheit nicht einsehe, so wünschte ich Erklärung.

Fabrizio Colonna.

Die Meinungen der alten Feldherrn sind darüber getheilt, ob man mit Geschrei und beschleunigtem Schritt auf den Feind fallen, oder ihm schweigend und langsam entgegen gehen soll. Die letzte Art hat den Vorzug, daß man geschlossener marschiren kann, und die Befehle des Feldherrn besser hört. Durch die erste wird der Muth der Soldaten mehr entflammt. Da mir nun beide Dinge Rücksicht zu verdienen scheinen, so habe ich die einen mit Geschrei, die andern schweigend vorrücken lassen. Es scheint mir durchaus nicht, daß anhaltendes Geschrei gut sei, weil es die Befehle zu hören verhindert, eine Sache, die sehr verderblich werden kann. Es scheint mir auch vernünftigerweise nicht möglich, anzunehmen, daß die Römer nach dem ersten Anfall des Getöse fortgesetzt haben sollten; denn in ihrer Geschichte kömmt häufig vor, daß Worte und Ermahnungen ihres Feldherrn die Fliehenden wieder zum Stehen brachte, oder daß auf das Commando die Schlachtordnung auf verschiedene Weise geändert wurde; was nicht hätte geschehen können, wenn das Geschrei des Heeres die Stimme des Feldherrn übertönt hätte.

Ende des dritten Buchs.

Viertes Buch.

Luigi Alamanni.

Da ein so ruhmvoller Sieg unter meinen Befehlen gewonnen worden ist, so halte ich es nicht für klug, das immer unbeständige und launenhafte Glück von Neuem zu versuchen. Ich wünsche daher meine Dictatur niederzulegen, und ernenne Zanobi zu meinem Nachfolger im Amte des Fragers; indem ich die angezeigte Ordnung befolgen, und beim Jüngsten anfangen will. Ich weiß, daß er diese Ehre oder vielmehr diese Mühe nicht ausschlagen wird, sowohl um mir eine Freude zu machen, als auch weil er von Natur muthiger ist, als ich. Er wird nicht fürchten, sich in diese Gefahr zu begeben, wo er Niederlage oder Sieg finden kann.

Zanobi Buondelmonte.

Ich bin bereit, den Posten einzunehmen, wozu Ihr mich bezeichnet, ob ich gleich lieber unter den Zuhörern geblieben wäre; denn die Fragen, welche ich bis jetzt gehört, haben mich mehr unterrichtet als die, welche ich selbst während Eures Gesprächs hätte stellen können. Doch, Signor Fabrizio, beliebt die noch übrige Zeit zu benutzen und die Geduld nicht zu verlieren, wenn wir Euch durch unsre Höflichkeiten Langeweile machen.

Fabrizio Colonna.

Ihr macht mir im Gegentheil ein Vergnügen damit. Dieser Wechsel der Fragenden lehrt mich Eure verschiedene Denkart, und Eure verschiedene Geistesrichtung kennen. Aber glaubt Ihr, daß dem besprochenen Gegenstand noch etwas hinzuzufügen sei?

Zanobi Buondelmonte.

Ehe wir zu etwas Anderm übergehen, wünschte ich zwei Fragen an Euch zu richten. Zuerst, könnt Ihr nicht für gut finden, Eurem Heere eine andere Schlachtordnung zu geben? Dann, welche Vorsichtsmaßregln muß ein Feldherr treffen, ehe er sein Heer zur Schlacht führt, und wie kann er unvorhergesehenen Zufällen während der Schlacht abhelfen?

Fabrizio Colonna.

Ich will Euch zu befriedigen suchen. Ich werde Eure Fragen nicht einzeln beantworten, weil manchmal das, was als Antwort für die erste gilt, auch auf die zweite Anwendung findet.

Ich habe Euch eine Form für das Heer vorschlagen müssen, damit Ihr ihm hiernach alle Formen, die Terrain und Feind erfordern, geben könnt; denn man muß sich hiebei sowohl nach dem Terrain als nach dem Feinde richten. Beachtet aber dies, daß es keine gefährlichere Form gibt, als Eurer Fronte eine zu große Ausdehnung zu geben, wenn Ihr kein sehr zahlreiches und krieggewohntes Heer habt. Habt Ihr dies nicht, so ist es besser, Euch tief und weniger breit zu formiren, als Euch durch Ausdehnung in die Breite zu schwächen. Wenn Ihr im Vergleich mit dem Feind nur wenig Leute habt, so müßt Ihr andere Mittel aufsuchen, und z. B. Euer Heer mit einem Flügel an einen Fluß oder Sumpf lehnen, um nicht umringt werden zu können, oder auch die Flügel durch Gräben decken, wie Cäsar in Gallien that.

Jedenfalls ist es allgemeiner Grundsatz, Eure Fronte nach Eurer und des Feindes Stärke auszudehnen oder einzuschränken. Ist der Feind weniger zahlreich, so müßt Ihr weite Ebenen suchen, in welcher, durch die vorzügliche Kriegszucht Eurer Soldaten begünstigt, Ihr Euern Feind nicht nur überflügeln, sondern auch Eurer Schlachtordnung ihre ganze Ausdehnung geben könnt; in felsigem und schwierigem Terrain, wo Ihr Euch Eurer Schlachtordnung nicht bedienen könnt, würdet Ihr keinen Vortheil haben. Aus diesem Grund suchten die Römer fast immer offne Gegenden, und vermieden solche, die ihnen Schwierigkeiten darboten. Den entgegengesetzten Gang müßt Ihr befolgen, wenn Ihr nur wenig zahlreiche und schlecht disciplinirte Soldaten habt Dann ist es

nothwendig, eine Position aufzusuchen, welche die Zahl ersetzt, oder in welcher die Unerfahrenheit Eurer Soldaten ohne Nachtheil ist. Man muß auch die höheren Orte wählen, um mit mehr Vortheil auf den Feind stürzen zu können. Jedoch ist hierbei zu beobachten, daß Ihr Euer Heer nicht auf der Abdachung einer Anhöhe aufstellt, in der Nähe des Fußes einer andern, die der Feind besetzen kann; denn in diesem Fall würde Euch Euer erhöhter Standpunkt wegen des feindlichen Geschützes schädlich seyn, von dem Ihr immer und bequem beschossen werden würdet, ohne es hindern zu können, während Ihr, durch Eure eignen Leute gehindert, nicht bequem sein Feuer erwidern könntet.

Wer eine Schlacht liefern will, muß gleichfalls auf Sonne und Wind Acht geben. Beide dürft Ihr nicht im Gesicht haben, denn beide benehmen Euch die Aussicht, die Sonne durch Ihre Strahlen, der Wind durch den Staub. Auch vermindert der Wind die Kraft der Waffen, die man auf den Feind schleudert, und macht das Treffen unsicher. Es reicht nicht hin, die Sonne zu Anfang der Schlacht nicht im Gesicht zu haben, man muß es so einrichten, daß sie Euch nicht schadet, wenn sie höher steigt. In diesem Fall wäre es am Besten, wenn das Heer die Sonne ganz im Rücken hätte, damit Zeit genug vorüber ginge, ehe sie ihm in die Augen scheinen könnte. Diese Vorsicht wurde von Hannibal bei Cannä beobachtet, und von Marius gegen die Cimbern.

Wenn die Reiterei an Zahl viel geringer ist, stellt Euer Heer in die Weinberge oder zwischen Bäume und ähnliche Hindernisse, wie die Spanier in unsern Tagen gethan haben, als sie die Franzosen an der Cirignuola, im Königreich Neapel, schlugen.

Man hat häufig gesehen, daß mit denselben Soldaten durch nichts als eine Aenderung der Schlachtordnung und der Natur des Schlachtfeldes der Besiegte wieder den Sieg errang. So zum Beispiel die Carthaginenser, welche mehreremal von Regulus besiegt, durch die Rathschläge des Lacedämoniers Xantippus in der Folge wieder Sieger wurden. Xantippus beredete sie, in die Ebenen herabzusteigen, und durch ihre zahlreiche Reiterei und ihre Elephanten begünstigt, gelang es ihnen, die Römer zu überwinden.

Es scheint nach dem, was uns die Geschichte lehrt, daß fast alle

ausgezeichnete Feldherren des Alterthums, wenn sie sahen, daß der Feind einen Flügel seines Heeres verstärkte, ihm nie den stärksten Theil des ihrigen entgegenstellten, sondern den schwächsten, und daß sie ihren stärksten Theil dem schwächsten des Feindes entgegensetzten. Wenn nun die Schlacht begann, so befahlen sie ihren stärksten Schaaren, sich auf Aushalten des feindlichen Anfalls zu beschränken, und ihn nicht zurück zu treiben; dem schwächsten Theil ihrer Soldaten befahlen sie, sich schlagen zu lassen und sich bis zu dem hintersten Treffen des Heeres zurück zu ziehen. Dies verursacht zwei große Unordnungen unter dem Feind: erstlich, daß seine stärkste Schaar eingeschlossen oder überflügelt ist; zweitens, daß er, im Vertrauen eines schnellen Siegs, fast immer in Unordnung geräth, was schnell seinen Untergang herbeiführt. Als Scipio in Spanien dem Carthager Hasdrubal gegenüber stand, wurde er benachrichtigt, Hasdrubal habe seine Gewohnheit, die Legionen, den Kern seines Heeres im Centrum aufzustellen, erfahren, und werde eine ähnliche Anordnung treffen. Als es hierauf zur Schlacht kam, änderte Scipio seine Ordnung, und stellte seine Legionen auf beide Flügel, und die schwächsten Soldaten ins Centrum. Als nun die Schlacht begann, befahl er den Soldaten des Centrums, langsam vorzurücken, und den Flügeln, sich mit Ungestüm auf den Feind zu stürzen; so daß nur die Flügel beider Heere ins Gefecht kamen und die Mittelpunkte zu entfernt von einander waren, um sich erreichen zu können. So war die Auswahl von Scipios Heer mit den schwächsten Soldaten Hasdrubals im Kampf, und siegte ohne Mühe. –

Das war damals gut, ließe sich aber heute wegen des Geschützes nicht anwenden; denn der freie Raum zwischen dem Centrum beider Armeen würde dem Feind zum Feuern Zeit lassen; was, wie ich oben gesagt, sehr verderblich ist. Man muß also dieses Mittel bei Seite setzen, oder sich seiner nur bedienen, indem man das ganze Heer ins Gefecht führt, und den schwächsten Theil zurückweichen läßt.

Wenn sich ein Feldherr an der Spitze eines zahlreicheren Heeres, als das seines Gegners, befindet, und es seine Absicht ist, ihn, ohne daß er sein Vorhaben merkt, zu überflügeln, so muß er seine Soldaten mit gleicher Front, wie die des Feindes aufstellen. Wenn nun das Gefecht eröffnet ist, so läßt er sein Centrum sich nach und

nach zurückziehen, und seine Flügel sich ausdehnen, und immer wird es geschehen, daß der Feind, ohne es zu merken, überflügelt ist.

Will ein Feldherr mit der Gewißheit fechten, nicht aus einander gesprengt werden zu können, so muß er eine Stellung wählen, die ihm einen sichern und benachbarten Zufluchtsort darbietet, als zwischen Sümpfen, auf Bergen oder in einer festen Stadt, weil ihn in diesem Fall der Feind nicht verfolgen, er aber den Feind verfolgen kann. Dies ist der Weg den Hannibal einschlug, als das Glück anfing ihm den Rücken zu kehren, und er wegen der Tapferkeit des Marcus Marcellus besorgt war.

Einige Feldherrn haben, um Unordnung in die Reihen des Feindes zu bringen, ihren Leichtbewaffneten befohlen, das Gefecht zu eröffnen. und sich sogleich durch das Haupttreffen zurück zu ziehen. Wenn nun beide Heere auf einander gestoßen, und die Fronte eines jeden mit dem Kampfe beschäftigt war, so ließen sie die Leichtbewaffneten von Neuem hinter den Flügeln hervorbrechen und den Feind angreifen, wodurch dieser in Unordnung gebracht und geschlagen wurde.

Wenn der Feind an Reiterei überlegen ist, so kann man, außer dem angeführten Mittel, hinter seine Reiter ein Bataillon Piken stellen, und befehlen, daß sie während des Gefechtes vorbrechen, und man wird immer die Oberhand erhalten.

Viele Feldherrn richteten einen Theil ihrer Leichtbewaffneten dazu ab, zwischen der Reiterei zu fechten, was der Reiterei immer den größten Vortheil brachte.

Von allen Feldherrn, welche sich durch die Kunst ein Heer in Schlachtordnung zu stellen auszeichneten, werden Hannibal und Scipio am meisten gerühmt, als sie in Afrika einander gegenüber standen. Da Hannibals Heer aus Carthaginensern und Verbündeten verschiedener Nationen bestand, so stellte er achtzig Elephanten vor die Fronte; ins erste Treffen kamen die Hülfsvölker; ins zweite stellte er seine Carthaginenser, und ins letzte die Italiener, auf die er wenig Vertrauen setzte. Er hatte diese Anordnung deßwegen getroffen, damit seine Hülfsvölker, vor sich den Feind, im Rücken von den Cathagern eingeschlossen, nicht fliehen konnten, sondern zum Kämpfen gezwungen, die Römer schlugen oder doch ermüdeten; er dachte dann mit seinen frischen und tapfern Schaaren die schon

ermatteten Römer leicht zu besiegen. Ihnen gegenüber stellte Scipio die Hastati, Principes und Triarier in gewöhnlicher Ordnung auf, so daß sie sich einander aufnehmen, oder unterstützen konnten. Die Fronte des römischen Heeres war voll Intervallen, welche mit Veliten besetzt waren, damit sie der Feind nicht gewahr werden konnte, sondern ein geschlossenes Treffen vor sich zu haben glaubte. Den Veliten befahl Scipio, wenn die Elephanten kämen, in die Zwischenräume der Treffen zurückzuweichen, und den Elephanten den Weg offen zu lassen. So blieb das Anrennen dieser Thiere ohne Wirkung, und als dann die Schlacht begann, erhielt Scipio die Oberhand.

Zanobi Buondelmonte.

Indem Ihr von dieser Schlacht sprecht fällt mir ein, daß Scipio in der Mitte der Schlacht seine Hastati nicht in die Reihen der Principes eintreten ließ, sondern sie theilte und an die Flügel des Heeres zurückzog, um den Principes Raum zu geben, als er diese vorschieben wollte. Wolltet Ihr mir wohl sagen, aus welchen Beweggründen er von der gewöhnlichen Regel abwich?

Fabrizio Colonna.

Hannibal hatte den Kern seines Heeres ins zweite Treffen gestellt. Um ihm gleichen Widerstand entgegensetzen zu können, vereinigte Scipio die Principes und Triarier, so daß die Intervallen der Principes von den Triariern besetzt waren, und die Hastati nicht mehr aufnehmen konnten. Er ließ diese also an die Flügel des Heeres zurückgehn, und nicht zwischen die Principes einrücken. Bemerkt jedoch, daß dieses Manöver, das erste Treffen zu öffnen, um dem zweiten Raum zu geben, nur dann angewendet werden kann, wenn man im Vortheil ist, wie das bei Scipio der Fall war. Ist man im Nachtheil und zum Rückzug genöthigt, so könnte es nur zum offenbaren Verderben ausfallen, und man muß dann ein hinteres Treffen zur Aufnahme bereit halten. Kommen wir jedoch zu unserm Gegenstand zurück.

Unter andern Kriegswerkzeugen bedienten sich die alten Völker Asiens der Streitwagen, welche, auf beiden Seiten mit Sicheln bewaffnet, den doppelten Vortheil gewährten, durch ihr ungestümes Anprallen die feindlichen Reihen zu öffnen, und durch

ihre Sicheln Tod darin zu verbreiten. Gegen diesen Angriff sicherte man sich auf dreierlei Art. Entweder hielt man ihn durch die Dichtigkeit der Massen aus, oder man machte den Sichelwagen schnell durch Intervallen Platz, wie den Elephanten, oder man setzte ihnen irgend ein künstliches Hinderniß entgegen. Letzteren Mittels bediente sich Sylla gegen Archelaus, der bei seinem Heer eine große Menge Sichelwagen hatte. Um ihr Anrennen auszuhalten ließ er hinter seine erste Linie eine Reihe Pfäle eingraben, zwischen denen diese Sichelwagen hängen blieben. Merkwürdig ist die besondere Schlachtordnung, die Sylla gegen diesen Feind wählte. Er stellte seine Veliten und die Reiterei in Reserve, die Schwerbewaffneten aber ins erste Treffen mit vielen Intervallen, durch welche die Reserve, wenn es Noth thäte, vorrücken könnte. In der Hitze der Schlacht ließ er nun seine Reiterei durch die Intervallen durchbrechen und errang so den Sieg.

Um den Feind während des Gefechts zu verwirren, muß man etwas herbeizuführen suchen, was ihn entmuthigt, indem man entweder die Ankunft neuer Hülfsvölker ankündigt, oder ihm etwas zeigt, was dem ähnlich sieht, so daß der Feind, durch diesen Anblick getäuscht, den Muth verliert und leicht besiegt wird. Solche Mittel wurden von den römischen Consuln Minucius Rufus und Acilius Glabrio angewandt. Cajus Sulpitius setzte eine Anzahl Troßknechte auf Maulesel, und andere zum Krieg unnütze Thiere, ordnete sie so, daß sie von ferne wie Reiterei aussahen, und ließ sie, während er mit den Galliern im Gefecht begriffen war, auf einem Hügel zum Vorschein kommen. Auf diese Art gewann er den Sieg. Dasselbe that Marius, als er gegen die Teutonen focht.

Wenn nun ein Scheinangriff eine solche Wirkung während der Schlacht hat, wie entscheidend muß nicht ein wirklicher Angriff seyn, besonders wenn er während der Hitze des Kampfes unvorhergesehen in den Rücken oder auf die Flanke des Feindes ausgeführt werden kann? Allein dies Mittel ist schwierig, wenn Euch die Beschaffenheit des Terrains nicht begünstigt, denn ist es von allen Seiten offen, so kennt Ihr unmöglich eine Abtheilung Soldaten verdeckt aufstellen, wie es unter diesen Umständen nothwendig

ist. In einem waldigen und bergigen, und daher zum Hinterhalt geeigneten Lande hingegen ist es leicht, einige Abtheilungen zu verstecken, welche plötzlich und unversehens auf den Feind fallen können. Ein solcher Angriff wird Euch immer den Sieg geben. Es ist manchmal von Erfolg, während der Schlacht Stimmen zu verbreiten, entweder der feindliche Feldherr sei gefallen, oder der andere Flügel Eures Heeres habe gesiegt. Dies gab oft dem, der es that, den Sieg.

Man bringt die feindliche Reiterei leicht durch den Anblick oder das Getöse ungewöhnlicher Dinge in Unordnung. So that Crösus, indem er seinem Gegner Kameele, und Pyrrhus, indem er der römischen Reiterei Elephanten entgegensetzte, und sie durch den Anblick dieser Thiere in Schrecken und Verwirrung brachte. In unsern Tagen haben die Türken den Sophi in Persien und den Sultan in Syrien allein durch das Getöse der Haken geschlagen, deren ungewöhnlicher Knall der feindlichen Reiterei einen solchen Schrecken einjagte, daß es den Türken nicht schwer wurde, den Sieg davon zu tragen. Um das Heer des Hamilcar zu durchbrechen, stellten die Spanier in ihr erstes Treffen mit Werg gefüllte, von Ochsen gezogene, Wagen. Bei Eröffnung des Gefechts zündeten sie sie an, so daß die Ochsen, um dem Feuer zu entfliehen, sich auf das Heer Hamilcars stürzten und seine Reihen durchbrachen.

Wie ich gesagt habe, pflegt man den Feind zu überlisten, indem man ihn während der Schlacht in einen Hinterhalt lockt, wo das Land dazu geeignet ist. Ist es aber offen und eben, so ließen manche Feldherrn Gruben graben, und diese leicht mit Reisig und Erde überdecken, während einige feste Zwischenräume blieben, über welche sie ihren Rückzug nehmen konnten. War nun die Schlacht eröffnet, so zogen sie sich über die Zwischenräume zurück, und der verfolgende Feind stürzte in die Gräben.

Wenn ein Unfall während der Schlacht Eure Soldaten in Furcht setzen könnte, so ist es sehr klug, diesen Unfall zu verheimlichen, oder ihn zum Guten zu wenden, wie Tullus Hostilius und Lucius Sylla thaten. Letzterer sah, daß mitten in der Schlacht ein Theil seiner Mannschaft zum Feind überging, und daß sein Heer dadurch in Furcht gerieth. Er ließ sogleich überall bekannt

machen, es geschehe auf seinen Befehl, und dies brachte sein Heer nicht nur nicht in Verwirrung, sondern vermehrte seinen Muth so sehr, daß es siegte. Ein ander Mal hatte Sylla eine Anzahl Soldaten mit einem besondern Auftrag abgesandt, wobei sie alle umgekommen waren. Damit nun sein Heer dadurch nicht in Furcht gesetzt würde, sagte er, er habe sie mit Bedacht in die Hände des Feindes geliefert, weil er sie treulos gefunden. Während einer Schlacht in Spanien hieb Sertorius einen Soldaten, der ihm den Tod eines seiner Unterfeldherrn meldete, nieder, aus Furcht, er möge durch diese Nachricht die Andern entmuthigen.

Sehr schwer ist es, ein schon auf der Flucht begriffenes Heer zum Stehen zu bringen, und zu neuem Kampf zu bewegen. Man muß hier unterscheiden, ob das ganze Heer fortläuft, und dann ist alles vergebens; oder ob nur ein Theil flieht, und dann kann vielleicht noch geholfen werden. Viele römische Feldherrn warfen sich den Flüchtlingen entgegen, stellten ihnen die Schande der Flucht vor, und brachten sie so zum Stehen. So Lucius Sylla. Als schon ein Theil seiner Legionen den Rücken gewandt hatte, von den Soldaten des Mithridates verfolgt, warf er sich ihnen mit dem Schwert in der Hand entgegen, und rief: „Wenn Euch Jemand fragt, wo ihr Euern Feldherrn gelassen habt, so sagt: wir haben ihn fechtend in Böotien gelassen.“ Der Consul Attilius stellte den Fliehenden die, welche nicht flohen, entgegen, und erklärte ihnen, daß, wenn sie nicht wieder umkehrten, sie von Freund und Feind den Tod zu erwarten hätten. Als Philipp von Macedonien erfuhr, daß seine Soldaten die Scythen fürchteten, stellte er einige seiner vertrautesten Reiter hinter das Heer, und befahl ihnen, Jeden, der fliehen würde, niederzuhauen; so daß sie, den Tod im Gefecht dem auf der Flucht vorziehend, den Sieg errangen. Viele Römer haben, nicht sowohl um die Flucht aufzuhalten, als um ihren Kriegern Gelegenheit zu tapferer That zu geben, dem Manipularen, während des Gefechts, die Fahne aus der Hand gerissen, dieselbe mitten unter die Feinde geschleudert, und dem, der sie wieder erobern würde, eine Belohnung ausgesetzt.

Es scheint mir nicht unpassend, unsrer Unterhaltung beizufügen was nach der Schlacht vorkömmt, besonders weil nur wenig

darüber zu sagen ist, weil man es nicht auslassen darf, und weil es eigentlich noch zu unsrer Erörterung gehört. Ich sage also, die Schlachten werden verloren oder gewonnen. Werden sie gewonnen, so muß man mit aller Schnelligkeit den Sieg verfolgen, und darin Cäsar nachahmen, nicht Hannibal, welcher nach der Niederlage der Römer bei Cannä stehen blieb, und so die Herrschaft über Rom verlor. Cäsar ruhte niemals nach dem Siege, sondern verfolgte den geschlagenen Feind mit größerm Ungestüm und Wuth, als er den unversehrten Feind angegriffen hatte. Geht die Schlacht verloren, so muß ein Feldherr versuchen, ob ihm aus dem Verlust nicht einiger Nutzen erwachsen kann, besonders wenn ihm noch ein Ueberrest vom Heer geblieben ist. Die Gelegenheit kann durch zu wenig Vorsicht des Feindes entstehen, da er sich meistens nach dem Sieg der Sicherheit überläßt, und so Gelegenheit gibt ihn zu schlagen. Auf diese Art besiegte der Römer Martius die Carthaginensischen Heere, welche, nachdem sie die beiden Scipionen getödtet und ihr Heer geschlagen hatten, jenen Rest, der mit Martius am Leben geblieben, verachteten, und von ihm angegriffen und geschlagen wurden. Man sieht hieraus, daß nichts so leicht gelingt, als das, was Euch der Feind zu wagen außer Stand hält; denn gewöhnlich erwächst den Menschen Schaden daher, wo sie am wenigsten fürchten.

Ein Feldherr, der nichts ähnliches thun kann, muß wenigstens alle seine Kunst aufbieten, die schlimmen Folgen der Niederlage zu verringern. Hierzu ist nothwendig, sich so zu verhalten, daß der Feind nicht leicht verfolgen kann, oder daß ihm Gelegenheit sich aufzuhalten gegeben wird. Im ersten Fall haben einige, überzeugt, daß sie unterliegen mußten, ihren Offizieren mit verschiedenen Abtheilungen und auf verschiedenen Wegen zu fliehen befohlen, und ihnen einen entfernten Sammelplatz angegeben. Dies bewirkte, daß der Feind sein Heer zu zerstückeln fürchtete, und alle oder doch die meisten sich retteten. Im zweiten Fall haben Viele ihre kostbarste Habe dem Feind entgegen geworfen, damit er durch Beutelust aufgehalten, ihnen Zeit zur Flucht gab. Titus Didius zeigte keine geringe Schlauheit um seinen Verlust im Treffen zu verheimlichen. Da er nämlich bis nach Sonnenuntergang gefochten

und viele Leute verloren hatte, ließ er während der Nacht den größeren Theil seiner Gefallenen begraben, so daß die Feinde, als sie so viel Todte auf ihrer Seite, und so wenig auf der Seite der Römer sahen, sich im Nachtheil glaubten und die Flucht ergriffen.

Ich glaube nun, so wie ich gesagt, großentheils Eure beiden Fragen auf einmal beantwortet zu haben. Wahr ist, daß mir über die Form der Heere noch zu sagen übrig bleibt, daß manchmal ein Feldherr die Fronte seines Heeres keilförmig aufgestellt hat, weil er auf diese Art das feindliche Heer leichter durchbrechen zu können glaubte. Gegen diesen Keil hat man sich in Form einer Scheere aufgestellt, um in ihre Oeffnung den Keil aufnehmen, umringen und von allen Seiten bekämpfen zu können. Hierüber merkt Euch die allgemeine Regel, daß das beste Mittel gegen einen Anschlag des Feindes ist, das freiwillig zu thun, wozu er Euch zu zwingen vor hat. Denn thut Ihr es freiwillig, so könnt Ihr es mit Ordnung, und zu Euerm Vortheil und seinem Nachtheil ausführen; thätet Ihr es gezwungen, so würde es Euern Untergang herbeiführen. Zur Bestätigung dieses Satzes, soll es mich nicht kümmern etwas schon Gesagtes zu wiederholen. Der Feind bildet einen Keil, um Eure Schaaren zu öffnen. Geht Ihr ihm mit geöffneten Schaaren entgegen, so bringt Ihr ihn in Unordnung, und er nicht Euch. Hannibal stellt die Elephanten vor die Fronte seines Heeres, um die Legionen Scipio's zu öffnen; Scipio geht ihm geöffnet entgegen, gewinnt den Sieg, und jener geht zu Grunde. Hasdrubal stellt seine tapfersten Soldaten ins Centrum, um Scipio's Truppen zu werfen; Scipio befiehlt den seinigen, von selbst zurück zu gehen, und schlägt ihn. So daß ähnliche Anschläge, wenn sie bekannt werden, die Ursache des Sieges dessen sind, gegen den sie angewendet waren.

Wenn ich mich recht erinnere, bleiben mir noch die Rücksichten zu nennen übrig, die ein Feldherr nehmen muß, ehe er sich in eine Schlacht einläßt. Hier muß ich Euch zuerst sagen, daß ein Feldherr nie eine Schlacht liefern darf, wenn er nicht im Vortheil, oder dazu genöthigt ist. Der Vortheil entsteht aus dem Terrain, aus der Schlachtordnung, aus größeren oder besseren Streitkräften. Die Nothwendigkeit ist vorhanden, wenn Ihr Euch,

nicht schlagend, auf jeden Fall verloren seht; als: wenn Ihr kein Geld habt, und deßwegen Euer Heer auseinander zu gehen droht; wenn Euch der Hunger plagt; wenn der Feind Verstärkung erwartet. In diesen Fällen müßt Ihr immer, wenn auch mit Nachtheil, schlagen; denn es ist besser, das Glück zu versuchen, wo es Euch noch günstig seyn kann, als wenn Ihr es nicht versuchet, einen gewissen Untergang vor Augen zu sehen. Ein Feldherr macht einen eben so großen Fehler, in diesem Fall nicht zu schlagen, als wenn er die Gelegenheit zu siegen in den Händen gehabt, und aus Unwissenheit nicht erkannt hätte, oder aus Feigheit hätte entschlüpfen lassen.

Vortheile gewährt Euch manchmal der Feind selbst; manchmal verdankt Ihr sie Eurer Klugheit. Viele wurden beim Uebersetzen über einen Fluß von einem geschickten Feind geschlagen, der abwartete, bis sie der Fluß getheilt hatte, und dann über einen Theil herfiel. So that Cäsar den Helvetiern, als er den vierten Theil der Ihrigen tödtete, der durch einen Fluß vom übrigen Heer getrennt war. Ist Euer Feind abgemattet, weil er Euch zu unbedachtsam gefolgt ist, und seid Ihr frisch und ausgeruht, so dürft Ihr diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen. Ferner, wenn Euch der Feind früh Morgens die Schlacht anbietet, so könnt Ihr mehrere Stunden hindurch verzögern, aus dem Lager zu rücken; und wenn er nun lange genug unter den Waffen gestanden, und die erste Hitze, mit der er gekommen, verraucht ist, dann könnt Ihr mit ihm fechten. So thaten Scipio und Metellus in Spanien, der eine gegen Hasdrubal, der andere gegen Sertorius. Wenn der Feind seine Streitkräfte vermindert, entweder weil er sein Heer getheilt hat, wie die Scipionen in Spanien, oder aus irgend einem andern Grunde, dann müßt Ihr das Glück versuchen.

Der größere Theil kluger Feldherrn hat lieber den Anfall des Feindes ausgehalten, als ihn selbst angefallen, denn dichtgeschlossenen unangetasteten Schaaren ist es nicht schwer, einen wüthenden Angriff auszuhalten; und abgehaltene Wuth verwandelt sich leicht in Feigheit. So that Fabius gegen die Samniter und Gallier, und siegte, während sein College Decius den Tod fand. Einige, die die Tapferkeit ihres Feindes fürchteten, haben

den Kampf erst kurz vor Einbruch der Nacht begonnen, damit ihre Soldaten, wenn sie besiegt wären, im Schutz der Dunkelheit sich retten könnten. Einige erfuhren den Aberglauben des feindlichen Heers, zu einer gewissen Zeit nicht zu fechten, wählten gerade diese Zeit, und siegten. So verfuhr Cäsar in Gallien gegen Ariovist, und Vespasian in Syrien gegen die Juden.

Die größte und wichtigste Vorsicht, die ein Feldherr beobachten muß, ist, in seiner Umgebung treue, im Krieg erfahrne und kluge Männer zu haben, mit denen er sich fortwährend berathet, über seine und die feindlichen Streitkräfte spricht: wer an Zahl überlegen, wer besser bewaffnet, oder besser beritten, oder besser eingeübt; wer zum Ertragen von Entbehrungen geeigneter sei, auf wen er sich mehr verlassen soll, auf das Fußvolk oder die Reiterei. Dann müssen sie die Beschaffenheit des Terrains, auf dem er steht, in Betrachtung ziehen: ob es dem Feind oder ihm günstiger ist; wer am bequemsten Zufuhr an Lebensmitteln erhält; ob es besser ist, die Schlacht zu verschieben oder zu liefern; was er durch die Zeit gewinnen oder verlieren kann, denn häufig wird der Soldat, wenn er sieht, daß sich der Krieg in die Länge zieht, mißmuthig und verläßt, über die Strapatzen mißvergnügt, seine Fahnen. Vor Allem ist es wichtig, den Charakter des feindlichen Feldherrn und seine Umgebung zu kennen: ob er verwegen oder vorsichtig; ob er furchtsam oder kühn ist. Es ist zu beachten, wie Ihr Euch auf die Hülfsvölker verlassen könnt. Vor allem aber müßt Ihr Euch hüten, Euer Heer nicht in den Kampf zu führen, wenn es sich fürchtet, oder auf irgend eine Weise am Sieg verzweifelt; denn die sicherste Anzeige einer Niederlage ist, wenn man nicht glaubt siegen zu können. In diesem Fall müßt Ihr einer Schlacht ausweichen, entweder indem Ihr Fabius Maximus nachahmt, der feste Stellungen bezog, und dadurch Hannibal die Lust nahm, ihn anzugreifen; oder wenn Ihr glaubt, daß Euch der Feind auch in einer festen Stellung angreifen wird, so müßt Ihr das Feld räumen, und Eure Soldaten in die Festungen vertheilen, um den Feind durch die Langwierigkeit und Entbehrungen der Belagerung zu ermatten.

Zanobi Buondelmonte.

Kann man einer Schlacht nicht anders ausweichen, als wenn man sein Heer vertheilt, und in die festen Plätze wirft?

Fabrizio Colonna.

Ich glaube früher Einem von Euch gesagt zu haben, daß, wer im Felde steht die Schlacht nicht vermeiden könne, wenn er einen Feind hat, der auf jede Weise schlagen will. Es gibt dagegen nur ein Mittel, nämlich sich fünfzig Meilen von seinem Gegner weg zu stellen, um Zeit zu haben vor ihm davon zu gehen, wenn es ihm einfallen sollte, Euch aufzusuchen. Fabius Maximus wich niemals einer Schlacht mit Hannibal aus, sondern er wollte sie zu seinem Vortheil liefern; und Hannibal glaubte nicht, ihn besiegen zu können, wenn er ihn in den Positionen angriff, wo er sich gelagert hatte. Denn hätte er geglaubt ihn besiegen zu können, so mußte Fabius auf jeden Fall mit ihm schlagen oder fliehen. Philipp von Macedonien, der Vater des Perseus, im Krieg mit den Römern, schlug sein Lager auf einem sehr hohen Berg auf, um nicht zur Schlacht genöthigt zu werden; allein die Römer griffen ihn auf seinem Berge an und schlugen ihn. Der gallische Feldherr, Vercingetorix, um nicht mit Cäsar schlagen zu müssen, der gegen sein Vermuthen über einen Fluß gesetzt war, entfernte sich mit seinen Truppen viele Meilen weit. Wenn die Venetianer in unsern Tagen dem König von Frankreich keine Schlacht hätten liefern wollen, so hätten sie nicht warten sollen bis das französische Heer die Addar überschritten hätte, sondern sie hätten sich wie Vercingetorix entfernen sollen. Sie hatten es erwartet, wußten aber nicht die Gelegenheit zu ergreifen, während des Flußübergangs die Schlacht zu liefern, noch ihr auszuweichen; denn die Franzosen, schon nahe gekommen, als die Venetianer ihr Lager abbrachen, griffen sie an und schlugen sie. So wahr ist es, daß man die Schlacht nicht vermeiden kann, wenn der Feind auf jede Weise schlagen will. Und es soll mir Niemand Fabius dagegen anführen, weil nach den Umständen er nicht mehr als Hannibal der Schlacht auswich.

Es ereignet sich oft, daß Eure Soldaten von Kampflust entbrannt sind, daß Ihr aber die Ueberzeugung habt, Ihr seid an Zahl, oder durch das Terrain, oder aus irgend einer andern

Ursache im Nachtheil, und daß Ihr sie daher von ihrer Kampflust abbringen wollt. Es ereignet sich ferner, daß Nothwendigkeit oder Gelegenheit Euch zur Schlacht antreibt, Eure Soldaten aber wenig Zuversicht zeigen, und zum Schlagen wenig aufgelegt sind, so daß Ihr sie im einen Fall zurückhalten, im andern anfeuern müßt.

Reicht im ersten Fall Ueberredung nicht hin, so gibt es kein besseres Mittel als einen Theil von ihnen dem Feinde preis zu geben, damit sowohl die, welche gefochten haben, als die, welche nicht gefochten haben, Euch Glauben beimessen. Es läßt sich recht gut mit Kunst thun, was dem Fabius Maximus zufällig widerfuhr. Das Heer des Fabius, wie Ihr wißt, verlangte, mit Hannibals Heer zu schlagen; und dasselbe Verlangen hatte sein Magister Equitum. Dem Fabius aber schien es nicht gut, die Schlacht zu wagen; so daß diese Meinungsverschiedenheit die Theilung des Heeres zur Folge hatte. Fabius hielt die Seinigen im Lager zurück; der andere kämpfte, kam in große Gefahr, und wäre gänzlich geschlagen worden, wenn ihm nicht Fabius zu Hülfe geeilt wäre. Durch dieses Beispiel wurde der Magister Equitum zugleich mit dem ganzen Heer belehrt, wie weise es sei, dem Fabius zu gehorchen.

Handelt es sich darum, den Soldaten zum Kampf zu entflammen, so muß man ihn gegen die Feinde in Zorn bringen, indem man sagt, sie belegten ihn mit Schimpfworten. Man muß vorgeben, mit dem Feinde im Einverständniß zu stehen, und einen Theil bestochen zu haben. Man muß das Lager an einen Ort aufschlagen, wo man den Feind sehen kann, und sich mit ihm in leichte Scharmützel einlassen, denn das, was man täglich sieht, schätzt man leicht gering. Man muß sich entrüstet zeigen, und in einer zur rechten Zeit gehaltenen Rede den Soldaten ihre Feigheit vorwerfen, und um sie zu beschämen sagen, man würde allein fechten, wenn sie die Gefahr nicht theilen wollten. Vor allen Dingen aber, wenn man den Soldaten im Kampfe hartnäckig machen will, darf man ihn nichts, was ihm gehört, nach Hause schicken, oder irgendwo sicher aufbewahren lassen ehe der Krieg zu Ende ist; damit er die Ueberzeugung hat, daß,

wenn er auch durch die Flucht sein Leben rettet, doch seine Habe verloren geht. Denn die Liebe zu dieser macht die Menschen nicht weniger hartnäckig sich zu vertheidigen, als die Liebe zum Leben.

Zanobi Buondelmonte.

Ihr habt gesagt, man könne die Soldaten zum Fechten geneigt machen, indem man mit ihnen spricht. Versteht Ihr darunter, daß man zum ganzen Heer sprechen soll oder nur mit den Offizieren?

Fabrizio Colonna.

Die Wenigen zu einer Sache bereden oder sie davon abbringen, ist ganz leicht, denn wenn Worte nicht hinreichen, so könnt Ihr Ansehen und Gewalt brauchen. Das Schwierige aber ist, der Menge eine unheilvolle Meinung zu benehmen, die entweder dem allgemeinen Wohl oder Euern Plänen zuwider läuft. Hier kann man nur Worte brauchen, und diese müssen von Allen gehört werden, wenn man Alle überreden will. Die großen Feldherrn mußten daher zugleich Redner seyn; denn ohne zum ganzen Heer sprechen zu können, läßt sich schwer etwas Gutes ausführen. Doch auch dies ist in unsrer Zeit ganz außer Gebrauch gekommen. Leset das Leben Alexanders des Großen, und Ihr werdet sehen, wie oft er genöthigt war, eine Versammlung zu halten, und öffentlich an das Heer zu reden. Auf andere Weise hätte er es niemals, reich und mit Beute beladen, wie es war, durch die Wüsten Arabiens und bis nach Indien mitten unter Ungemach und Ueberdruß geführt. Unzähligemal ereignen sich Unfälle, die ein Heer zu Grunde richten, wenn der Feldherr nicht weiß oder nicht gewohnt ist, mit ihm zu sprechen. Eine Rede hebt die Furcht, entflammt den Muth, vermehrt die Hartnäckigkeit, klärt die Täuschungen auf, verspricht Belohnungen, zeigt die Gefahren und den Weg ihnen zu entgehen, tadelt, bittet, droht, erfüllt mit Hoffnung, tobt, schmäht und thut alles, wodurch menschliche Leidenschaften erregt oder gedämpft werden. Es muß daher der Fürst oder die Republik, die eine neue Landesbewaffnung errichten, und diesen Gebrauch wieder in Ansehen setzen will, ihre Soldaten gewöhnen, den Feldherrn sprechen zu hören, und den Feldherrn, an das Heer Reden zu halten.

Ein starker Zügel und Sporn war bei den Alten die Religion, und der Schwur, den der Soldat ablegte, wenn er ins Feld rückte.

Jedem Vergehen drohten nicht nur die Uebel, die man von Menschen fürchten kann, sondern auch die Strafe der Götter. Dies vereint mit den andern religiösen Ceremonien, machte oft den Feldherrn der Alten jede Unternehmung leicht, und würde es immer thun, wo nur die Religion gefürchtet und beobachtet würde. Sertorius benützte dies, indem er vorgab, mit einer Hindin zu reden, durch welche ihm die Götter den Sieg versprächen. Sylla gab vor, sich mit einer Bildsäule zu unterreden, die er aus dem Tempel des Apollo genommen hatte. Viele haben gesagt, es sei ihnen im Schlaf ein Gott erschienen, der sie zur Schlacht ermahnt habe. Zur Zeit unsrer Väter sagte König Karl VII. von Frankreich, während des Kriegs mit den Engländern, er berathe sich mit einem gottgesandten Mädchen, das man überall die Jungfrau von Frankreich nannte; und dies verschaffte ihm den Sieg.

Es lassen sich auch Mittel anwenden, welche bewirken, daß Eure Soldaten den Feind gering schätzen. So ließ der Spartaner Agesilaus seinem Heere einige nackte Perser vorführen, damit beim Anblick ihrer zarten Glieder alle Ursache zur Furcht verschwände.

Andere haben ihre Soldaten durch die Nothwendigkeit zum Fechten gezwungen, indem sie ihnen alle Hoffnung zu entkommen benahmen, außer durch den Sieg. Dies ist das kräftigste und sicherste Mittel, den Soldaten im Kampfe hartnäckig zu machen. Die Hartnäckigkeit wird durch Selbstvertrauen und Liebe zum Feldherrn oder zum Vaterland vermehrt. Selbstvertrauen bringen Waffen, Schlachtordnung, frische Siege und der Ruf des Feldherrn hervor. Die Liebe zum Vaterland liegt in der Natur; die Liebe zum Feldherrn wird durch seine Tapferkeit mehr als durch irgend eine Wohlthat hervorgerufen. Die Nothwendigkeit kann mannigfach seyn, doch die stärkste ist die, welche Euch zwingt zu siegen oder zu sterben.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Fabrizio Colonna.

Ich habe Euch gezeigt, wie man ein Heer ordnet, um einem gegenüberstehenden Heere eine Schlacht zu liefern, ich habe erzählt, wie man sie gewinnt, und viele Einzelnheiten beigefügt, in Betracht der Umstände, und verschiedener Ereignisse, die in der Schlacht Statt finden können. Es wird nun Zeit seyn, zu zeigen, wie man sein Heer gegen einen Feind ordnet, den man nicht sieht, von dem man aber jeden Augenblick unversehens angegriffen zu werden fürchtet; wie dies in feindlichem und verdächtigem Lande der Fall ist.

Ihr müßt zuerst wissen, daß die Römer vorsichtsmäßig immer einige Turmen Reiterei vorausschickten, um den Weg auszukundschaften. Nachher kam der rechte Flügel. Nach diesem alle Packwagen, welche ihm angehörten. Nach diesen kam eine Legion. Nachher ihr Gepäck. Dann wieder eine Legion, von ihren Packwagen gefolgt. Nach diesen folgte der linke Flügel, mit seinem Gepäck am Schweif, und zuletzt kam die übrige Reiterei. Das war die gewöhnliche Marschordnung. Wenn das Heer unterwegs am Kopfe oder am Schweif angegriffen wurde, so ließ man auf der Stelle alle Packwagen rechts oder links aus der Colonne herausfahren, wie man gerade wollte, oder nach welcher Seite es hinsichtlich des Terrains am besten geschehen konnte. Alles marschirte nun, frei von jedem hindernden Gepäck dahin auf, wo der Feind herkam. Wurde man in der Flanke angegriffen, so fuhren die Wagen nach der sichern Seite, und nach der andern wurde

Front gemacht. Dies Verfahren war gut und klug angeordnet, und scheint mir nachahmungswerth.

Ich schicke also die leichten Reiter voraus, um das Land zu durchspähen. Dann, wenn ich vier Regimenter habe, werde ich sie in Colonne, jedes Regiment sein Gepäck hinter sich, marschiren lassen. Da es zweierlei Packwagen gibt, den einzelnen Soldaten gehörige, und solche, worauf Vorräthe zum allgemeinen Gebrauch des ganzen Lagers gepackt sind, so würde ich letztere in vier Theile theilen, und jedem Regiment seinen Theil überlassen; eben so würde ich aus dem Geschütz und aus allen Unbewaffneten vier Abtheilungen machen, damit jedes Regiment seinen gleichen Theil Troß hätte.

Da es aber manchmal vorkömmt, daß Ihr durch ein Land zieht, welches nicht nur verdächtig, sondern so feindselig gesinnt ist, daß Ihr jede Stunde angefallen zu werden fürchten müßt, so seid Ihr genöthigt, um sicherer zu marschiren, die Marschordnung zu ändern und Euch so zu ordnen, daß weder die Einwohner noch das feindliche Heer Euch etwas anhaben können, wenn sie Euch unversehens von irgend einer Seite angreifen. In solchen Fällen pflegten die Feldherrn der Alten im quadrirten Heer zu marschiren; eine Benennung, die nicht daher kam, daß die Form des Heeres ein vollkommenes Quadrat gewesen wäre, sondern weil es auf diese Art geschickt war, auf vier Seiten zu kämpfen. Sie sagten dann, man bewege sich zum Marsch und zum Kampfe bereit. Von dieser Ordnung will ich nicht abweichen, und meine zwei Regimenter, die ich als Muster für ein Heer angenommen habe, darnach aufstellen.

Um also sicher durch ein feindliches Land zu ziehen, und von allen Seiten Widerstand leisten zu können, wenn ich unversehens angegriffen würde, und um das Viereck der Alten nachzuahmen, würde ich ein solches Viereck formiren, dessen leerer Raum 212 Schritte ins Gevierte betrüge. Zu diesem Zweck würde ich zuerst die Flanken 212 Schritte von einander aufstellen, und zwar jede Flanke aus fünf Bataillonen in Colonnen mit drei Schritten, Abstand zwischen den Bataillonen, formiren. Die Tiefe dieser beiden Colonnen würde mit den Abständen, indem ein Bataillon in

der Normalstellung vierzig Schritte tief ist, 212 Schritte betragen. Zwischen die Köpfe und Schweife beider Flanken würde ich die übrigen zehn Bataillone, in zwei Theilen zu fünf, so aufstellen, daß vier sich an den Kopf der rechten Flanke, und vier an den Schweif der linken Flanke mit Bataillons-Intervallen von vier Schritten anlehnen. Ein Bataillon würde sich an den Kopf der linken Flanke und ein anderes an den Schweif der rechten Flanke lehnen. Da nun der Abstand der einen Flanke von der andern 212 Schritte beträgt, und da letztere Bataillone der Breite nach neben einander, und nicht der Tiefe nach hinter einander gestellt sind, so werden sie von jenen 212 Schritten nur 134 Schritte einnehmen. Es wird also in der Fronte zwischen den vier Bataillonen zunächst der rechten Flanke, und dem einen zunächst der linken Flanke, ein unbesetzter Raum von achtundsiebenzig Schritten bleiben. Derselbe unbesetzte Raum bleibt zwischen den Bataillonen im Rücken des Vierecks, mit dem einzigen Unterschied, daß hinten der Raum gegen die rechte und vorn gegen die linke Flanke zu offen bleibt. Den vorderen Raum von achtundsiebenzig Schritten würde ich mit den ordentlichen, den hintern mit den außerordentlichen Veliten ausfüllen, wozu nicht ganz 1000 Veliten für jeden Raum hinreichen werden. Da ich haben will, daß der innere Raum des Vierecks 212 Schritte ins Gevierte betragen soll, so dürfen die fünf Bataillone der Fronte und die fünf des Rückens keinen Theil des Raums einnehmen, den die Flanken einnehmen. Die fünf hintern Bataillone müssen also mit ihrer Fronte den Schweif der Flanken, und die fünf vordern Bataillone mit ihrem Rücken den Kopf der Flanken berühren. So bleibt auf jeder Ecke des Vierecks noch Raum, um ein anderes Bataillon aufzunehmen. Da es nun vier Räume sind, so würde ich vier Fähnlein außerordentliche Piken nehmen, und eins in jede Ecke stellen. Die zwei übrigen Fähnlein dieser Piken würde ich, in ein Viereck formirt, in die Mitte des leeren Raumes meines Heeres stellen, und an ihre Spitze den Feldherrn mit seiner Umgebung.

Da diese Bataillone zwar alle nach einer Richtung marschiren, aber nicht fechten, so muß man beim Antreten jene Seiten, welche

mayt von den andern Bataillonen gedeckt sind, zum Gefecht ordnen. Die fünf Bataillone der Fronte haben außer der Fronte alle übrigen Theile gedeckt; sie müssen daher wie gewöhnlich mit den Piken vorn antreten. Die fünf hintern Bataillone sind von allen Seiten gedeckt, außer im Rücken, sie müssen also ihre Piken in die hintersten Glieder stellen, wie wir dies seines Orts gezeigt haben. Die fünf Bataillone der rechten Flanke sind von allen Seiten geschützt, nur in der rechten Flanke nicht; die fünf der linken Flanke sind überall gedeckt, nur nicht auf der linken Flanke; man muß daher beim Zusammentreten die Piken nach der offenen Flanke zu stellen. Die Decurionen müssen am Kopf und Schweif stehen, damit, wenn es zum Gefecht kömmt, alle Waffen und Führer ihre angewiesenen Plätze haben. Wie man sich hierbei zu benehmen hat, sagte ich bei der Aufstellung der Bataillone.

Das Geschütz würde ich in zwei Theile theilen, und den einen Theil außerhalb der rechten, den andern außerhalb der linken Flanke fahren lassen. Die leichte Reiterei würde ich vorausschicken, um das Land zu durchspähen. Die Gendarmen würde ich rückwärts, den einen Theil auf den rechten, den andern Theil auf den linken Flügel, vierzig Schritte von den Bataillonen ab, aufstellen. Denn es ist allgemeiner Grundsatz beim Ordnen eines Heeres in Schlachtordnung, die Reiterei immer in den Rücken oder auf die Flügel zu stellen. Stellt Ihr sie in gerader Richtung vor Euer Heer, so ist von zwei Dingen eins nöthig: entweder, Ihr müßt sie so weit vorschieben, daß sie, zurückgeschlagen, hinreichenden Raum hat, sich um die Flügel des Fußvolks herumzuziehen, und nicht auf dasselbe stürzt, oder Ihr müßt Euer Fußvolk mit so großen Zwischenräumen aufstellen, daß sich die Reiter, ohne es in Unordnung zu bringen, durchziehen können. Achte Keiner diese Erinnerung gering, denn Viele, die sich nicht daran kehrten, haben ihren Untergang gefunden, sie sind durch ihre eignen Reiter in Unordnung gebracht und auseinander gesprengt worden.

Die Wagen und der Troß vertheilten sich auf den leeren Platz innerhalb des Heeres so, daß man leicht von einer Ecke und einer Seite des Vierecks zur andern gehen kann.

Das ganze Viereck nimmt, das Geschütz und die Reiterei nicht

mitgerechnet, einen Raum von 282 Schritt ins Gevierte ein. Es besteht aus zwei Regimentern, und es muß daher jedem sein Platz angewiesen werden. Jedes Regiment hat seine Nummer, und besteht, wie Ihr wißt, aus zehn Bataillonen, unter den Befehlen eines Obersten. Ich würde also die fünf ersten Bataillone des ersten Regiments in die Fronte stellen, die andern fünf in die linke Flanke, und den Oberst in den von Front und Flanke links gebildeten Winkel. Die fünf ersten Bataillone des zweiten Regiments stellte ich in die linke Flanke, die fünf andern in den Rücken, und den Oberst in den Winkel rechts mit dem Dienst eines Tergiductoren.

Wenn das Heer so aufgestellt ist, so muß es in Bewegung gesetzt werden, und während des Marsches seine Ordnung vollkommen erhalten. Es ist dann ohne Zweifel vor allen tumultuarischen Anfällen der Landesbewohner gesichert, und der Feldherr hat keine andere Vorsichtsmaßregel dagegen zu treffen, als hie und da einige Reiter oder ein Fähnlein Veliten gegen sie abzuschicken um sie entfernt zu halten. Niemals wird es sich ereignen, daß ein solcher Schwarm bis auf Degen- oder Pikenlänge anrückt; denn ungeordnete Leute haben immer Furcht vor geordneten Soldaten. Immer wird man sie mit Lärm und Geschrei einen gewaltigen Anlauf machen sehen, ohne Euch anders nahe zu kommen, als wie ein Schwarm Kläffer hinter einem Bullenbeißer herbellt. Als Hannibal zum Unglück der Römer nach Italien kam, zog er durch ganz Gallien, ohne sich jemals um die tumultuarischen Angriffe der Einwohner viel zu kümmern.

Dem Marsch des Heeres müssen Schanzgräber vorausgehen, die den Weg bahnen. Sie werden von den zum Kundschaften vorgeschickten Reitern gedeckt.

Ein Heer wird im Viereck zehn Miglien*) des Tages zurücklegen können, und noch so viel Sonne übrig haben, um das Lager zu schlagen und zu befestigen; denn gewöhnlich legt ein Heer zwanzig Miglien täglich zurück.

Werdet Ihr von einem geordneten Heer angegriffen, so kann

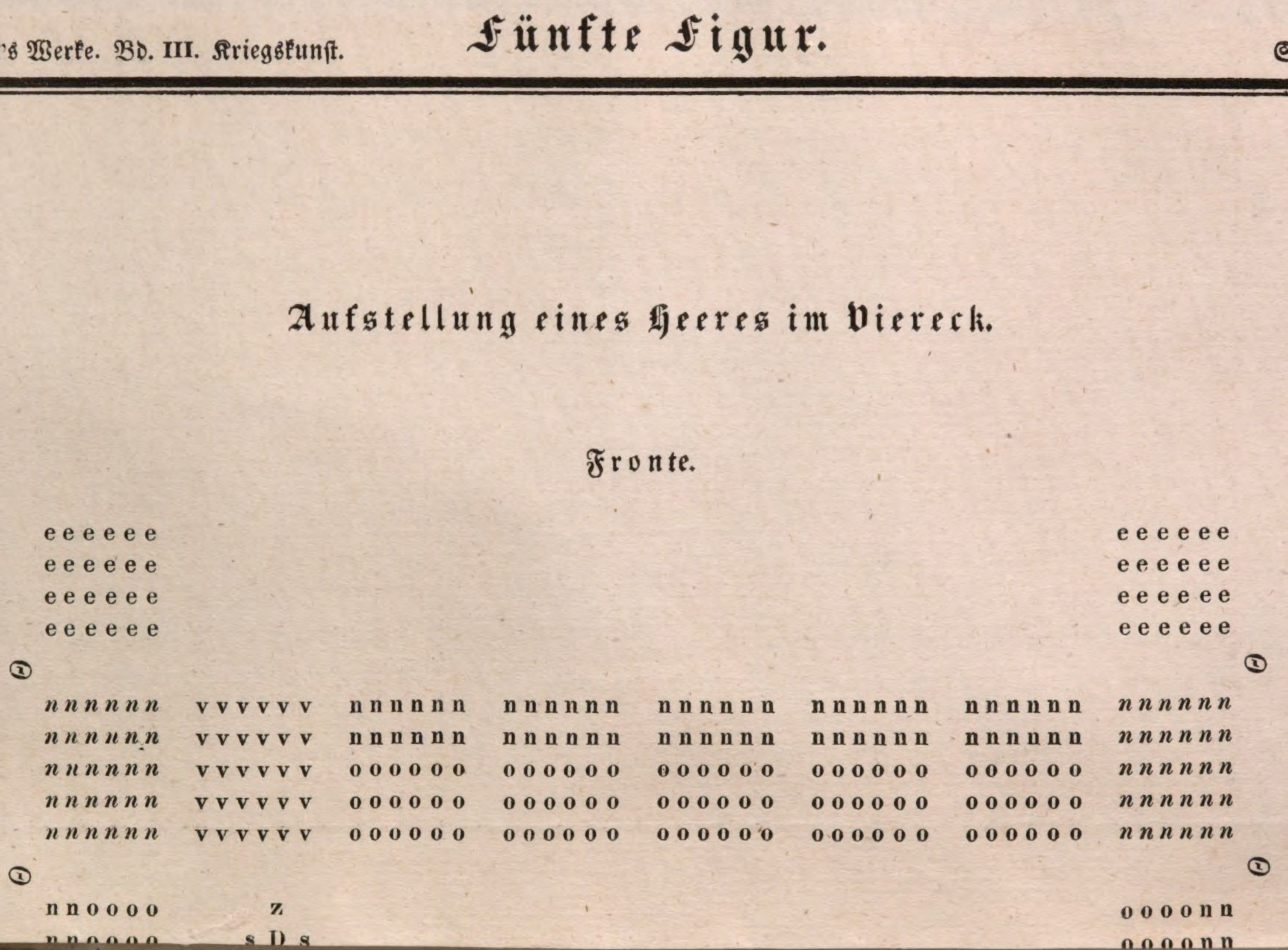
---

*) Italienische Meilen, Miglia, wovon vier auf eine deutsche Meile gehen.

Fünfte Figur.

Aufstellung eines Heeres im Viereck.

Fronte.



der Angriff nicht plötzlich geschehen; denn ein solches Heer marschirt in geregeltem Schritt, so daß Ihr Zeit habt, das Eurige in Schlachtordnung zu stellen, und ihm dieselbe oder eine ähnliche Form, wie ich sie oben gezeigt habe, zu geben. Würdet Ihr also von vorn angegriffen, so braucht Ihr nur das Geschütz von den Flanken, und die Reiterei vom Rücken vorkommen zu lassen, um sie dann auf ihre Plätze, mit gehörigem Abstand, aufzustellen. Die 1000 Veliten in der Fronte werden aus ihrem Ort heraustreten, sich in zwei Theile zu 500 Mann vertheilen, und ihre Plätze zwischen der Reiterei und den Flügeln des Fußvolks einnehmen. In die Lücken, die sie gelassen haben, werden die zwei Fähnlein außerordentliche Piken, welche ich in die Mitte des Vierecks gestellt habe, eintreten. Die tausend Veliten im Rücken werden ihren Ort verlassen, und sich zur Verstärkung längs beider Flanken vertheilen; durch die Oeffnung, die sie gelassen haben, gehen die Wägen und der Troß, und fahren im Rücken der Schlachtlinie auf. Der Platz bleibt nun leer, nachdem Jeder an seinen Ort gegangen ist, und die fünf hintersten Bataillone rücken zwischen den beiden Flanken gegen die Bataillone der Fronte vor. Auf vierzig Schritt Abstand machen drei Bataillone Halt, mit gleichen Zwischenräumen zwischen einander; die zwei übrigen Bataillone bleiben um andere vierzig Schritte weiter rückwärts. Diese Schlachtordnung ist in einem Augenblick gebildet, und ist unserer oben gezeigten Schlachtordnung fast gleich. Ist sie in der Fronte schmäler, so ist sie dafür in der Flanke dichter, was ihr nicht weniger Widerstandsfähigkeit gibt. Da jedoch bei den fünf hintersten Bataillonen die Piken in den letzten Gliedern stehen, aus den Gründen, die wir oben gesagt, so ist es nöthig, sie vorzubringen, wenn man haben will, daß diese Bataillone dem Heer als Reserve dienen sollen. Man muß sie also Bataillonsweise einen Contremarsch machen lassen, oder die Piken durch die Reihen der Schildträger durchgehen und sich vorn aufstellen lassen. Letztere Art ist schneller und läßt sich mit weniger Unordnung ausführen, als der Contremarsch. Dasselbe müssen bei jeder Art von Angriff immer diejenigen thun, die rückwärts stehen, wie ich sogleich zeigen werde.

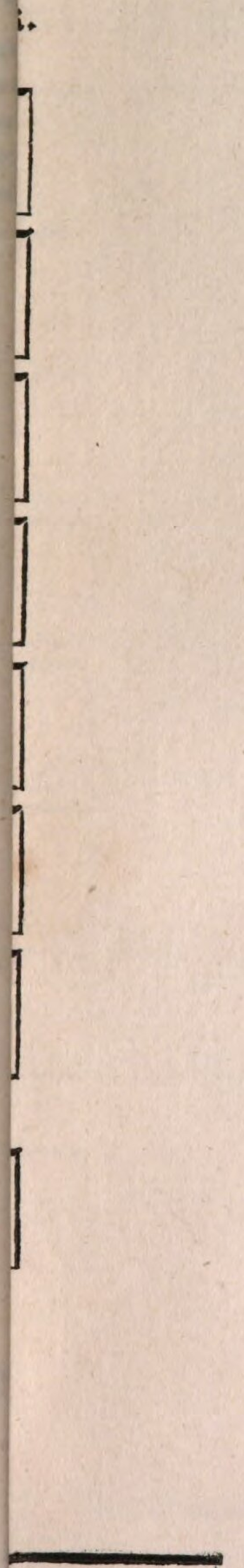
Wenn es sich trifft, daß Euch der Feind im Rücken angreift,

so ist Kehrtmachen das erste was geschehen muß, und augenblicklich wird der Schweif des Heeres zum Kopf, und der Kopf zum Schweif. Zur weitern Formation muß man sich gerade so verhalten, wie ich eben gesagt habe. Greift Euch der Feind in der rechten Flanke an, so muß das ganze Heer nach der rechten Seite Front machen, und gleichfalls die vorigen Vorschriften befolgen; so daß die Reiterei, die Veliten, das Geschütz ihre gehörigen Plätze einnehmen. Der einzige Unterschied bei diesen Frontveränderungen ist, daß die, welche andere Plätze einnehmen müssen, einmal einen größern, das anderemal einen kleinern Weg zurück zu legen haben. Wenn nach der rechten Seite Front gemacht wird, so sind die Veliten, welche in die Intervallen an den Flügeln des Heeres einzutreten haben, und die Reiter, welche ihren Platz ändern müssen, diejenigen, welche zunächst der linken Flanke aufgestellt sind. Die Stelle der Veliten nehmen die in der Mitte stehenden zwei Fähnlein Piken ein. Zuvor aber haben die Wägen und der Troß durch jene Oeffnung den Platz geräumt, und sich hinter die linke Flanke zurückgezogen, welche jetzt der Rücken des Heeres geworden ist. Die andern Veliten, die bei der ersten Aufstellung in den Schweif gestellt worden, verändern ihre Plätze nicht, damit keine leere Stelle im Schweif, welcher jetzt zur Flanke wird, bleibe. Alles übrige muß so ausgeführt werden, wie bei der Formation in Schlachtordnung nach dem Kopf vorgeschrieben worden ist.

Was über das Frontmachen nach der rechten Flanke gesagt worden, gilt auch für das Frontmachen nach der linken Flanke, und es muß dabei dieselbe Ordnung beobachtet werden.

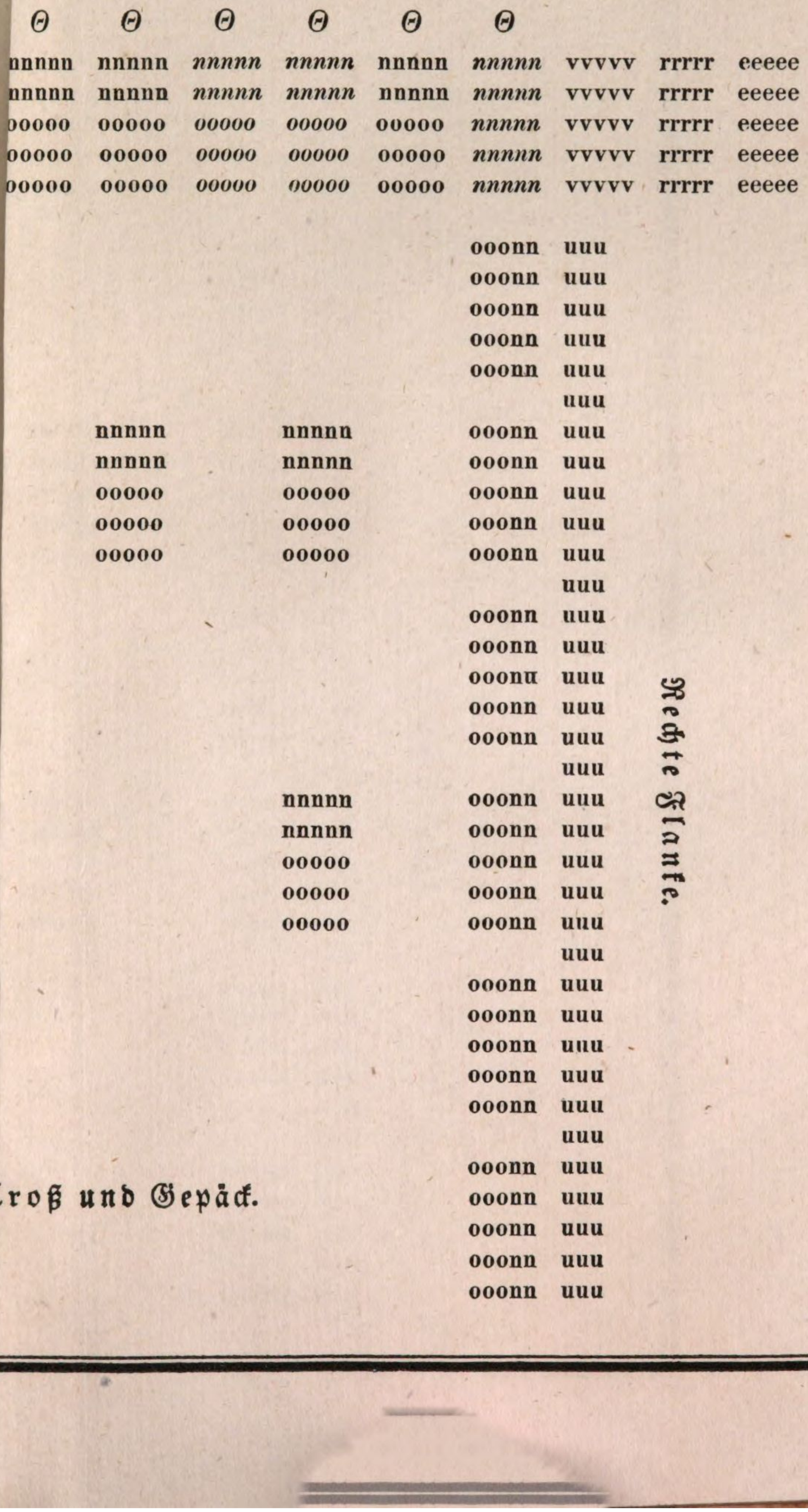
Käme der Feind in großer Anzahl und geordnet, um Euch auf zwei Seiten anzugreifen, so müssen die zwei angegriffenen Seiten des Vierecks durch die zwei nicht angegriffenen verstärkt werden, so daß jede nun ein zweites Treffen und die Hälfte Geschütz, Veliten und Reiterei erhält. Käme der Feind von drei oder vier Seiten, so müßte es nothwendig entweder Euch, oder ihm, an Klugheit fehlen; denn wenn Ihr klug seid, werdet Ihr Euch niemals in eine Lage versetzen, daß Euch der Feind von drei oder vier Seiten mit einer bedeutenden Anzahl geordneter Soldaten zugleich angreifen kann. Der Feind muß nämlich, wenn er Euch mit eigener Sicher-

Seite 124.



k gebildete Schlachtordnung.

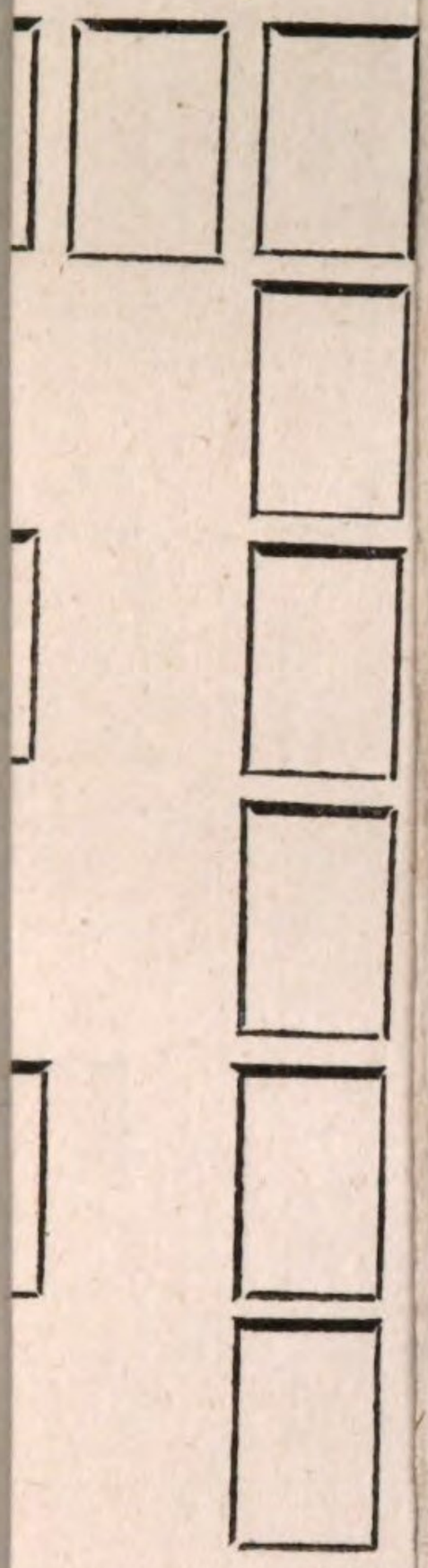
Fronte.



Troß und Gepäck.

b.

hlachtordr



riſer Fuß).

heit bekämpfen will, zahlreich seyn, und jede Seite mit fast so viel Soldaten angreifen, als Euer ganzes Heer zählt. Wenn Ihr aber so unklug seid, Euch in das Land und die Gewalt eines Feindes zu begeben, der dreimal so viel regelmäßige Streitkräfte als Ihr besitzt, so könnt Ihr, wenn es schlecht ausfällt, Niemand als Euch selbst anklagen. Kömmt es ohne Eure Schuld, durch irgend einen Zufall, so wird es Schaden ohne Schande seyn; und es wird Euch wie den Scipionen in Spanien und Hasdrubal in Italien gehen. Wenn aber der Feind nicht mehr Leute hat als Ihr, und Euch durch einen Angriff auf mehreren Seiten in Unordnung bringen will, so ist es eine Thorheit von ihm, und ein Glück für Euch; denn er ist dann genöthigt sich so dünn aufzustellen, daß Ihr leicht auf eine seiner Abtheilungen eindringen, eine andere abhalten, und in Kurzem alle nach einander aufreiben könnt.

Diese Aufstellung eines Heeres in Schlachtordnung gegen einen Feind, den man nicht sieht, aber fürchtet, ist nothwendig und es ist sehr nützlich, Euer Heer daran zu gewöhnen, sich in dieser Ordnung aufzustellen, darin zu marschiren, während des Marsches die Formation zum Gefecht nach dem Kopfe zu vollführen, die Marschordnung wieder anzunehmen, nach dem Schweif Front zu machen, von da nach den Flanken, und zuletzt das Viereck wieder zu formiren. Mit diesen Bewegungen muß man den Soldaten nothwendig vertraut machen, wenn man ein disciplinirtes und brauchbares Heer haben will. Auf diese Dinge müssen Feldherren und Fürsten anhaltende Sorgfalt verwenden. Und nichts anders ist die Kriegszucht, als diese Bewegungen befehlen und ausführen zu können, und nichts anders ist ein disciplinirtes Heer, als ein solches, das mit diesen Uebungen wohl vertraut ist. Unmöglich wird, wer solche Kriegszucht eingeführt hat, jemals gänzlich geschlagen werden. Wenn aber die Formation des Vierecks, wie ich sie Euch gezeigt habe, etwas schwierig ist, so ist, weil man sie zur Uebung vornimmt, diese Schwierigkeit nothwendig; denn wer sich in dieser Ordnung aufstellen und darin halten kann, dem werden die Formationen, welche nicht so viel Schwierigkeiten darbieten, leicht seyn.

Zanobi Buondelmonte.

Ich glaube, wie Ihr, daß diese Uebungen unentbehrlich sind,

und ich meines Theils wüßte nichts hinzuzufügen oder wegzunehmen. Indessen möchte ich zwei Dinge von Euch hören; erstens, wenn Ihr nach dem Schweif oder nach der Flanke Front machen wollt, sollen die Wendungen mit Stimme, oder durch Trommel und Trompete befohlen werden; zweitens sollen die, welche dem Heer den Weg bahnen, aus Soldaten Eurer Bataillone bestehen, oder nur schlechtes Gesindel zu diesem Geschäft verwendet werden?

Fabrizio Colonna.

Eure erste Frage ist wichtig, denn oft sind dadurch, daß die Befehle des Feldherrn nicht recht gehört oder falsch ausgelegt wurden, Heere in Verwirrung gerathen. Es müssen daher die Befehlworte, deren man sich in der Gefahr bedient, klar und deutlich seyn. Theilt Ihr Eure Befehle durch Trompete und Trommel mit, so muß unter den Signalen ein solcher Unterschied Statt finden, daß man sie nicht mit einander verwechseln kann. Befehlt Ihr mit der Stimme, so müßt Ihr Acht haben, allgemeine Ausdrücke zu vermeiden, und besondere Worte zu wählen, und von diesen besondern Worten wieder die zu vermeiden, welche eine schlimme Auslegung zulassen. Oft hat das Wort „zurück! zurück!“ ein Heer zu Grunde gerichtet; man muß daher diesen Ausdruck vermeiden, und an seiner Stelle „kehrt“ anwenden. Wollt Ihr, um die Fronte zu verändern nach der Flanke oder dem Schweif wenden lassen, so saget nie: „wendet um“, sondern „zur Linken, zur Rechten, kehrt, Front.“ Eben so müssen die andern Befehlworte einfach und klar seyn, als: „aufgeschlossen, halt, vorwärts, kehrt.“ Was sich mit der Stimme befehlen läßt, muß mit der Stimme befohlen werden, das übrige mit Trommel und Trompete.

Was die Schanzgräber betrifft, wornach Ihr ferner gefragt habt, so würde ich ihr Geschäft von meinen eignen Soldaten verrichten lassen, theils weil es die Alten so hielten, theils damit das Heer weniger durch Troß aufgehalten wird. Ich würde aus jedem Bataillon die erforderliche Anzahl herausziehen, ihnen das zum Wegbahnen nöthige Handwerkszeug geben, und ihre Waffen den nächststehenden Rotten zum Tragen zurücklassen. Käme nun der Feind, so würden sie sie sogleich wieder ergreifen, und in ihre Glieder eintreten.

Zanobi Buondelmonte.

Wer würde das zum Wegbahnen nöthige Handwerkszeug tragen?

Fabrizio Colonna.

Besonders hierzu bestimmte Wagen.

Zanobi Buondelmonte.

Ich zweifle sehr, ob Ihr jemals Eure Soldaten zum Schanzgraben bringen werdet.

Fabrizio Colonna.

Alles soll an seinem Ort besprochen werden. Für jetzt wollen wir diesen Theil liegen lassen, und die Art, das Heer mit Lebensmitteln zu versehen, erörtern; denn ich glaube, wir haben es so sehr ermüdet, daß es Zeit ist, es zu erfrischen und mit Speise zu stärken. Ihr müßt zuerst wissen, daß ein Fürst sein Heer so beweglich wie möglich machen, und alles entfernen soll, wodurch es in seinen Kriegshandlungen gehindert oder aufgehalten wird. Unter die Maßregeln, die am meisten Schwierigkeit darbieten, gehört die Nothwendigkeit, darauf zu wachen, daß daß Heer immer mit Brod und Wein versehen ist. Die Alten dachten nicht an den Wein; denn wenn sie keinen hatten, so tranken sie Wasser mit etwas Essig vermischt, um ihm Geschmack zu geben, und so zählten sie zu den Mundvorrähen eines Heeres den Essig und nicht den Wein. Man buck das Brod nicht in Backöfen, wie es in den Städten gebräuchlich ist; sondern man gab jedem Mann ein gewisses Maß Mehl, das jeder auf seine Art zubereitete, und wozu man als Würze Speck und Schweinefett fügte, dies gab dem Brod Geschmack und hielt den Soldaten bei Kräften. Die Mundvorräthe eines Heeres bestanden folglich aus Mehl, Essig, Speck, Schweinefett und Gerste für die Pferde. Heerden großen und kleinen Schlachtviehes folgten gewöhnlich dem Heer, und da sie nicht nachgefahren werden mußten, verursachten sie nur wenig Hinderniß. Diese Anordnung hatte zur Folge, daß bei den Alten ein Heer mehrere Tage durch verödetes und schwieriges Land marschiren konnte, ohne an Lebensmitteln Mangel zu leiden, da es sich von Dingen nährte, die leicht nachgeführt werden konnten.

Bei unsern neuern Heeren geschieht gerade das Gegentheil. Da sie des Weins nicht entbehren, und so gebackenes Brod essen wollen, wie sie es zu Hause haben, wovon keine Vorräthe auf längere Zeit

angeschafft werden können, so sind sie entweder bald dem Hunger ausgesetzt; oder wenn man sie nur nothdürftig verproviantiren will, so verursacht dies große Schwierigkeit und Kostenaufwand. Ich würde daher meinem Heer diese Lebensart abgewöhnen; und wollte, daß es kein anderes Brod äsfe, als solches, was sich ein Jeder selbst gebacken hätte. Was den Wein betrifft, so würde ich nicht verwehren zu trinken, und auch nicht, daß welcher zu dem Heer gebracht werde, ich würde aber weder Mühe noch Sorge auf seine Anschaffung verwenden. Hinsichtlich der übrigen Vorräthe würde ich ganz das Beispiel der Alten befolgen. Wenn Ihr diesen Gegenstand mit Aufmerksamkeit betrachtet, so werdet Ihr sehen, welche Schwierigkeiten dadurch gehoben werden, welchen Mühen und Sorgen ein Heer und ein Feldherr entgeht, und mit welcher Leichtigkeit eine jede Unternehmung ausgeführt werden kann.

Zanobi Buondelmonte.

Wir haben den Feind aus dem Feld geschlagen und sind nachher durch sein Land marschirt; es ist anzunehmen, daß wir Beute gemacht, Städte gebrandschatzt und Gefangene gemacht haben. Ich möchte wissen, wie sich die Alten unter diesen Umständen benahmen?

Fabrizio Colonna.

Ich bin bereit, Euch zu befriedigen. Ihr werdet Euch gemerkt haben (denn ich sprach früher mit Einem von Euch darüber), daß unsre jetzigen Kriege sowohl die Sieger als die Besiegten arm machen; denn wenn die einen ihre Staaten verlieren, so verlieren die andern ihr Geld und ihr Material. So war es vor Alters nicht, denn der Krieg bereicherte den Sieger. Diese Verschiedenheit rührt daher, daß man in unsrer Zeit auf die Beute nicht Acht hat, wie es vor Alters der Fall war, sondern daß man sie ganz dem Soldaten überläßt. Es entstehen daraus zwei sehr große Uebelstände; der eben genannte, und der, daß der Soldat beutegieriger wird, und weniger fest in Reih und Glied bleibt; und ich habe vielfach wiederholt, wie die Gier nach Beute den Sieger zu Grunde gerichtet hat.

Es hatten daher die Römer, unsre Meister in der Kriegskunst, beide Uebelstände vermieden, indem sie befahlen, daß alle Beute dem Staat gehören, und daß der Staat sodann nach Gutbefinden darüber verfügen solle. Zu diesem Zweck hatten sie die Questoren

beim Heer, die das waren, was wir Schatzmeister nennen würden, und bei welchen alle Brandschatzungen und Beute niedergelegt wurden. Hiervon bezahlte der Consul den Soldaten ihren gewöhnlichen Sold, unterstützte die Verwundeten und Kranken, und bestritt die übrigen Bedürfnisse des Heers. Der Consul konnte wohl und that es oft, den Soldaten eine Beute überlassen, doch hatte ein solches Zugeständniß keine Unordnung zur Folge; denn nachdem der Feind in die Flucht geschlagen war, wurde alle Beute in die Mitte des Heers gebracht, und auf den Kopf, nach dem Grad eines jeden, vertheilt. Auf diese Art wurde erreicht, daß die Soldaten zu siegen, nicht zu rauben strebten. — Die römischen Legionen besiegten nur den Feind, verfolgten ihn aber nicht, sie traten niemals aus ihren Gliedern, und nur die Reiterei, die Leichtbewaffneten, und was sonst noch an Soldaten, außer den Legionssoldaten, da war, verfolgten den Feind. Hätte die Beute dem gehört, der sie gewann, so wäre es nicht möglich und nicht billig gewesen, die Legionen geschlossen zu halten, und dies hätte viele Gefahren herbeigeführt. Eine fernere Folge davon war, daß der Staat bereichert wurde. Jeder Konsul führte bei seinem Triumpf für die öffentliche Kasse beträchtliche Schätze, die alle aus Brandschatzungen und Beute bestanden. Noch eine andere wohl bedachte Einrichtung trafen die Alten: sie verordneten, daß jeder Soldat bei dem Fahnenträger seines Bataillons den dritten Theil seines Soldes niederlegen mußte, welchen er niemals vor beendigtem Krieg ausbezahlt erhielt. Diese Einrichtung hatte zwei Zwecke. Der erste, daß sich der Soldat von seinem Sold ein kleines Kapital erspare; denn da der größere Theil jung und leichtsinnig ist, so verschwenden sie nur desto mehr unnöthigerweise, je mehr sie in Händen haben. Der andere, damit, wenn die Soldaten wissen, daß ihr Vermögen bei der Fahne aufbewahrt ist, sie gezwungen sind, sorgfältiger für die Sicherheit derselben zu wachen, und sie mit größerer Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Alle diese Dinge müssen nothwendig beobachtet werden, wenn man den Kriegerstand wieder in seine Schranken zurückführen will.

Zanobi Buondelmonte.

Es scheint mir, daß ein Heer auf dem Marsch wohl immer

gefahrvollen Zufällen ausgesetzt seyn müsse, zu deren Verhütung die Geschicklichkeit des Feldherrn und die Tapferkeit der Soldaten nothwendig ist. Es würde mir sehr lieb seyn, wenn Ihr erzählen wolltet, was wohl ähnliches vorkommen kann.

Fabrizio Colonna.

Mit Vergnügen will ich Euch Genüge leisten, denn dies zu zeigen ist durchaus nothwendig, wenn ich einen vollkommenen Begriff von der Kriegswissenschaft geben will.

Die Feldherrn müssen sich vor allem während des Marsches vor einem Hinterhalt in Acht nehmen. Sie können entweder von selbst darein fallen, oder sich durch die Geschicklichkeit des Feindes, ohne es zu merken, hinein locken lassen. Um der ersten Gefahr auszuweichen, ist es nöthig, seinem Heer eine doppelte Vorhut voraus zu schicken, um das Land zu durchspähen. Die Wachsamkeit muß um so größer seyn, je geeigneter das Land zu solchen Nachstellungen ist, wie zum Beispiel waldige und bergige Gegenden; denn gewöhnlich wird in einem Wald oder hinter einem Hügel ein Hinterhalt gelegt. So leicht aber ein Hinterhalt, den man nicht kennt, den Untergang eines Heeres herbeiführen kann, so wenig gefährlich ist er, wenn man ihn entdeckt hat. Vögel und Staub haben häufig eine solche Entdeckung herbeigeführt, denn jedesmal wenn der Feind gegen Euch anrückt, erheben sich Staubwolken, die sein Annähern ankündigen. Eben so, wenn man Tauben oder andere Vögel, die in Kitten fliegen, aufsteigen und im Kreis herum fliegen sah, ohne daß sie sich niederließen, so hat oft der Feldherr geschlossen, daß hier ein Hinterhalt gelegt sei. Er hat nun Soldaten hingesandt, den Feind entdeckt, sich selbst so vor der Gefahr geschützt und jenem einen Nachtheil beigebracht.

Um die Gefahr, in einen Hinterhalt gelockt zu werden, zu vermeiden, darf man all zu unwahrscheinlichen Dingen keinen Glauben beimessen. So zum Beispiel, wenn Euch der Feind eine leichte Beute überläßt, Seid versichert, daß er Euch nur eine Lockspeise anbietet, und daß ein Fallstrick darunter verborgen liegt. Flieht ein zahlreicher Feind vor wenigen der Eurigen; greifen wenige Feinde Euer ganzes Heer an; fliehen sie plötzlich ohne scheinbaren Grund, dann fürchte List; denn nie darf man glauben, der Feind

handle ohne zu wissen was er thut. Um Euch weniger selbst zu täuschen, und alle Gefahr zu vermeiden, müßt Ihr desto vorsichtiger seyn, je schwächer und unklüger sich der Feind zeigt. In diesem Fall ist zweierlei zu beobachten. Während Ihr ihn im Innern fürchtet und Eure Vorsichtsmaßregeln darnach treffet, müßt Ihr durch Eure Reden und äußerlichen Handlungen Verachtung gegen ihn an den Tag legen. Durch letzteres Mittel flößet Ihr Euren Truppen die Hoffnung eines gewissen Sieges ein, durch ersteres haltet Ihr Euch auf Eurer Hut, und werdet nicht so leicht getäuscht.

Bemerkt wohl, daß der Marsch in Feindesland mit mehr und größeren Gefahren verbunden ist, als selbst eine Schlacht. Der Feldherr muß daher auf dem Marsch seine Wachsamkeit verdoppeln. Das erste, was er zu thun hat, ist, sich Beschreibungen und Charten von dem Lande, in dem er Krieg führt, zu verschaffen; so daß er die Ortschaften, ihre Zahl und Entfernung von einander, die Wege, die Berge, die Flüsse, die Sümpfe und überhaupt die Beschaffenheit des Terrains genau kennt. Um gehörig unterrichtet zu seyn, ist es nothwendig, daß er immer, unter verschiedenen Titeln, mit der Gegend bekannte Personen um sich hat, daß er sie sorgfältig befragt, ihre Aussagen vergleicht, und sich die, welche mit einander übereinstimmen, aufzeichnet. Er wird Reiterabtheilungen, durch verständige Offiziere befehligt, voraus senden, weniger um den Feind zu entdecken, als um das Terrain zu rekognosciren, und zu sehen, ob es mit den Charten und den erhaltenen Nachrichten übereinstimmt. Die Boten müssen unter guter Bewachung vorausgeschickt werden, und man muß sich ihrer Treue durch Versprechen von Belohnung und Furcht vor Strafe versichern. Besonders wichtig ist, daß das Heer nicht weiß, zu welchem Unternehmen es geführt wird. Denn eine Hauptsache im Krieg ist, verschweigen zu können, was man vor hat. Damit Eure Soldaten durch einen unvorhergesehenen Angriff nicht in Verwirrung gerathen, müßt Ihr sie ohne Unterlaß ermahnen, auf ihrer Hut zu seyn; denn was man voraus gesehen, schadet weniger.

Um Unordnung auf dem Marsch zu vermeiden haben Viele das Gepäck und den Troß in die Nähe der Fahnen gestellt, und verordnet, daß es diesen folge, damit, wenn man während des Vorrückens

genöthigt wird Halt zu machen oder sich zurück zu ziehen, dies leichter ausgeführt werden könne; dieser Anordnung geb' ich als nützlich gern meinen Beifall. Man muß ferner während des Marsches Sorge tragen, daß sich nicht ein Theil des Heeres vom andern trennt, oder, daß die Colonne dadurch, daß die einen schneller und die andern langsamer marschiren, aus einander kömmt und sich an einigen Punkten schwächt; denn dies sind eben so viel Ursachen der Unordnung. Man muß daher die Offiziere auf den Seiten gehen lassen, damit sie durch Anhalten der Allzueiligen und Antreiben der Langsamen den Schritt gleichförmig erhalten. Nichts regelt den Schritt besser als Musik.

Man muß die Wege erweitern lassen, damit eine Bataillonscolonne wenigstens darauf marschiren kann.

Ihr müßt die Gewohnheiten und die Natur des Feindes studiren; ob er Euch lieber Morgens, Mittags oder Abends angreift; ob er an Fußvolk oder Reiterei überlegen ist. Hiernach müßt Ihr dann Eure Vorsichtsmaßregeln und Anordnungen einrichten. Führen wir aber einige Beispiele an.

Es kömmt vor, daß Ihr Euch von einem Feinde entfernt, der Euch überlegen scheint, und dem Ihr keine Schlacht liefern wollt. Auf Eurem Rückzug verfolgt, gelangt Ihr an die Ufer eines Flusses, dessen Uebergang Zeit erfordert; der Feind indessen ist auf dem Punkte Euch zu erreichen und anzugreifen. Mehrere Feldherrn umgaben in einer solchen Gefahr ihren Rücken mit einem Graben, füllten diesen mit Reisig und zündeten es an; sodann bewerkstelligten sie mit ihrem ganzen Heere den Uebergang, ohne daß es der Feind, durch die Flammen von ihnen getrennt, verhindern konnte.

Zanobi Buondelmonte.

Ich kann nur schwer glauben, daß ihn dieses Feuer zurückhalten sollte, besonders wenn ich mich erinnere, daß der carthaginensische Feldherr Hanno, vom Feinde umzingelt, sich auf der Seite, wo er durchbrechen wollte, mit dürem Holze umgab, welches er anzündete; so daß die Feinde nicht nöthig glaubten, ihn von dieser Seite zu bewachen, er aber, ihren Fehler benutzend, sein Heer durch die Flammen führte, indem er jedem Soldaten anempfahl das Gesicht mit dem Schilde gegen Rauch und Flamme zu schützen.

Fabrizio Colonna.

Ihr habt Recht; beachtet jedoch das, was ich Euch gesagt, und das, was Hanno gethan. Die Feldherrn, von denen ich sprach, gruben einen Graben, den sie mit Reisig anfüllten, so daß der Feind, um durch zu kommen, über Graben und Feuer setzen mußte. Hanno machte Feuer ohne Graben; und da er darüber hinaus wollte, so durfte er es nicht einmal sehr stark machen, sonst hätte er auch ohne Graben nicht durchgekonnt. Wißt Ihr nicht, daß König Nabis von Lacedämonien, von den Römern in Sparta belagert, einen Theil der Stadt in Brand steckte, um die Feinde, die schon eingedrungen waren, am weitern Vordringen zu verhindern? Wirklich verschlossen ihnen diese Flammen den Durchgang, und nöthigten sie, die Stadt zu verlassen. Kommen wir aber wieder zu unserm Gegenstand zurück.

Als der Römer Quintus Lutatius, von den Cimbern verfolgt, an das Ufer eines Flusses gekommen war, zeigte er sich, damit ihm die Feinde Zeit zum Uebergang ließen, geneigt, eine Schlacht anzunehmen. Er stellte sich zu diesem Zweck, als wolle er hier sein Lager schlagen, ließ Gräben ziehen, einige Zelte aufschlagen, und schickte Reiterei zum Fouragiren auf die benachbarten Felder. Die Cimbern überzeugt, daß er lagern würde, lagerten gleichfalls, und theilten sich in mehrere Schaaren, um Lebensmittel aufzusuchen. Kaum hatte dies Lutatius gemerkt, als er ohne Hinderniß den Fluß überschritt.

Um über einen Fluß zu setzen, der keine Brücken hatte, haben einige Feldherrn den Lauf des Flusses abgeleitet, indem sie ihm um ihren Rücken herum ein neues Bett gruben; da nun die Wasser das alte Bett verließen, wurde der Uebergang leicht.

Bei einem sehr reißenden Fluß stellt man zur Sicherung des Fußvolkes die stärksten Pferde oberhalb der Fluth auf, um die Gewalt des Stroms zu brechen. Einen andern Theil stellt man unterhalb, um dem Fußvolk beizustehen, wenn einige davon durch das Wasser fortgerissen werden sollten.

Man setzt auch mit Brücken, Schiffen oder Schläuchen über Flüsse, die sich nicht durchwaten lassen. Es ist daher gut, die dazu nöthigen Materialien beim Heere zu haben.

Manchmal widersetzt sich der Feind auf dem andern Ufer des Flusses Eurem Uebergang. Zur Besiegung dieses Hindernisses kenne ich kein besseres Beispiel nachzuahmen, als das Cäsar's. Er befand sich mit seinem Heer am Ufer eines Flusses in Gallien, dessen Ueberschreiten ihm Vercingetorix, einer der gallischen Anführer, verwehrte, indem er sich ihm auf dem andern Ufer mit seinen Kriegern entgegenstellte. Cäsar zog mehrere Tage den Fluß aufwärts, in allen seinen Bewegungen vom Gegner gefolgt. Als er endlich sein Lager an einer waldigen und zum Verbergen von Truppen geeigneten Stelle geschlagen hatte, wählte er aus jeder Legion drei Cohorten, befahl ihnen, zurück zu bleiben, und sogleich nach seinem Abmarsch eine Brücke über den Fluß zu schlagen und sie zu befestigen; er selbst setzte mit dem Rest seines Heeres seinen Weg weiter fort. Vercingetorix seiner Seits, der dieselbe Anzahl Legionen sah, und nicht vermuthete, daß ein Theil davon zurückgeblieben sei, folgte wie früher seinem Gegner. Als nun Cäsar annehmen konnte, die Brücke sei fertig, kehrte er um, fand alles nach seinen Befehlen ausgeführt, und setzte ohne Schwierigkeit über den Fluß.

Zanobi Buondelmonte.

Gibt es eine Regel, wie man die Furthen erkennt?

Fabrizio Colonna.

Allerdings gibt es eine solche. Der Theil des Flusses zwischen dem Orte wo die Wasser zu schlafen scheinen und dem wo sie fließen, welcher dem Auge des Beobachters wie ein Streifen erscheint, ist immer weniger tief und leichter zu durchwaten als andre Stellen; denn hier hat der Fluß am meisten von dem Sand, den er auf dem Grund seines Bettes mit sich führt, angehäuft. Die Richtigkeit dieser Beobachtung gründet sich auf oft wiederholte Erfahrung.

Zanobi Buondelmonte.

Wenn aber eine Furth bodenlos geworden wäre, und die Reiterei in Gefahr liefe einzusinken, was wäre dagegen zu thun?

Fabrizio Colonna.

Man macht Hürden von Flechtwerk, befestigt sie auf dem Grund des Flusses und läßt dann die Reiterei darüber reiten. Setzen wir aber unsre Erörterung fort.

Wenn es sich zutrüge, daß ein General zwischen zwei Bergen eingeklemmt wäre, und nur zwei Wege zu seiner Rettung hätte, den vor sich, und den, auf welchem er gekommen ist, beide aber vom Feinde besetzt wären, so bliebe ihm kein andrer Ausweg, als gewisse Feldherrn nachzuahmen, die sich in ähnlichen Umständen befanden. Sie ließen nämlich in ihrem Rücken einen breiten und schwer überschreitbaren Graben ziehen, damit der Feind glauben solle, ihre Absicht sei, ihn durch dieses Hinderniß aufzuhalten, während sie mit ihrem ganzen Heere, ohne für ihren Rücken fürchten zu müssen, auf dem vor ihnen offenen Weg mit Gewalt eine Bahn zu brechen versuchen würden. In diesem Glauben verstärkte sich der Feind auf der unverschanzten Seite, und verließ die geschlossene. Sie aber warfen über den Graben hiezu vorbereitete Brücken von Baumästen, kamen auf dieser Seite ohne Hinderniß durch und retten sich aus den Händen des Feindes. Der Consul Lucius Minutius war mit dem römischen Heere in Ligurien zwischen einigen Bergen so von den Feinden eingeschlossen, daß er nicht herauskommen konnte. In dieser Lage schickte er einige numidische Reiter, die er bei seinem Heere hatte und welche, schlecht bewaffnet, ganz kleine magere Pferde ritten, gegen den Paß ab, der vom Feinde bewacht war. Bei ihrem ersten Anblick traten die Feinde zusammen, um ihnen den Durchgang zu verwehren; als sie aber sahen, daß diese Leute in schlechter Ordnung und nach ihrer Meinung schlecht beritten wären, schätzten sie sie gering, und stellten nur einige Wachposten aus. Kaum gewahrten dies die Numidier, so trieben sie ihre Pferde an, stürzten sich auf sie los und drangen durch, ohne daß sie jene aufhalten konnten. Nachdem sie durchgedrungen, plünderten und verheerten sie das Land, und zwangen so die Feinde, dem Heer des Lucius freien Durchgang zu lassen.

Einige Feldherrn, von einer großen Menge Feinde angegriffen, drängten ihr Heer auf einen kleinen Raum zusammen und ließen sich vom Feind von allen Seiten einschließen. Auf den Theil, der ihnen am schwächsten erschien, drangen sie nun mit Gewalt ein, brachen sich eine Bahn, und retteten sich.

Marcus Antonius, auf dem Rückzug vor dem Heer der Parther, bemerkte, daß ihn die Feinde jeden Tag mit Sonnenaufgang, wann

er sich in Marsch setzte, anfielen, und während des ganzen Weges belästigten; so daß er sich entschloß, erst Mittags aufzubrechen. Die Parther glaubten, er wolle diesen Tag im Lager bleiben und kehrten zu ihren Zelten zurück; Marcus Antonius aber konnte den Rest des Tages hindurch ohne Belästigung weiter ziehen. Um die Pfeile der Parther zu vermeiden, befahl derselbe Feldherr seinen Soldaten, wenn jene gegen sie anrückten, im ersten Glied nieder zu knien; dem zweiten Glied befahl er, die Schilde über die Häupter des ersten zu halten, dem dritten über das zweite, dem vierten über das dritte u. s. f., so daß sich das ganze Heer wie unter einem Dach befand, und vor den Pfeilen der Parther gedeckt war. Dies ist, was ich Euch über das, was einem Heer während des Marsches zustoßen kann, zu sagen habe. Wenn Euch nichts weiter einfällt, so wollen wir zu einem andern Theil übergehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Zanobi Buondelmonte.

Da wir den Gegenstand unsers Gesprächs ändern, so soll Battista sein Amt antreten, und ich will das meinige niederlegen. Wir werden hierdurch die guten Heerführer nachahmen. Wie uns Signor Fabrizio gesagt hat, stellen diese ihre besten Truppen ins erste und letzte Treffen des Heeres, da sie für nöthig erachten, in den ersten Reihen Soldaten zu haben, welche das Gefecht kräftig eröffnen, und in den letzten andere, die es mit gleichem Muthe beendigen können. So hat Cosimo diese Unterredung mit seiner gewöhnlichen Weisheit begonnen; Battista wird sie mit derselben Klugheit fortsetzen; Luigi und ich haben sie unterdessen im Gange erhalten. Da wir nun alle unsre Rolle ohne Sträuben übernommen haben, so wird sich auch Battista nicht weigern können.

Battista della Palla.

Ich habe mich bis jetzt leiten lassen, und will es auch in Zukunft thun. Beliebt daher, Signor Fabrizio, Eure Rede fortzusetzen, und entschuldigt, daß wir Euch durch unsre Umstände unterbrachen.

Fabrizio Colonna.

Ich habe schon gesagt, daß Ihr nichts thun könnt, was mir angenehmer wäre. Eure Unterbrechungen, weit entfernt meinen Geist zu ermüden, geben ihm einen neuen Schwung.

Um den Stoff, der uns beschäftigt, zu beschließen, ist es endlich Zeit unser Heer zu lagern. Alles auf dieser Welt strebt, wie Ihr wißt, nach Ruhe und Sicherheit, und gewiß ist Ruhe mit Furcht vermischt keine wahre Ruhe. Vielleicht hättet Ihr gewünscht, daß ich damit angefangen hätte, mein Heer lagern zu lassen, um es

sodann gegen den Feind zu führen, während wir gerade das Gegentheil thaten. Die Verkettung der Ideen bewog mich zu diesem Gang. Da ich Euch zeigen wollte, wie ein Heer auf dem Marsch aus der Marschordnung in die Schlachtordnung übergeht, so mußte ich Euch zuerst erklären, wie man es in Schlachtordnung stellt.

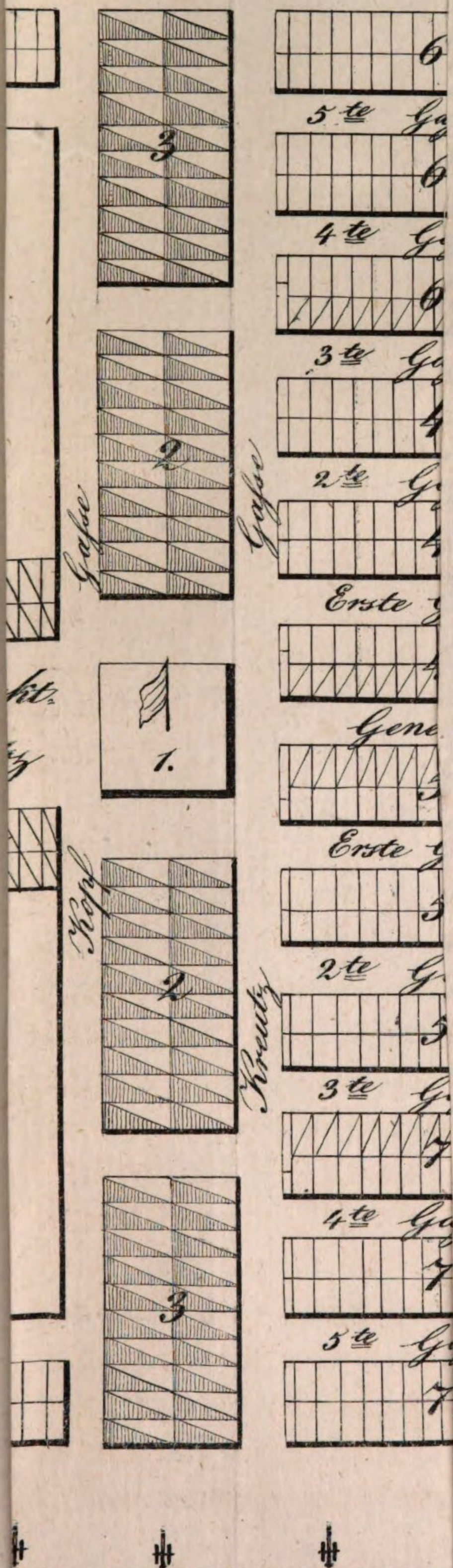
Um aber zu unserm Gegenstand zurück zu kehren, sage ich, daß ein Lager, um sicher zu seyn, regelmäßig und fest seyn muß. Regelmäßig wird es durch die Sorge des Feldherrn; fest machen es Lage oder Kunst.

Die Griechen suchten feste Stellungen auf; nur wo ein Absturz, ein Flußufer, eine Gruppe Bäume oder sonst eine natürliche Schutzwehr Deckung gewährte, schlugen sie ihr Lager. Die Römer hingegen sicherten sich nicht sowohl durch die Lage als durch die Kunst, und lagerten nie an einem Orte, wo sie nicht nach ihren Kriegsregeln ihr ganzes Heer ausbreiten konnten. Auf diese Art konnten die Römer immer dieselbe Lagerform beibehalten, weil sie sich nicht nach dem Terrain richten mußten. Nicht dasselbe konnten die Griechen thun, weil sie, dem Terrain folgend, das überall eine andere Form hat, auch die Art zu lagern und die Form ihres Lagers ändern mußten. Wo also die Römer keine durch Natur feste Stellung fanden, halfen sie durch die Kunst nach.

Da ich nun in unserm Gespräche immer gewollt habe, daß man die Römer nachahme, so werde ich auch beim Lagern nicht von ihnen abweichen. Ohne jedoch in allem ihren Einrichtungen zu folgen, werde ich nur die annehmen, welche mir für die gegenwärtigen Zeiten passend scheinen. Die Römer, wie ich schon öfter gesagt, hatten in ihrem consularischen Heer zwei Legionen römischer Bürger, ungefähr 11000 Mann zu Fuß und 600 Pferde, und überdies hatten sie andere 11000 Mann zu Fuß, welche aus Hülfsvölkern, von ihren Bundesgenossen gesendet, bestanden. Niemals durften in ihrem Heere mehr fremde Soldaten als Römer seyn, ausgenommen Reiterei, die die Zahl ihrer eigenen wohl überschreiten durfte. In allen Gefechten kamen ihre Legionen ins Centrum und die Hülfsvölker auf die Flügel. Dieselbe Regel beobachteten sie beim Lagern, wie Ihr wohl selbst in den Werken ihrer Schriftsteller gelesen habt. Ich will daher nicht ausführlich erzählen wie sie

ente Figur.

Nord



Süd

0 Schritt (Brassen) 4

500 600 700 80

lagerten, sondern Euch bloß sagen, in welcher Ordnung ich jetzt mein Heer lagern lassen würde. Ihr werdet dann sehen, was ich von den Römern entnommen habe.

Ihr wißt, daß ich, wie die Römer ihre zwei Legionen, zwei Regimenter zu 6000 Mann zu Fuß, und 300 Dienstpferde auf das Regiment genommen habe. Ihr wißt ferner, wie viel Bataillone, welche Waffen und Benennungen ich angenommen. Bei der Marsch- und Schlachtordnung habe ich anderer Kriegsvölker nur in so fern erwähnt, daß ich sagte, man habe bei doppelt so viel Leuten nichts zu thun, als die Schaaren zu verdoppeln. Da ich Euch aber jetzt die Lagerordnung zeigen will, so scheint es mir gut, nicht bei zwei Regimentern stehen zu bleiben, sondern nach dem Muster der Römer ein rechtes Heer aus zwei Regimentern, und eben so viel Hülfsvölkern zusammen zu setzen. Ich thue es, damit die Form des Lagers vollkommener werde, indem ich ein vollkommenes Heer lagern lasse; bei meinen früheren Erörterungen hatte ich diese Rücksicht nicht zu nehmen. Um also ein richtiges Heer von 24,000 Mann zu Fuß und 2000 Dienstpferden, das in vier Regimenter, zwei aus eignen Leuten, zwei aus fremden bestehend, eingetheilt ist, lagern zu lassen, werde ich folgendermaßen verfahren.

Wenn der Platz, wo ich lagern will, gefunden ist, so werde ich die Hauptfahne aufpflanzen, und um dieselbe ein Quadrat abstecken, dessen Seiten fünfzig Schritte von ihr entfernt sind. Jede dieser Seiten wird gegen eine Himmelsgegend gerichtet, als nach Aufgang, Niedergang, Mittag und Mitternacht. In das Quadrat kömmt das Zelt des Feldherrn. Weil ich es für klug halte, und weil es die Römer großentheils auch thaten, so werde ich Bewaffnete und Unbewaffnete trennen, und die Soldaten von Troß und Gepäck scheiden. Alle, oder den größten Theil der Bewaffneten, werde ich nach Sonnenaufgang, Troß und Gepäck nach Sonnenuntergang lagern lassen; indem ich den Aufgang zur Fronte, den Niedergang zum Rücken, Mittag und Mitternacht zu Flanken mache. Um den Lagerraum der Soldaten zu unterscheiden, werde ich folgende Anordnung treffen. Vom Hauptbanner an ziehe ich eine Linie gegen Aufgang in einer Länge von 680 Schritten. Nachher ziehe ich zwei andere Linien, die diese in die Mitte nehmen, und

von derselben Länge sind, jedoch beide fünfzehn Schritte von ihr abstehen. Wo sie endigen ist das Ostthor, und der Raum zwischen den beiden äußersten Linien gibt eine Straße, die von dem Thor zum Zelt des Feldherrn führt, dreißig Schritte breit, 630 Schritte lang (denn fünfzig Schritte wird das Zelt des Feldherrn einnehmen) ist, und Generalgasse genannt wird. Es wird dann eine andere Straße vom Südthor bis zum Nordthor abgesteckt, die durch die Tete der Generalgasse geht, das Zelt des Feldherrn östlich berührt, 1250 Schritte lang (denn sie führt durch die ganze Breite des Lagers), dreißig Schritte breit ist, und Kreuzgasse genannt wird. Wenn nun der Lagerraum des Feldherrn und die beiden Gassen bestimmt sind, so werde ich zuerst den beiden eigenen Regimentern ihre Räume anweisen, und zwar dem einen rechter Hand dem andern linker Hand der Generalgasse. Hiezu werde ich jenseits des Raumes, welchen die Breite der Kreuzgasse wegnimmt, zweiunddreißig Lagerräume links der Generalgasse, und zweiunddreißig rechts derselben abstecken, indem ich zwischen dem sechzehnten und siebenzehnten Lagerraum dreißig Schritte frei lasse für eine Querstraße, die alle Lagerräume der Regimenter durchschneidet, wie man bei der Vertheilung derselben sehen wird. Von diesen zwei Reihen Lagerräumen werden die ersten an der Tete, welche an die Kreuzgasse stoßen, von den Befehlshabern der Gendarmen eingenommen. In die fünfzehn Lagerräume, die auf jeder Seite nach diesen folgen, kommen ihre Gendarmen, und da jedes Regiment 150 Gendarmen hat, so kommen zehn auf einen Lagerraum. Die Lagerräume der Befehlshaber sind vierzig Schritte breit und zehn Schritte lang. Merkt Euch, daß so oft ich Breite sage, dies die Richtung von Nord nach Süd bedeutet, und Länge jene von Ost nach West. Die Räume der Gendarmen sind fünfzig Schritte lang und dreißig breit. In die übrigen fünfzehn Lagerräume, die auf jeder Seite nach diesen folgen, und die jenseits der Quergasse anfangen, lege ich die leichten Reiter, und zwar, da es 150 sind, zehn in einen Raum. In den sechzehnten, der noch übrig bleibt, lege ich ihren Befehlshaber, und gebe ihm so viel Platz als dem Befehlshaber der Gendarmen. So werden die Lagerräume der Reiterei beider Regimenter die Generalgasse in die Mitte

nehmen, und den Lagerräumen des Fußvolks als Maßstab dienen, wie ich nun erzählen will.

Ihr habt Euch gemerkt, daß ich die 300 Pferde eines jeden Regiments mit ihren Befehlshabern in zweiunddreißig Lagerräume an die Generalgasse gelegt habe, daß sie oben an der Kreuzgasse anfangen, und daß zwischen dem sechzehnten und siebenzehnten Raum dreißig Schritte für eine Quergasse frei geblieben sind. Wenn ich nun die zwanzig Bataillone, woraus die zwei ordentlichen Regimenter bestehen, lagern lassen will, so werde ich die Lagerräume von je zwei Bataillonen hinter den Lagerräumen der Reiterei abstecken, so daß jeder fünfzehn Schritte lang und dreißig Schritte breit ist, wie die der Reiterei, mit welchen sie so verbunden werden, daß sich immer die Rückseite eines Reiterei- und Fußvolkraumes berührt. In jeden ersten Lagerraum auf jeder Seite, der an die Kreuzgasse stößt, kömmt der Chef eines Bataillons; sein Raum entspricht also dem des Befehlshabers der Gendarmen, und wird allein zwanzig Schritte breit und zehn lang gemacht. In die andern fünfzehn Lagerräume, die auf beiden Seiten diesem folgen bis zur Quergasse kömmt auf jeder Seite ein Bataillon, und da letzteres 450 Mann stark ist, in jeden Raum dreißig Mann. Die anderen fünfzehn Lagerräume werde ich an die der leichten Reiter auf jeder Seite anstoßen, und in jeden Theil ein Bataillon Fußvolk legen. Der letzte Lagerraum jedes Theils wird von dem Chef des Bataillons eingenommen, und mit dem des Befehlshabers der leichten Reiter verbunden, mit einer Länge von zehn und einer Breite von zwanzig Schritten. So werden diese zwei ersten Zeltreihen zur Hälfte Reiterei, zur Hälfte Fußvolk enthalten. Da nun, wie ich oben gesagt, die Reiter alle Dienst thun sollen, und also weder zur Besorgung der Pferde, noch zu andern Bedürfnissen Diener haben, so sollen die Fußknechte, die hinter den Reitern lagern, gehalten seyn, diesen beizustehen, und ihre Pferde zu warten und zu besorgen, wofür sie des andern Lagerdienstes enthoben seyn sollen. So war es bei den Römern eingeführt.

Nachdem nun nächst diesen Lagerstellen auf jeder Seite dreißig Schritte für eine Gasse frei gelassen worden sind, von denen die

eine, erste Gasse rechter Hand, und die andere, erste Gasse linker Hand heißt, werde ich auf jeder Seite eine Reihe doppelter Lagerräume abstecken. Diese Räume werden ihre Rückseiten einander zuwenden, dieselben Dimensionen haben wie die vorigen, und nach den ersten sechzehn auf dieselbe Art getheilt seyn zum Behuf der Quergasse. Hierein lege ich vier Bataillone, mit ihren Chefs oben und unten. Nachdem ich nun auf jeder Seite andere dreißig Schritte zu einer Gasse frei gelassen habe, die rechts, zweite Gasse rechter Hand, links, zweite Gasse linker Hand heißt, werde ich auf jeder Seite eine andere Reihe von zweiunddreißig doppelten Lagerräumen, mit denselben Dimensionen und Abtheilungen abstecken, worein ich auf jeder Seite andere vier Bataillone mit ihren Chefs legen werde. So werden die Reiter und die Bataillone der beiden eigenen Regimenter in drei Reihen auf jeder Seite, mit der Generalgasse in der Mitte, gelagert seyn.

Die zwei Hülfsregimenter (weil ich sie aus eben so viel Mannschaft zusammengesetzt habe) werden auf jeder Seite neben die zwei eigenen Regimenter mit denselben Reihen doppelter Lagerräume gelegt, indem zuerst eine Reihe Lagerräume abgesteckt wird, worin zur Hälfte Reiterei, zur Hälfte Fußvolk liegt, und welche dreißig Schritte von der andern absteht, um eine dritte Gasse rechter Hand und eine dritte Gasse linker Hand frei zu lassen. Hierauf werde ich auf beiden Seiten zwei andere Reihen Lagerräume abstecken, welche auf die nämliche Art unterschieden und angeordnet sind, wie die der eigenen Regimenter, und welche zwei andere Gassen haben, die nach der Zahl und der rechten oder linken Hand benannt werden.

So kömmt also dieser ganze Theil des Heeres in zwölf Reihen doppelter Lagerräume zu liegen, mit dreizehn Gassen, einschließlich der General- und Kreuzgasse.

Von den Lagerstellen bis zum Graben bleibt auf allen Seiten ein Raum von 100 Schritten frei.

Wenn Ihr alle Dimensionen zusammenrechnet, so werdet Ihr finden, daß es von der Mitte des Lagerraums des Feldherrn bis zu dem Ostthor 680 Schritte sind. Es sind noch zwei Ent-

fernungen zu bestimmen, die eine vom Lagerraume des Feldherrn bis zum Südthor, die andere von demselben Raume bis zum Nordthor. Jede wird, vom Mittelpunkt an gemessen, 635 Schritte betragen. Zieht man von jeder Entfernung fünfzig Schritte für den Lagerraum des Feldherrn, fünfundvierzig Schritte für einen Platz, den ich auf beiden Seiten frei lassen will, dreißig Schritte für eine Gasse, welche diese beiden Räume in der Mitte trennen soll, und 100 Schritte, welche man auf jeder Seite zwischen Lager und Graben läßt, ab, so bleibt auf jeder Seite noch ein 400 Schritt breiter und 100 Schritt langer Raum für Lagerstellen, da nämlich die Länge dieses Raums der Länge des Lagerraums des Feldherrn gleich seyn soll.

Indem ich nun diese Länge in der Mitte theile, stecke ich rechter und linker Hand des Feldherrn vierzig Lagerräume ab, die fünfzig Schritte lang und zwanzig breit sind, so daß es im Ganzen fünfzig Lagerräume gibt, in welche ich die Obersten, die Zahlmeister, die Quartiermeister und alle jene lege, die ein Amt beim Heere bekleiden, indem ich jedoch noch einigen Raum frei lasse für die Fremden, die kommen können, und für die Freiwilligen, welche durch die Gunst des Feldherrn den Feldzug mitmachen dürfen.

Hinter dem Lagerraum des Feldherrn vorbei wird eine dreißig Schritte breite Gasse von Süd nach Nord gezogen und Kopfgasse genannt, welche längs den achtzig Lagerräumen hinführen wird. Diese Gasse und die Kreuzgasse nehmen den Lagerraum des Feldherrn und die achtzig Räume auf den Seiten desselben in die Mitte. Von der Kopfgasse, da wo sie an den Lagerraum des Feldherrn stößt, ziehe ich eine andere Gasse, die von da an das Westthor führt, dreißig Schritte breit ist, ihrer Lage und Länge nach der Generalgasse entspricht, und Platzgasse genannt wird.

Wenn nun beide Gassen gezogen sind, so werde ich den Platz abstecken wo Markt gehalten wird, denselben vorn an die Platzgasse dem Lagerraum des Feldherrn gegenüber legen, an die Kopfgasse anstoßen, und ihm die Form eines Quadrates geben, das 121 Schritte ins Gevierte beträgt. Rechts und links dieses Platzes werde ich zwei Reihen Lagerräume abstecken, wovon jede Reihe acht doppelte Lagerräume enthält, die zwölf Schritte lang und

dreißig Schritte breit sind, so daß auf jeder Seite des Platzes sechzehn Lagerräume denselben in die Mitte nehmen, und im Ganzen zweiunddreißig ausmachen. Da hinein werden die Reiter gelegt die die Hülfsregimenter mehr haben, und ist nicht Raum genug, so werden ihnen einige von den Lagerräumen angewiesen, die den Feldherrn in die Mitte nehmen, und besonders von jenen die gegen den Graben zu liegen.

Wir müssen noch den außerordentlichen Piken und Veliten der Regimenter ihr Lager anweisen. Jedes Regiment, wie Ihr wißt, hat nach unserer Organisation außer seinen zehn Bataillonen 1000 außerordentliche Piken und 500 Veliten; so daß die zwei eignen Regimenter 2000 außerordentliche Piken und 1000 außerordentliche Veliten haben, und gerade so viel die Hülfsvölker. Es sind also noch 6000 Mann Fußvolk übrig, die ich sämmtlich in dem westlichen Theil längs dem Graben lagern lassen werde. Vom nördlichen Ende der Kopfgasse an, mit einem Abstand von 100 Schritten vom Graben, werde ich eine Reihe von fünf doppelten Lagerräumen abstecken, die alle zusammen fünfundsiebenzig Schritte lang und sechzig breit sind, so daß durch ihre Theilung der Breite nach jeder Lagerraum fünfzehn Schritte lang und dreißig breit ist. Da es nun zehn Lagerräume sind, so lege ich 300 Mann Fußvolk hinein, dreißig Mann auf einen jeden. Eine Strecke von dreißig Schritten frei lassend, werde ich sodann auf dieselbe Art und mit denselben Dimensionen eine andere Reihe von fünf doppelten Lagerräumen, und dann noch eine andere und so fort abstecken, bis ich fünf Reihen von fünf doppelten Lagerräumen, welche zusammen fünfzig Lagerräume ausmachen, in gerader Linie gegen Norden, alle 100 Schritte vom Graben abstehend, ausgesteckt, und 1500 Mann hinein gelagert habe Indem ich mich hierauf links gegen das Westthor wende, sollen auf dieser Strecke, vom Eck bis an das Thor, fünf andere Reihen doppelter Lagerräume mit denselben Dimensionen und auf dieselbe Art (mit der einzigen Ausnahme, daß von einer Reihe zur andern nur fünfzehn Schritte Abstand seyn wird) abgesteckt, und wieder 1500 Mann hinein gelagert werden. So werden vom Nord- bis zum Westthor, dem Graben folgend, 100 Lagerräume, in zehn Reihen zu fünf doppelten Lagerräumen auf die

Reihe getheilt, alle außerordentlichen Piken und Veliten der eigenen Regimenter aufnehmen. Eben so werden vom West- bis ans Südthor, dem Graben folgend, ganz auf dieselbe Art andere zehn Reihen, von zehn Lagerräumen auf die Reihe, die außerordentlichen Piken und Veliten der Hülfsregimenter aufnehmen. Ihre Befehlshaber, oder vielmehr ihre Bataillonschefs, können sich diejenigen Räume gegen den Graben zu, welche ihnen am bequemsten scheinen, auswählen.

Das Geschütz werde ich überall längs den Aufwürfen des Grabens vertheilen.

In den Raum, der gegen Westen noch übrig bleibt, kommt aller Troß und alles Gepäck des Lagers. Die Alten hatten, wie Ihr wißt, dafür den besondern Ausdruck: Impedimenta, worunter sie allen Train und alle die Dinge, welche ein Heer außer den Soldaten nöthig hat, verstanden. Nach ihrem Beispiele zähle ich zu Troß und Gepäck: Zimmerleute, Schmiede, Hufschmiede, Steinmetzen, Ingenieure *), Bombardiere, welche man jedoch auch zu den Soldaten zählen kann; Hirten mit ihren Schaf- und Kuhheerden, welche zur Nahrung des Heeres nöthig sind; ferner Handwerker aller Art, nebst den öffentlichen Packwagen des Heeres, worauf Mund- und Kriegsvorräthe nachgeführt werden. Die Lagerräume dafür werde ich nicht bis ins Einzelne bestimmen; ich werde bloß die Gassen bezeichnen, die nicht eingenommen werden dürfen. Dann werde ich die vier Räume, welche zwischen den Gassen bleiben, allem Gepäck und Troß in der Art anweisen, daß in den einen die Handwerker und Gewerkschaften, in den andern die Hirten, in den dritten die Mundvorräthe und in den vierten die Kriegsvorräthe kommen. Die Gassen, welche nicht eingenommen werden dürfen, werden die Platzgasse, die Kopfgasse, und eine andere Gasse seyn, die Mittelgasse heißen soll, und in der Richtung von Nord nach Süd die Platzgasse in der Mitte durchschneidet, und im westlichen Theil des Lagers denselben Zweck hat, wie die Quergasse im östlichen Theil. Außerdem muß noch eine Gasse

---

*) Ingegneri hießen ursprünglich jene, welche mit den Kriegswerkzeugen, Engins, umzugehen wußten.

längs den Lagerräumen der außerordentlichen Piken und Veliten nach innen zu frei gelassen werden. Alle diese Gassen erhalten dreißig Schritte Breite.

Das Geschütz werde ich, wie gesagt, längs den Gräben des Lagers nach innen zu vertheilen.

Battista della Palla.

Ich bekenne, daß ich mich auf diese Dinge nicht verstehe, glaube jedoch nicht, daß ich mich dieses Bekenntnisses zu schämen habe, da dies nicht mein Beruf ist. Nichts desto weniger gefällt mir Eure Anordnung sehr. Ich wünschte nur zwei Zweifel gelöst zu haben. Erstens, warum Ihr die Gassen und die Räume zwischen Graben und Lager so breit macht. Zweitens, und das begreife ich noch weniger, wie werden die zum Lagern abgesteckten Räume benutzt?

Fabrizio Colonna.

Ihr müßt wissen, daß ich alle Gassen dreißig Schritte breit mache, damit ein Bataillon Fußvolk in seiner Normalstellung darin marschiren kann, welche, wenn Ihr Euch wohl erinnert, fünfundzwanzig bis dreißig Schritte breit ist. Daß der Raum zwischen Lager und Graben 100 Schritte breit sei, ist nöthig, damit die Bataillone und das Geschütz sich daselbst bewegen können, die Beute hindurch geführt werden kann, und damit Raum da ist, sich durch neue Gräben und Brustwehren zu verschanzen. Auch deßwegen steht das Lager besser in einiger Entfernung von den Gräben, damit der Feind nicht so leicht Feuer und anderes Wurfzeug hinein schleudern kann. Was die zweite Frage betrifft, so ist es nicht meine Ansicht, daß jeder bezeichnete Raum mit einem einzigen Zeltdach bedeckt werde, sondern daß die, welche dort lagern, nach ihrer Bequemlichkeit mehr oder weniger Zelte darin aufschlagen, wenn sie nur seine Grenzen nicht überschreiten.

Zum Abstecken dieser Lagerräume bedarf es sehr geübter Leute und vorzüglicher Baumeister, welche es verstehen, sogleich wie der Feldherr den Lagerplatz ausgewählt hat, demselben Form und Eintheilung zu geben, indem sie mit Seil und Stäben so geschickt die Gassen bezeichnen und die Lagerräume unterscheiden, daß sogleich alles geordnet und eingetheilt ist.

Wenn man will, daß keine Verwirrung entstehe, so muß das

Lager immer auf dieselbe Art abgesteckt werden, damit ein Jeder weiß, in welcher Gasse, in welchem Raum er seine Lagerstelle zu finden hat. Dies muß zu jeder Zeit, an jedem Ort beobachtet werden, so daß das Lager eine bewegliche Stadt zu seyn scheint, die, wohin sie geht, dieselben Straßen, dieselben Häuser und dasselbe Aussehen mit sich nimmt. Dies ist nicht möglich, wenn man feste Stellungen aufsuchen, und daher die Form seines Lagers nach der Verschiedenheit des Terrains verändern muß. Statt dessen machten die Römer den Ort durch Gräben, Wälle und Brustwehren fest. Sie umgaben das Lager mit Pallisaden, und zogen vor demselben einen Graben gewöhnlich von zwölf Fuß Breite und sechs Fuß Tiefe, welche Dimensionen sie vergrößerten, je nachdem sie an einem Orte verweilen wollten, oder je nachdem sie den Feind fürchteten.

Ich meines Theils würde jetzt keine Pallisadirungen anlegen, wenn ich nicht an einem Orte überwintern wollte. Graben und Brustwehr würde ich nicht kleiner als die Römer machen, wohl aber größer, je nachdem es Noth thut. Hinsichtlich des Geschützes würde ich an jeder Ecke einen Graben im Halbzirkel anlegen, von wo aus die gegen die Gräben vorrückenden Feinde in der Flanke beschossen würden.

Das Lagerschlagen muß fleißig geübt werden, damit die, welchen dies Geschäft obliegt, das Lager schnell abstecken lernen, und die Soldaten sogleich ihre Plätze erkennen. Alles das wird sich ohne Schwierigkeit ausführen lassen. Gehen wir aber jetzt zu den Lagerwachen über, denn ohne gehörige Vertheilung der Wachen würde alle übrige Mühe umsonst seyn.

Battista della Palla.

Ehe Ihr zu den Wachen übergeht möchte ich Euch fragen, wie man sich zu benehmen hat, wenn man lagern will und der Feind nahe steht. Ich zweifle, ob man in diesem Falle Zeit finden wird, das Lager ohne Gefahr gehörig anzuordnen.

Fabrizio Colonna.

Ihr müßt wissen, daß ein Feldherr nie in der Nähe des Feindes lagert, wenn er nicht bereit ist, eine Schlacht zu liefern, so oft der Feind will. Ist er dazu bereit, so ist beim Lagern nicht mehr

Gefahr als sonst, denn die beiden ersten Treffen stellen sich in Schlachtordnung, und das dritte befestigt das Lager. In einem solchen Fall beauftragten die Römer die Triarier damit, und die Principes und Hastati blieben unter den Waffen stehen. Da die Triarier zuletzt ins Gefecht kamen, so hatten sie Zeit, wenn der Feind anrückte, die Arbeit liegen zu lassen, ihre Waffen zu ergreifen, und an ihre Plätze zu treten. Ihr würdet nach dem Muster der Römer diejenigen Bataillone für das Lager sorgen lassen, welche Ihr in das hinterste Treffen an die Stelle der Triarier setzen wolltet.

Sprechen wir aber von den Wachen. Ich erinnere mich nicht, gefunden zu haben, daß die Alten zur Sicherheit des Lagers während der Nacht Wachen über die Gräben hinaus stellten, wie man sie heute unter dem Namen Schildwachten ausstellt. Ich glaube, sie thaten es deßhalb nicht, weil sie dachten, das Heer könne auf diese Weise leicht in eine Falle gelockt oder überfallen werden, theils wegen der Schwierigkeit der Aufsicht, theils weil die Schildwachten vom Feinde bestochen oder überwältigt werden können. Sie hielten es daher für gefährlich, sich zum Theil oder ganz auf sie zu verlassen, und das ganze Heer blieb hinter den Gräben. Die Wache wurde mit der größten Vorsicht und Ordnung gehalten, und Jeder, der von dieser Ordnung abwich, mit dem Tode bestraft. Wie diese Ordnung war, will ich übergehen, um Euch nicht zu ermüden, da Ihr es selbst nachlesen könnt, wenn Ihr es bis jetzt noch nicht gethan habt. Ich will nur kurz sagen, was ich thun würde.

Ich würde für gewöhnlich jede Nacht ein Drittheil des Heeres unter den Waffen stehen lassen. Der vierte Theil davon müßte immer auf den Füßen seyn, vertheilt auf alle Brustwehren und an alle Punkte des Heers. An jede Seite des Lagers kämen doppelte Wachen, wovon der eine Theil fest stehen bliebe, der andere Theil fortwährend von einer Ecke des Lagers zur andern ginge. Dieselbe Ordnung würde ich auch am Tage beobachten, wenn ich den Feind in der Nähe hätte. Was das Ausgeben der Parole betrifft, und ihre Erneuerung jeden Abend, und die andern Dinge, welche bei

solchen Wachen gebräuchlich sind, so will ich, als von bekannten Dingen, nichts weiter davon sprechen.

Eins jedoch will ich erinnern, weil es sehr wichtig ist und viel Gutes bewirkt, wenn man es beobachtet, und viel Schlimmes, wenn man es nicht beobachtet, nämlich, daß man mit großem Fleiße darauf achtet, wer des Abends nicht im Lager ist, und wer neu dazu kömmt. Dies läßt sich leicht nachsehen, wenn man in der angegebenen Ordnung lagert, denn da jeder Lagerraum seine bestimmte Anzahl Leute faßt, so ist es leicht zu sehen, ob Leute fehlen oder mehr da sind. Fehlen welche ohne Erlaubniß, so bestraft man sie als Ausreißer; sind mehr da, so frägt man, wer sie sind, was sie da thun, und welches ihre übrigen Verhältnisse sind. Diese Vorsicht bewirkt, daß der Feind nur schwer mit Euern Offizieren im Einverständniß stehen und von Euern Plänen unterrichtet seyn kann. Hätten die Römer diese Vorsicht nicht beobachtet, so konnte Claudius Nero, dem Hannibal gegenüber, nicht aus seinem Lager in Lucanien aufbrechen, nach der Mark marschiren und wieder zurückkehren, ohne daß Hannibal etwas davon gemerkt hätte.

Aber es reicht nicht hin, gute Verordnungen zu geben, wenn man nicht mit der größten Strenge auf ihre Befolgung hält, denn nirgends ist der Gehorsam so nothwendig als beim Heer. Es müssen daher die Gesetze zur Aufrechthaltung des Gehorsams streng und hart seyn, und der Vollzieher unerbittlich. Bei den Römern wurde mit dem Tode bestraft, wer auf der Wache einen Dienstfehler machte, wer seinen angewiesenen Platz in der Schlacht verließ, wer etwas Verborgenes aus dem Lager trug, wer sich einer ausgezeichneten Waffenthat rühmte und sie nicht gethan hatte, wer gegen Befehl des Feldherrn focht, wer aus Furcht die Waffen wegwarf. Ereignete es sich, daß eine ganze Cohorte oder Legion einen solchen Fehler beging, so warf man, um nicht alle sterben zu lassen, die Namen in einen Beutel, zog den zehnten Theil heraus, und dieser mußte sterben. Diese Strafe war so beschaffen, daß, wenn sie nicht Jeder fühlte, doch Jeder fürchtete.

Weil aber, wo die Strafen groß sind auch die Belohnungen groß seyn müssen, wenn man will, daß die Menschen zugleich fürchten und hoffen, so hatten die Römer auf jede ausgezeichnete

That eine Belohnung gesetzt. Wer im Gefecht einem Mitbürger das Leben rettete, wer zuerst die Mauer einer feindlichen Stadt bestieg, wer zuerst in das Lager des Feindes drang, wer im Gefecht den Feind verwundete oder tödtete, wer ihn vom Pferde warf, wurde belohnt. So wurde jede tapfere Handlung von den Consuln anerkannt und belohnt, und öffentlich von Jedem gelobt. Und außer dem Ruhme, den er bei den Soldaten erwarb, zog der, welcher für eine jener Thaten Gaben erhielt, mit feierlichem Pomp und unter großen Freudenbezeigungen seiner Freunde und Verwandten in seine Vaterstadt ein.

Es ist fürwahr nichts Wunderbares, wenn dieses Volk seine Herrschaft so weit ausbreitete, da es so fest auf Strafe und Belohnung hielt gegen die, welche durch gute oder schlechte Handlungen Lob oder Tadel verdienten.

Es wäre gut, die Römer größeren Theils hierin nachzuahmen. Ich will daher noch folgende Art zu strafen, die bei ihnen eingeführt war, angeben. Nachdem der Schuldige vor dem Tribunen oder dem Consul überwiesen war, erhielt er von ihm mit einer Gerte einen leichten Schlag. Nach diesem Schlag war es dem Schuldigen erlaubt zu fliehen, und allen Soldaten ihn zu tödten. Sogleich schleuderte nun Jeder Steine oder Wurfspieße auf ihn ab, oder verwundete ihn mit andern Waffen, so daß jener bald todt zu Boden stürzte. Aeußerst selten kam einer davon, und den Entkommenen war nur erlaubt mit so viel Beschwerde und Schande nach Hause zurück zu kehren, daß es viel besser für sie war zu sterben.

Fast dieselbe Strafart ist bei den Schweizern eingeführt, welche die Verurtheilten von den anderen Soldaten insgesammt hinrichten lassen.

Dies ist wohl bedacht und sehr wohl gethan. Wenn man will, daß Jemand nicht zum Vertheidiger des Schuldigen werde, kann man kein besseres Mittel finden, als ihn die Strafe vollziehen zu lassen; denn mit anderer Rücksicht begünstigt er ihn, und mit anderem Verlangen begehrt er seine Strafe, wenn er selbst Vollstrecker ist, als wenn die Vollstreckung einem Andern zukömmt. Wenn man also will, daß ein Mann in seinen Fehlern nicht vom

Volke unterstützt werden soll, so ist das beste Mittel, das Volk zu seinem Richter zu machen. Zur Bekräftigung dieses Satzes läßt sich das Beispiel des Manlius Capitolinus anführen. Vom Senat angeklagt, wurde er vom Volke so lange vertheidigt, bis es sein Richter geworden war. Als es aber in seiner Sache zu entscheiden hatte, verurtheilte es ihn zum Tode. Durch diese Art zu strafen werden daher Aufstände vermieden und Gerechtigkeit geübt.

Weil die Furcht vor dem Gesetz und vor den Menschen nicht hinreicht, bewaffnete Männer zu zügeln, so verbanden die Alten das Ansehen der Götter damit. Man ließ mit den feierlichsten Ceremonien die Soldaten den Kriegsgesetzen und der Kriegszucht Gehorsam schwören, damit sie, dagegen handelnd, nicht allein Gesetze und Menschen, sondern die Götter zu fürchten hätten, und man wandte alle Kunst an, sie mit Religion zu erfüllen.

Battista della Palla.

Erlaubten die Römer, daß Weiber bei ihren Heeren waren, und daß sich der Soldat jenen unnützen Spielen hingab, die heute gebräuchlich sind?

Fabrizio Colonna.

Sie verboten beides, und dies Verbot war nicht sehr schwer zu befolgen. Es waren der Uebungen so viele, womit man jeden Tag die Soldaten bald einzeln bald im Ganzen beschäftigte, daß ihnen keine Zeit übrig blieb an Venus, an Spiele und andere Dinge zu denken, womit sich aufrührerische und unnütze Soldaten abgeben.

Battista della Palla.

Das gefällt mir. Aber sagt, wenn das Heer aufbrechen sollte, in welcher Ordnung geschah es?

Fabrizio Colonna.

Die Trompete des Feldherrn erscholl dreimal. Auf den ersten Trompetenstoß wurden die Zelte abgebrochen und gepackt, auf den zweiten wurden die Saumthiere beladen, auf den dritten setzte man sich so in Marsch wie ich oben gesagt habe, mit dem Gepäck hinter jedem Theil Bewaffneter, und den Legionen in der Mitte. Ihr hättet daher zuerst ein Hülfsregiment in Marsch zu setzen, und nach ihm sein eigenes Gepäck und den vierten Theil des öffentlichen Gepäcks, welches in einem der vier Lagerräume untergebracht war,

wie ich eben gezeigt habe. Es wird daher gut seyn, einen jeden Theil an ein Regiment anzuweisen, damit er, wenn das Heer aufbricht, seinen Platz in der Colonne weiß. So muß jedes Regiment mit seinem eignen Gepäck und den vierten Theil des öffentlichen an der Queue abmarschiren, auf dieselbe Art, wie ich die Marschordnung der römischen Heere beschrieben habe.

Battista della Palla.

Nahmen die Römer beim Lagerschlagen noch andere Rücksichten als die, welche Ihr genannt habt?

Fabrizio Colonna.

Ich wiederhole Euch, daß die Römer beim Lagern immer dieselbe Form wollten beibehalten können, und daß sie zu diesem Zweck auf nichts anderes Rücksicht nahmen. Außerdem aber zogen sie hauptsächlich zweierlei in Betracht; erstens, an einem gesunden Ort zu lagern; und zweitens, so zu lagern, daß sie der Feind nicht berennen und ihnen den Weg zum Wasser und den Lebensmitteln abschneiden konnte. Um Krankheiten zu vermeiden, vermieden sie sumpfige und schädlichen Winden ausgesetzte Gegenden. Sie erkannten diese nicht sowohl an der Beschaffenheit des Terrains, als am Aussehen der Bewohner. Fanden sie diese von schlechter Farbe, engbrüstig und mit andern Uebeln behaftet, so schlugen sie ihr Lager hier nicht auf.

Was das Nichtberennt werden betrifft, so müßt Ihr die Natur des Ortes, wo Eure Freunde und wo Eure Feinde stehen, betrachten, und daraus einen Schluß ziehen, ob Ihr berennt werden könnt oder nicht. Deßhalb muß der Feldherr das Land genau kennen, und Leute genug um sich haben, welche dieselbe Kenntniß besitzen.

Man vermeidet auch Krankheiten und Hunger, wenn man keine Unordnung im Heer einreißen läßt. Will man es gesund erhalten, so muß man dafür sorgen, daß die Soldaten unter Zelten schlafen, daß man sich dahin lagert, wo Bäume Schatten gewähren, wo Holz ist um die Speisen zu kochen, und daß man nicht in der Sonnenhitze marschirt. Es ist daher nöthig, im Sommer vor Sonnenaufgang aufzubrechen, und im Winter, sich zu hüten, daß man nicht durch Schnee und Eis marschirt ohne Feuer machen zu

können. Ferner muß man sorgen, daß es dem Soldaten nicht an der nöthigen Kleidung fehlt, und daß er kein ungesundes Wasser trinkt. Die zufällig Erkrankten muß man von den Aerzten heilen lassen. Denn ein Feldherr, der mit Krankheiten und dem Feind zu kämpfen hat, ist in der übelsten Lage.

Nichts trägt jedoch so viel dazu bei, das Heer gesund zu erhalten, als die Uebungen; deßhalb wurden bei den Alten jeden Tag Uebungen gehalten. Man sieht daraus, wie viel die Uebungen werth sind, da sie Euch im Lager gesund, im Gefecht zum Sieger machen.

Was den Hunger betrifft, so ist nicht allein nöthig zu wachen, daß Euch der Feind die Lebensmittel nicht abschneidet, sondern Ihr müßt auch sehen wo Ihr sie her bekommt, und sorgen, daß die, welche Ihr habt, nicht verschleudert werden. Ihr müßt daher immer Vorräthe für einen Monat beim Heer haben, und den benachbarten Freunden als Steuer auflegen, daß sie Euch täglich versehen. In einigen festen Plätzen müßt Ihr Vorräthe aufhäufen, und vor allem sie mit Vorsicht austheilen, indem Ihr jeden Tag einem Jeden ein vernünftiges Maß gebt, und dieses so einrichtet, daß Ihr nicht aus Eurer Ordnung kommt. Denn jede andere Sache im Krieg kann mit der Zeit besiegt werden, diese allein besiegt mit der Zeit Euch. Und nie wird Euch ein Feind, der Euch durch den Hunger überwinden kann, mit dem Schwerte zu besiegen suchen; denn wenn der Sieg auch nicht so ehrenvoll ist, so ist er sicherer und gewisser.

Dem Hunger wird aber ein Heer nicht entgehen können, welches die Gerechtigkeit nicht beobachtet, und zügellos alles verzehrt was ihm in die Hände fällt. Durch die eine Unordnung kommen die Lebensmittel nicht ein, und durch die andere werden die eingekommenen unnützer Weise verzehrt. Die Alten befahlen daher, daß verzehrt wurde, was sie gaben, und zwar zur vorgeschriebenen Zeit, denn kein Soldat aß, wenn nicht der Feldherr aß. Wie sehr dies von den neueren Heeren beobachtet wird, weiß Jeder. Verdienter Maßen kann man sie nicht geregelt und mäßig nennen, sondern zügellos und Trunkenbolde.

Battista della Palla.

Ihr sagtet Anfangs, als wir das Lager schlugen, Ihr wolltet nicht bei zwei Regimentern stehen bleiben, sondern vier nehmen, um zu zeigen wie ein rechtes Heer lagern müsse. Ich wünschte daher, daß Ihr mir zwei Dinge sagtet; erstens wenn ich mehr oder weniger Mannschaft hätte, wie müßte ich lagern? Zweitens, welche Anzahl Soldaten scheint Euch hinreichend, um jeden Feind zu bekämpfen?

Fabrizio Colonna.

Auf Eure erste Frage antworte ich, wenn das Heer um 4000 bis 6000 Mann größer oder kleiner wird, so setzt man so viel Reihen Lagerräume als nöthig zu, oder nimmt sie weg; und auf diese Art kann man zusetzen und weglassen bis ins Unendliche.

Was die zweite Frage betrifft, so antworte ich, daß ein gewöhnliches römisches Heer ungefähr 24,000 Mann betrug. Wenn die Römer aber von bedeutenderer Macht gedrängt wurden, so war die größte Zahl, welche sie vereinigten, 50,000. Mit dieser Zahl stellten sie sich den 200,000 Galliern entgegen, die sie nach dem ersten punischen Krieg angriffen; mit derselben Zahl stellten sie sich Hannibal entgegen. Bemerket, daß die Römer und Griechen durch Wenige Krieg führten, die sie durch Ordnung und Kunst verstärkten. Die Abend- und Morgenländer führten Krieg durch die Menge, und der eine Theil dieser Nationen, die Abendländer, bedienen sich der natürlichen Kühnheit; der andere Theil des großen Gehorsams, den diese Völker ihrem Könige zeigen. Da nun in Griechenland und Italien weder natürliche Kühnheit, noch natürliche Ehrfurcht vor dem König zu finden ist, so mußten sich diese Völker zur Kriegszucht wenden; welche so viel vermag, daß die Wenigen die Kühnheit und die natürliche Hartnäckigkeit der Vielen besiegen konnten.

Ich sage daher, wenn man die Römer und Griechen nachahmen will, so darf man die Zahl von 50,000 Soldaten nicht überschreiten, und muß eher weniger als mehr nehmen, denn eine größere Zahl würde Verwirrung herbeiführen, und die erlernte Kriegszucht und Schlachtordnung nicht beizubehalten erlauben. Pyrrhus pflegte zu

sagen, mit 15000 Mann wolle er die Welt angreifen. Gehen wir aber zu einem andern Theil über.

Wir haben unser Heer eine Schlacht gewinnen lassen und die Gefahren gezeigt, in die es während des Kampfes kommen kann; wir haben es marschiren lassen, und erzählt, von welchen Hindernissen es auf dem Marsch umgeben seyn könne; zuletzt haben wir es lagern lassen. Wir müssen es nun nicht allein von den früheren Strapatzen ein wenig ausruhen lassen, sondern auch daran denken, wie der Krieg zu endigen sei. Im Lager hat man sich mit vielerlei Dingen zu beschäftigen, besonders wenn noch Feinde im Feld stehen, wenn verdächtige Städte da sind, deren man sich versichern, und feindlich gesinnte, die man erobern muß. Es ist daher nöthig, daß wir nun zeigen, wie man sich dabei zu verhalten hat, damit wir auch diese Schwierigkeit mit demselben Ruhm überwinden, mit dem wir bis jetzt den Krieg geführt haben.

Um mich also ins Einzelne einzulassen, sage ich: Wenn Ihr haben wollt, daß viele Menschen oder Völker etwas thun, was Euch nützlich ist, und ihnen zum großen Schaden gereicht, als, die Mauern niederreißen oder viele Bürger aus der Stadt verweisen, so müßt Ihr sie so täuschen, daß eine jede Stadt glaubt, es gehe sie nichts an, damit sie sich einander nicht unterstützen und dann alle ohne Rettung unterjocht sind. Oder Ihr müßt allen was sie thun sollen an demselben Tag befehlen, damit jede im Glauben, ihr allein sei es befohlen worden, an Gehorsam, nicht an Widerstand denkt; so werden, ohne Aufstand, von einer jeden Eure Befehle ausgeführt werden.

Wenn Ihr in die Treue eines Volkes Mißtrauen setzt, und, um Euch seiner zu versichern, unversehens sein Land besetzen wollt, so könnt Ihr, um Eure Absicht zu verbergen, nichts besseres thun, als ihm irgend einen Plan mittheilen, Hülfe verlangen und Euch stellen als wolltet Ihr einen andern Feldzug unternehmen, und seied weit entfernt an dieses Volk selbst zu denken. Es wird auf diese Weise nicht auf seine Vertheidigung bedacht seyn, weil es nicht vermuthet, daß Ihr es angreifen wollt, und Ihr werdet nun leicht Eure Absicht erreichen.

Wenn Ihr erfahren habt, daß in Eurem Heere Jemand ist, der

den Feind von Euren Plänen benachrichtigt, so könnt Ihr nichts besseres thun, um aus seinem bösen Willen Vortheil zu ziehen, als ihm Dinge mittheilen, die Ihr nicht ausführen wollt, und ihm die, welche Ihr ausführen wollt, verschweigen, und sagen, Ihr fürchtetet Dinge, die Ihr nicht fürchtet, und die, welche Ihr fürchtet, verbergen. Dies wird den Feind bewegen, sich in irgend eine Unternehmung einzulassen, indem er Eure Pläne zu kennen glaubt, wobei Ihr ihn leicht täuschen und überwinden könnt.

Wenn Ihr, wie Claudius Nero, im Sinne habt Euer Heer zu vermindern, indem Ihr einem Freunde Hülfe senden wollt, und der Feind es nicht merken soll, so ist es nöthig, Euer Lager nicht zu vermindern, sondern die Fahnen und Zeltreihen stehen zu lassen, und eben so viel Feuer machen und eben so viel Wachen aufziehen zu lassen. Eben so wenn Euer Heer Verstärkung erhalten hat, und der Feind nicht wissen soll, daß Ihr Euch verstärkt habt, so ist es nöthig, das Lager nicht auszudehnen. Denn Eure Handlungen und Absichten geheim zu halten, ist immer von dem größten Nutzen. Als Metellus mit seinem Heer in Spanien stand, fragte ihn Jemand, was er den andern Tag thun wolle. „Wenn es mein Hemd wüßte," antwortete Metellus, „würde ich es verbrennen." Als Marcus Crassus von Jemand gefragt wurde, wann er mit dem Heere aufbrechen werde, antwortete er: „Glaubst du, du allein werdest die Trompete nicht hören?"

Um die Geheimnisse des Feindes zu erfahren, und seine Anordnungen kennen zu lernen, haben Einige Gesandte abgeschickt, und mit diesen, in Bediententracht, kriegsverständige Männer, die die Gelegenheit wahrnahmen das feindliche Heer zu sehen, und seine Stärke und Schwäche auszumitteln, und auf diese Art Gelegenheit gaben dasselbe zu überwinden. Einige haben einen ihrer Vertrauten verbannt, und durch ihn die Pläne des Gegners erfahren. Man erfährt auch solche Geheimnisse des Feindes, wenn man zu diesem Zweck Gefangene macht.

Marius wollte, im Krieg mit den Cimbern, die Treue jener Gallier, welche damals die Lombardei bewohnten und mit dem römischen Volke verbündet waren, prüfen. Zu diesem Zwecke schickte er ihnen offene und versiegelte Briefe, und in die offenen schrieb er,

sie sollten die versiegelten nicht vor einer gewissen Zeit öffnen. Als er sie nun vor dieser Zeit zurückgefordert, und offen fand, so schloß er, daß ihre Treue nicht unverbrüchlich sei.

Einige Feldherrn, die angegriffen wurden, wollten dem Feinde nicht entgegenrücken, sondern griffen sein eigenes Land an, und zwangen ihn so, zur Vertheidigung seines Herdes umzukehren. Dies ist oft geglückt. Während Eure Soldaten anfangs siegen, Beute machen und Zuversicht gewinnen, gerathen die des Feindes in Furcht, da es ihnen scheint, sie würden aus Siegern zu Besiegten. Wer eine solche Diversion unternahm, kam daher oft zum Ziele. Aber nur der kann sie unternehmen, dessen Land fester ist, als das des Feindes; wäre dem nicht so, so würde er in sein Verderben gehen.

Einem Feldherrn, der in seinem Lager vom Feinde berennt wurde, war es oft nützlich, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen, und einen Waffenstillstand auf einige Tage zu schließen. Die Feinde pflegen dadurch in allen ihren Handlungen nachläßiger zu werden, so daß Ihr, ihre Nachläßigkeit benutzend, leicht Gelegenheit finden könnt, ihren Händen zu entschlüpfen. Auf diesem Wege befreite sich Sylla zweimal von den Feinden, und durch dieselbe List entging Hasdrubal in Spanien der Macht des Claudius Nero, der ihn eingeschlossen hielt. Es nützt auch, um sich aus der Gewalt des Feindes zu befreien, wenn man etwas thut, was ihn stutzen macht. Dies geschieht auf zweierlei Art. Wenn Ihr ihn nämlich mit einem Theil des Heeres angreift, damit er ganz mit diesem Kampf beschäftigt, den Rest Eurer Truppen entschlüpfen läßt. Oder wenn man irgend ein neues Ereigniß herbeiführt, welches ihn durch die Neuheit der Sache in Erstaunen setzt, so daß er, befürchtend, unthätig bleibt. So that, wie Ihr wißt, Hannibal, welcher von Fabius Maximus eingeschlossen, in der Nacht brennende Kienfackeln zwischen die Hörner einer Heerde Ochsen band. Fabius, über diese neue Erscheinung stutzend, dachte nicht daran, ihm den Durchgang zu verwehren.

Unter allen seinen andern Handlungen muß ein Feldherr mit aller Kunst auf Mittel sinnen, die Streitkräfte des Feindes zu theilen, entweder indem er ihm die Männer, in die er Vertrauen setzt, verdächtig macht, oder indem er ihm Ursache gibt seine Truppen

zu theilen, und sich durch diese Theilung zu schwächen. Das erste erreicht man durch Erhaltung des Eigenthums eines Mannes aus der Umgebung des feindlichen Feldherrn, wenn man zum Beispiel im Krieg seine Besitzungen schont, ihm seine Söhne oder andre Verwandte ohne Lösegeld zurück gibt. Ihr wißt, daß Hannibal alle Felder um Rom verbrannte, und nur die des Fabius Maximus verschonte. Ihr wißt, daß Coriolan, mit seinem Heer vor Rom rückend, die Besitzungen der Patrizier erhielt, und die der Plebejer verbrannte und verheerte. Als Metellus mit einem Heere dem Jugurtha gegenüber stand, forderte er alle Gesandte, die ihm von Jugurtha geschickt wurden, auf, diesen auszuliefern. Später schrieb er Briefe des nämlichen Inhalts an sie, und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß Jugurtha gegen alle seine Räthe Verdacht schöpfte, und sie auf verschiedene Art aus dem Wege räumte. Als Hannibal bei Antiochus eine Zuflucht gefunden hatte, behandelten ihn die römischen Gesandten so vertraulich, daß Antiochus Verdacht schöpfte, und nicht ferner seinen Rathschlägen traute.

Was das Theilen der feindlichen Völker betrifft, so gibt es kein sicheres Mittel, als das Land eines Theils von ihnen angreifen zu lassen, damit sie, ihr Land zu vertheidigen gezwungen, das Feld verlassen. So that Fabius, als seinem Heere die Streitkräfte der Gallier, der Toscaner, der Umbrier und der Samniter entgegen standen.

Als Titus Didius wenig Truppen in Vergleich mit dem Feinde hatte, und eine Legion von Rom erwartete, die Feinde ihr aber entgegen rücken wollten, ließ er, um sie davon abzuhalten, durch sein ganzes Heer verbreiten, er wolle den andern Tag eine Schlacht liefern. Sodann veranstaltete er, daß einige Gefangene entfliehen konnten, welche den Befehl des Consuls, den andern Tag zu schlagen, hinterbrachten. Die Feinde, um ihre Streitkräfte nicht zu vermindern, rückten der Legion nicht entgegen und diese kam unangefochten an. Dies Mittel diente nicht dazu, die Streitkräfte des Feindes zu theilen, aber dazu, die seinigen zu verdoppeln.

Damit der Feind seine Streitkräfte theilen solle, ließen ihn Einige in ihr Land rücken und vorsätzlich viele Festungen einnehmen, damit er durch ihre Besetzung seine Streitkräfte verminderte. Als

sie ihn so geschwächt hatten, griffen sie ihn an und besiegten ihn. Einige Andre, die in eine Provinz einfallen wollten, stellten sich, als wollten sie eine andere angreifen, und brachten es dahin, daß sie, schnell in die einfallend, wohin man nicht vermuthete, daß sie einfallen würden, früher im Besitz waren, als der Feind zu Hülfe eilen konnte. Denn da der Feind nicht weiß, ob Ihr nicht an den früher bedrohten Punkt umkehren werdet, so ist er gezwungen, den einen Punkt nicht zu verlassen, und dem andern beizustehen, und vertheidigt auf diese Art häufig weder den einen, noch den andern.

Es ist außer den genannten Dingen für einen Feldherrn wichtig, Aufruhr oder Zwietracht unter den Soldaten mit Geschicklichkeit zu dämpfen zu wissen. Das beste Mittel ist, die Rädelsführer zu strafen. Doch müßt Ihr sie in Eure Gewalt zu bekommen suchen, ehe sie Eure Absicht merken können. Wenn sie abwesend sind, so dürft Ihr die Schuldigen nicht allein kommen lassen, sondern alle andern mit ihnen, damit sie nicht glauben, es geschehe um sie zu strafen, und deßhalb entfliehen. Sind sie gegenwärtig, so muß man sich auf die Schuldlosen stützen, und mit ihrem Beistand jene strafen.

Ist Zwietracht unter den Soldaten entstanden, so ist das beste Mittel, sie in Gefahr zu schicken, denn dadurch werden sie gewöhnlich wieder einig. Allein, was vor allem Andern das Heer in Eintracht erhält ist das Ansehen des Feldherrn, welches allein durch seine Tapferkeit entsteht, denn weder Blut noch Macht bringt es ohne Tapferkeit hervor. Das erste aber, worauf ein Feldherr achten muß, ist, seine Soldaten zu strafen und zu bezahlen. Denn so oft die Bezahlung ausbleibt, muß die Strafe ausbleiben. Ihr könnt einen Soldaten, der raubt, nicht züchtigen, wenn Ihr ihn nicht bezahlt habt, da er sich nicht enthalten kann, zu rauben, wenn er leben will. Bezahlt Ihr ihn aber und bestraft ihn nicht, so wird er auf alle Art übermüthig. Er wird Euch gering schätzen, und ist es dazu gekommen, so wird der Feldherr die Majestät seines Ranges nicht behaupten können, und hieraus folgen nothwendig Meuterei, Aufruhr und Zwietracht, welche der Ruin der Heere sind.

Die Feldherrn der Alten hatten eine Sorge, von der die neueren fast befreit sind. Es war, unheilvolle Wahrzeichen zu ihrem Vortheil auszulegen. Wenn ein Pfeil in ein Heer fiel, wenn sich Sonne oder Mond verfinsterte, wenn es ein Erdbeben gab, wenn der Feldherr beim Auf- oder Absteigen vom Pferde fiel, so wurde das von den Soldaten unheilvoll ausgelegt, und erregte solche Furcht, daß eine Schlacht, die unmittelbar darauf erfolgte, leicht verloren ging. Wenn daher ein solcher Zufall sich ereignete, so zeigten die Feldherrn der Alten sogleich seine Ursache, erklärten ihn als ein natürliches Ereigniß, oder legten ihn zu ihren Gunsten aus. Als Cäsar beim Aussteigen aus dem Schiffe zur Erde fiel rief er: „Afrika, ich habe dich.“ Viele erklärten die Ursachen der Mondsfinsterniß und der Erdbeben. Diese Dinge kommen in unsern Zeiten nicht vor, entweder weil die Menschen jetzt nicht so abergläubisch sind, oder weil unsre Religion alle solche Meinungen ausschließt. Sollte etwas ähnliches vorkommen, so muß man das Muster der Alten befolgen.

Wenn Hunger, oder ein anderes natürliches Bedürfniß, oder menschliche Noth Euern Feind zur äußersten Verzweiflung gebracht hat, und er dadurch getrieben mit Euch kämpfen will, bleibet in Euerm Lager und vermeidet, so viel in Eurer Macht steht, die Schlacht. So thaten die Lacedämonier gegen die Messenier, so Cäsar gegen Afranius und Petrejus.

Als der Consul Fulvius den Cimbern gegenüber stand, ließ er seine Reiter viele Tage hinter einander die Feinde angreifen, und beobachtete, daß diese aus ihrem Lager rückten, um jene zu verfolgen. Er legte daher einen Hinterhalt hinter das Lager der Cimbern und ließ sie wieder von seinen Reitern angreifen. Als nun die Cimbern aus dem Lager herausgerückt waren, um sie zu verfolgen, nahm es Fulvius ein und zerstörte es.

Es brachte manchem Feldherrn, dessen Heer in der Nähe des feindlichen Heeres stand, großen Nutzen, daß er sein eignes Land von seinen Soldaten unter feindlichen Fahnen ausplündern und verbrennen ließ. Die Feinde glaubten nämlich es seien Truppen, die ihnen zu Hülfe kämen, eilten herbei, um Beute machen zu helfen, kamen dadurch in Verwirrung, und gaben ihrem Gegner

Gelegenheit sie zu besiegen. Dieses Mittels bediente sich Alexander von Epirus, als er gegen die Illyrier focht, und Septes von Syracus gegen die Carthaginenser, und beide erreichten leicht ihre Absicht.

Viele besiegten den Feind dadurch, daß sie ihm Gelegenheit gaben, sich in Speise und Trank zu übernehmen, indem sie, Furcht heuchelnd, ihr Lager voll Wein und Speisen im Stich ließen. Hatten sich nun die Feinde über alles natürliche Maß damit angefüllt, so griffen sie sie an und schlugen sie mit großem Verlust. So that Tamiris gegen Cyrus, und Tiberius Gracchus gegen die Spanier. Einige haben den Wein und andre Nahrungsmittel vergiftet, um den Feind leichter zu besiegen.

Ich sagte vor Kurzem, daß ich nirgends gefunden habe, die Alten hätten des Nachts Schildwachten außerhalb des Lagers ausgestellt, und ich glaube, sie thaten es nicht, um die Uebel zu vermeiden, die daraus entspringen konnten. Man findet, daß sogar die Vedetten, welche am Tage ausgestellt waren, um den Feind zu beobachten, die Ursache des Untergangs dessen wurden, welcher sie ausgestellt hatte. Oft hat sich ereignet, daß sie gefangen und mit Gewalt gezwungen wurden das Zeichen zu geben, womit sie die Ihrigen herbeiriefen, welche, auf dies Zeichen herbei kommend, getödtet oder gefangen wurden.

Um den Feind zu täuschen ist es manchmal gut, eine Eurer Gewohnheiten zu ändern, wodurch der Feind, wenn er sich darauf verläßt, zu Grunde gerichtet wird. So that einst ein Feldherr, welcher gewöhnlich den Seinigen die Ankunft des Feindes in der Nacht durch Feuer, am Tage durch Rauch bekannt machen ließ. Er befahl jetzt, ohne Unterbrechung Rauch und Feuer zu machen, sobald jedoch der Feind kam, aufzuhören. Dieser, im Glauben er komme ungesehen, da er die Entdeckungszeichen nicht wahrnahm, erleichterte durch ungeordneten Marsch seinem Gegner den Sieg.

Um das feindliche Heer aus einer festen Stellung zu locken, schickte der Rhodier Memnon einen Soldaten zum Feinde, der sich als Ueberläufer ausgab, und versicherte, in Memnons Herr herrsche Zwietracht, und der größere Theil desselben ziehe ab. Um der Sache Glauben zu verschaffen, wurde vorsätzlich Lärm im Lager

gemacht. Da nun der Feind siegen zu können glaubte und angriff, wurde er geschlagen.

Man muß außer den angeführten Dingen Acht haben, den Feind nicht zur äußersten Verzweiflung zu treiben. Als Cäsar mit den Deutschen focht, sah er, daß ihnen, bei der Unmöglichkeit zu fliehen, die Nothwendigkeit Muth gab. Er öffnete ihnen daher einen Ausweg, und zog die Mühe, sie auf der Flucht zu verfolgen, der Gefahr vor, sie zu besiegen, so lange sie sich noch vertheidigten.

Als Lucullus sah, daß einige macedonische Reiter, die er bei sich hatte, nach der Seite des Feindes ritten, so ließ er sogleich zur Schlacht blasen, und befahl seinem übrigen Heere, ihnen zu folgen. Die Feinde glaubten daher, Lucullus wolle sich in ein Gefecht einlassen, und drangen so heftig auf die Macedonier ein, daß diese sich zu vertheidigen gezwungen waren, und so, gegen ihren Willen aus Ueberläufern zu Kämpfern wurden.

Es ist auch wichtig, daß Ihr Euch einer Stadt zu versichern wißt, wenn Ihr an ihrer Treue zweifelt, entweder nach gewonnener Schlacht, oder vorher. Es werden Euch einige Beispiele der Alten unterrichten. Als Pompejus den Catinensern mißtraute, bat er sie, einige Kranke, die er im Heer hatte, aufzunehmen, und schickte unter den Kleidern der Kranken sehr gesunde Männer, welche die Stadt einnahmen. Als Publius Valerius wegen der Treue der Epidaurer in Sorge war, ließ er, wie wir sagen würden, einen Ablaß in einer Kirche außerhalb der Stadt ertheilen, und als das ganze Volk, um Ablaß zu erhalten, hingegangen war, schloß er die Thore, und ließ nur die, welchen er traute, ein. Als Alexander der Große nach Asien ziehen, und sich Thraciens versichern wollte, nahm er die Vornehmsten dieses Landes sämmtlich mit und gab ihnen Besoldung, dem Volke aber setzte er geringe Leute vor. So stellte er die Vornehmen zufrieden, indem er sie bezahlte, und machte das Volk ruhig, indem es keine Häupter hatte, die es aufhetzten.

Unter allen Dingen aber, wodurch Feldherrn die Völker für sich gewinnen, steht Keuschheit und Gerechtigkeit voran. So gewann Scipio, als er jene Frau von ausgezeichneter Schönheit ihrem Vater und Gatten wieder gab, Spanien mehr durch diese Handlung als durch die Waffen. Als Cäsar in Gallien das Holz, welches er, um sein Heer mit Pallisaden zu umgeben, fällen ließ, bezahlte,

erwarb er einen solchen Ruf der Gerechtigkeit, daß ihm dadurch die Eroberung dieses Landes erleichtert wurde.

Ich weiß nun nichts mehr, was mir über diese Dinge zu sagen bliebe. Es ist kein Theil dieses Stoffes mehr übrig, worüber wir nicht gesprochen hätten. Es fehlt nur noch, daß ich Euch die Art des Angriffs und der Vertheidigung der Festungen auseinandersetze; und ich bin bereit es zu thun, wenn es Euch nicht mißfällt.

Battista della Palla.

Eure Gefälligkeit ist so groß, daß wir unsre Wünsche erreichen, ohne fürchten zu müssen, für unbescheiden zu gelten, da Ihr uns von freien Stücken anbietet, was wir zu verlangen uns gescheut hätten. Wir sagen Euch daher nur, daß Ihr uns kein größeres und angenehmeres Geschenk machen könnt als diese Erörterung. Ehe Ihr jedoch zu diesem Stoff übergeht, löst mir den Zweifel, ob es besser ist, den Krieg auch im Winter fortzusetzen, wie es heute geschieht, oder nur im Sommer Krieg zu führen, und Winterquartiere zu beziehen, wie die Alten.

Fabrizio Colonna.

Seht, wenn die Klugheit des Fragers nicht gewesen wäre, so hätten wir einen Punkt, der Beachtung verdient, ausgelassen. Ich sage Euch von Neuem, daß die Alten alles besser und mit größerer Klugheit thaten als wir. Wenn aber in den andern Dingen Fehler gemacht werden, so ist im Krieg alles Fehler. Es gibt nichts Unklügeres und Gefährlicheres für einen Feldherrn als ein Winterfeldzug, und für den Angreifenden ist noch mehr Gefahr dabei, als für den Vertheidiger. Die Ursache ist folgende. Alle Sorgfalt, die man auf die Kriegszucht wendet, hat zum Zweck, seinem Feinde in guter Ordnung eine Schlacht zu liefern. Dies ist das Ziel, wonach ein Feldherr zu streben hat, denn durch die Schlacht gewinnt Ihr, oder verliert Ihr den Krieg. Wer sich daher am besten zur Schlacht zu ordnen weiß, und ein besser disciplinirtes Heer hat, hat den Vortheil in der Schlacht und darf mehr hoffen, den Krieg zu gewinnen. Auf der andern Seite ist nichts für die Schlachtordnung störender, als unebenes Terrain und kaltes regnerisches Wetter. Denn unebenes Terrain erlaubt Euch nicht, Eure Macht nach den Kriegsregeln auszubreiten; kaltes und

regnerisches Wetter erlaubt Euch nicht, Eure Truppen beisammen zu halten. Ihr könnt dem Feind nicht vereinigt entgegen rücken, sondern Ihr müßt getrennt unter zu kommen suchen, wo es gehen mag und ohne Ordnung, da Ihr Euch nach den Schlössern, Dörfern und Städten richten müßt, die Euch aufnehmen können. So ist denn alle jene Mühe, die Ihr Euch gegeben habt, Euer Heer zu discipliniren, umsonst.

Wundert Euch nicht, wenn man heute im Winter Krieg führt. Da die Heere ohne Kriegszucht sind, so kennen sie den Schaden nicht, den ihnen das Nichtvereinigtlagern bringt, da es ihnen keine Sorge macht, die Schlachtordnung nicht halten und die Kriegsregeln nicht beobachten zu können, welche sie nicht haben. Dennoch sollten sie einsehen, wie große Verluste Winterfeldzüge verursacht haben; sie sollten sich erinnern, daß die Franzosen im Jahr 1503 am Garigliano vom Winter und nicht von den Spaniern geschlagen wurden. Wie ich Euch gesagt habe ist der Angreifende im Nachtheil; die schlechte Witterung schadet ihm mehr, da er in fremdem Lande seyn muß, wenn er Krieg führen will. Er ist genöthigt entweder, um beisammen zu bleiben, die Unbild des Regens und der Kälte zu ertragen, oder um ihr zu entgehen, seine Truppen zu zerstückeln. Der Vertheidiger hingegen kann sich seinen Ort auswählen, den Angreifenden mit seinem ausgeruhten Heere erwarten, es schnell versammeln, und auf einen Theil der feindlichen Truppen losgehen, der seinem Angriff nicht widerstehen kann. So wurden die Franzosen geschlagen, und so werden immer die geschlagen werden, die im Winter einen Feind angreifen, der einige Geschicklichkeit besitzt. Wer also haben will, daß Zahl, Schlachtordnung, Kriegszucht und Tapferkeit auf keine Art nützen sollen, muß einen Winterfeldzug machen. Weil nun die Römer wollten, daß ihnen alle diese Dinge, worauf sie so große Sorgfalt wandten, nützen sollten, so vermieden sie gerade so die Winterszeit, wie rauhe Gebirge, schwieriges Terrain und alles andere, was sie verhindern konnte, ihre Kunst und Tapferkeit zu zeigen.

Dies wird für Eure Frage hinreichen, und wir wollen nun Angriff und Vertheidigung der Festungen, und ihre Lage und Erbauung abhandeln.

Ende des sechsten Buchs.

Siebentes Buch.

Fabrizio Colonna.

Ihr müßt wissen, daß Städte und Kastelle entweder durch Natur oder Kunst fest seyn können. Durch Natur sind jene fest, welche von Flüssen und Sümpfen, wie Mantua und Ferrara, umgeben sind, oder welche auf einem Felsen oder steilen Berge liegen, wie Monaco und San-Leo; denn die, welche auf leicht zugänglichen Bergen liegen, sind heute wegen des Geschützes und der Minen sehr schwach. Man sucht daher heute meistens eine Ebene zur Erbauung neuer Plätze auf, um sie durch Kunst zu befestigen.

Die erste Kunst ist, die Mauer gekrümmt und voller Wendungen und Einbiegungen zu machen, wodurch der Feind verhindert wird, sich ihr zu nähern, da er leicht nicht allein in der Fronte, sondern auch in der Flanke beschossen werden kann. Werden die Mauern hoch gemacht, so sind sie den Kugeln des Geschützes zu sehr ausgesetzt, macht man sie nieder, so können sie sehr leicht mit Leitern erstiegen werden. Wenn Ihr die Gräben, um die Anwendung der Leitern zu erschweren, vor den Mauern zieht, und sie der Feind ausfüllt (was ein zahlreiches Heer leicht thun kann), so bleibt die Mauer dem Feinde preis gegeben. Ich glaube daher, unbeschadet einer bessern Meinung, daß man, um beide Nachtheile zu vermeiden, die Mauer hoch machen, und die Gräben inwendig und nicht auswendig anlegen soll. Dies ist die festeste Art der Befestigung, die man anwenden kann, denn es schützt

zugleich vor dem Geschütz und den Leitern, und erlaubt dem Feinde nicht, den Graben auszufüllen. Dem zufolge muß die Mauer die Höhe haben, welche für Euch am besten paßt, und nicht weniger als sechs Fuß dick seyn, um ihre Zerstörung schwieriger zu machen. Ihre Thürme müssen in Zwischenräumen von 200 Schritten errichtet werden. Der innere Graben muß wenigstens sechzig Fuß breit und vierundzwanzig Fuß tief seyn; alle ausgegrabene Erde wird gegen die Stadt zu aufgeschüttet, und durch eine Mauer unterstützt, die von der Sohle des Grabens ausgeht, und so weit über die Erde reicht, daß sich ein Mann dahinter decken kann, wodurch der Graben eine größere Tiefe erhalten wird. Auf der Sohle des Grabens wird man von 200 zu 200 Schritten eine Kasematte bauen, die einen Jeden, der hinabgestiegen, mit Geschütz beschießt. Das schwere Geschütz, welches die Stadt vertheidigt, wird hinter der Mauer, die den Graben schließt, gestellt, weil zur Vertheidigung der äußeren Mauer, wegen ihrer Höhe, nur kleine oder mittlere Kaliber angewendet werden können. Wenn nun der Feind eine Leitererersteigung versucht, so schützt Euch die Höhe der ersten Mauer leicht. Wenn er mit seinem Geschütz vorrückt, so muß er zuerst in die erste Mauer Bresche legen. Geschieht dies, so werden, da es die Natur aller Breschbatterien ist, die Mauer nach der beschossenen Seite hinfallen zu machen, die Trümmer der Mauer, welche keinen Graben, der sie aufnimmt und verbirgt, finden, die Tiefe des Grabens vergrößern, so daß es dem Feind nicht möglich ist, weiter vorzudringen, weil er Trümmer, die ihn aufhalten, einen Graben, der ihn verhindert, und Euer Geschütz findet, welches ihn von der Mauer des Grabens herab sicher niederstreckt. Das einzige, was er dagegen thun kann, ist, den Graben auszufüllen; das ist aber sehr schwer, sowohl wegen seiner Breite und Tiefe, als auch wegen der Schwierigkeit der Annäherung. Denn zwischen die Mauern, die sich schlängeln und eingebogen sind, ist es aus den angeführten Gründen schwer, vorzurücken, und er muß noch überdies die zur Ausfüllung nöthigen Stoffe über die Trümmer vor der Bresche hinausschleppen, was die größten Schwierigkeiten in den Weg legt. Ich halte daher eine so befestigte Stadt für uneinnehmbar.

Battista della Palla.

Wenn man außer dem innern Graben noch einen äußern anlegte, wäre die Stadt nicht noch fester?

Fabrizio Colonna.

Ohne Zweifel, doch wenn man nur einen Graben anlegen will, so sage ich, es ist besser, ihn von Innen als von Außen zu ziehen.

Battist della Palla.

Wollt Ihr nasse Gräben, oder gebt Ihr den trockenen den Vorzug?

Fabrizio Colonna.

Die Meinungen sind verschieden. Die nassen Gräben schützen vor den Minen, und die trockenen sind schwerer auszufüllen. Ich meines Theils würde, alles wohl erwogen, trockene Gräben anlegen, weil sie sicherer sind; auch hat man gesehen, daß Wassergräben im Winter manchmal zufrieren, und so die Einnahme der Festung erleichtern, wie dies Mirandola begegnete, als es vom Papst Julius II. belagert wurde. Ich würde sie, um mich vor den Minen zu schützen, so tief machen, daß, wer tiefer graben wollte, auf Wasser stieße.

Die Schlösser würde ich auf dieselbe Art, was die Gräben und Mauern betrifft, anlegen, damit sie dem Belagerer dieselbe Schwierigkeit darböten. Ich will den Vertheidigern eines Platzes anempfehlen, daß sie keine Bollwerke, die von der Mauer getrennt sind, aufführen, und denen, welche Festungen bauen, daß sie im Innern kein Reduit anlegen, wohin sich die Garnison nach verlorner erster Einfassung zurückziehen kann. Zum ersten Rath bewegt mich, daß Niemand etwas thun soll, wodurch er die erste Meinung, die man von ihm hatte, gleich anfänglich verliert, ohne es hindern zu können, ein Verlust, der ein übles Licht auf seine übrigen Anordnungen wirft, und diejenigen bestürzt macht, welche für ihn streiten sollen. Dies wird aber jedesmal eintreffen, wenn Ihr ein Bollwerk außerhalb der Stadt anlegt, denn Ihr werdet es gewiß verlieren, weil man heute Werke geringen Umfangs nicht halten kann, wenn sie der zerstörenden Wirkung des Geschützes ausgesetzt sind. So wird dieser Verlust der Anfang und die Ursache Eures Verderbens. Als sich Genua gegen den König Ludwig XII. von Frankreich empörte,

errichtete man einige Bollwerke auf den die Stadt umgebenden Hügeln; es währte nicht lange, bis diese Werke gewonnen waren, und ihr Verlust zog den der Stadt nach sich.

Was den zweiten Rath betrifft, so behaupte ich, daß nichts schädlicher für eine Festung ist, als Reduits zu haben, denn die Hoffnung, sich noch retten zu können, wenn sie einen Posten nicht mehr vertheidigen, bewirkt, daß ihn die Vertheidiger verlassen, und so die ganze Festung verloren geht. Die Einnahme der Festung Forli liefert uns dafür ein neuerliches Beispiel, als sich die Gräfin Katharina gegen den Sohn des Papstes Alexander VI., Cäsar Borgia, welcher sie mit dem Heere des Königs von Frankreich eingeschlossen hatte, darin vertheidigte. Dieser Platz war mit zahlreichen Reduits versehen, wohin man sich nach und nach zurückziehen konnte. Zuerst war eine Citadelle da, durch einen Graben von der Festung getrennt, in welche man durch eine Zugbrücke gelangte; die Festung selbst war in drei Viertel getheilt, ebenfalls durch Wassergräben geschieden, und man gelangte nur mittelst Brücken von einem Viertel in's andere. Der Herzog fing damit an, die Mauern eines Viertels zu beschießen, und brachte eine Bresche zu Stande; nun unternahm Messer Giovanni da Casale, dem die Vertheidigung anvertraut war, nicht, die Bresche zu vertheidigen, sondern verließ sie, um in den andern Vierteln eine Zuflucht zu suchen, so daß die Truppen des Herzogs ohne Widerstand in dieses Viertel eindrangen, die Verbindungsbrücken wegnahmen, und sich bald des ganzen Platzes bemächtigt hatten. Zwei Fehler waren die Ursache des Verlustes dieser, für uneinnehmbar gehaltenen, Festung; der erste war die zu große Anzahl von Reduits, der zweite, daß nicht jedes Viertel Herr seiner Brücken war. So machte die schlechte Bauart dieses Platzes und die Ungeschicklichkeit seiner Vertheidiger den großmüthigen Entschluß der Gräfin zu Schanden, welche einem Heer zu widerstehen unternahm, das der König von Neapel und der Herzog von Mailand nicht zu erwarten gewagt hatten. Aber wenn auch ihre Anstrengungen unglücklich waren, so erwarb sie dennoch den ihrem Muth gebührenden Ruhm, was viele Gedichte, die damals zu ihrem Lob gemacht wurden, bezeugen.

Wenn ich also eine Festung zu erbauen hätte, so würde ich ihre

Mauern dauerhaft machen, und die Gräben so anlegen, wie ich Euch gezeigt habe. Im Innern wären keine andre Häuser, als Wohnhäuser, alle schwach und niedrig, so daß man von der Mitte des Platzes die ganze Mauer überschauen könnte, damit der Commandant mit eigenen Augen, wo Hülfe nöthig, sehen könnte, und damit Jeder die Ueberzeugung hätte, daß durch den Verlust der Mauer und des Grabens die Festung verloren wäre. Wollte ich dennoch ein Reduit anlegen, so würde ich die Brücken so theilen, daß jeder Theil Herr der Brücke auf seiner Seite bliebe, indem ich es so einrichten würde, daß die Brücken auf in der Mitte des Grabens angebrachte Pfeiler herabgelassen werden müßten.

Battista della Palla.

Ihr habt geäußert, man könne jetzt kleine Werke nicht vertheidigen, und ich glaube im Gegentheil gehört zu haben, daß je kleiner ein Werk sei, desto besser lasse es sich vertheidigen.

Fabrizio Colonna.

Ihr habt falsch verstanden. Man kann in unsern Tagen keinen Ort fest nennen, wo der, der ihn vertheidigt, nicht Raum genug hat, sich hinter neue Gräben und neue Wälle zurück zu ziehen; denn das Geschütz wirkt so zerstörend, daß der sich täuscht, welcher sich auf eine Mauer und einen Wall allein verläßt. Da nun Bollwerke (wenn sie das gewöhnliche Maß nicht übersteigen sollen, sonst wären es kleine Städte oder Schlösser) nie Raum haben, eine zweite Schutzwehr anzulegen, so gehen sie in sehr kurzer Zeit verloren. Ich halte es daher für eine weise Maßregel, diese Bollwerke wegzulassen, und die Eingänge der Städte dadurch zu befestigen, daß man die Thore durch Ravelins deckt, so daß man nicht in gerader Richtung durch das Thor ein- oder ausgeht, und daß zwischen Thor und Ravelin ein Graben mit einer Brücke ist. Man verwahrt ferner die Thore durch Fallgatter, damit, wenn die Besatzung einen Ausfall gemacht, und der Feind sie zurückgedrängt hat, nicht Freund und Feind zugleich in die Stadt dringe. Diese Fallgatter, von den Alten Katarakten genannt, welche den Feind ausschließen, und unsere Soldaten in Sicherheit bringen, wurden deshalb erfunden, weil man sich unter

den angeführten Umständen, wegen des großen Gedrängs, weder der Zugbrücke noch der Thorflügel bedienen kann.

Battista della Palla.

Ich habe solche Fallgatter in Deutschland gesehen, welche aus dünnen Balken in Form eines eisernen Gitters verfertigt waren, während die unsrigen aus massiven Bohlen bestehen. Ich möchte wissen, woher diese Verschiedenheit kommt, und welche von beiden am stärksten sind.

Fabrizio Colonna.

Ich sage Euch immer wieder von Neuem, daß die Kriegseinrichtungen und Gebräuche des Alterthums in der ganzen Welt vergessen, in Italien aber völlig verloren gegangen sind, und findet sich irgend noch etwas Brauchbares, so haben wir es den Völkern jenseits unsrer Berge nachgeahmt. Ihr habt wohl sagen hören, und die Andern können sich noch erinnern, wie schwach unsere Festungen waren, ehe König Karl VIII. von Frankreich im Jahr 1494 nach Italien zog. Die Zinnen waren nur einen Fuß dick, die Schießlöcher für die Armbrust und die Schießscharten für's Geschütz wurden außen eng und innen weit gemauert, und noch viele andere Fehler begangen, mit deren Aufzählung ich Euch nicht ermüden will.

Die dünnen Zinnen gewährten bald keinen Schutz mehr, und die falsch gebauten Schießscharten wurden durch die feindlichen Kanonenkugeln leicht erweitert. Nun haben wir von den Franzosen gelernt, die Zinnen breit und dick zu machen, und die Schießscharten von innen weit, bis in die Mitte der Mauer sich verengend, und von hier bis nach außen sich wieder erweiternd zu bauen; hierdurch wird erreicht, daß die Artillerie nur schwer unsere Deckungsmittel vernichten kann. Die Franzosen haben außerdem noch manche Einrichtungen, die, weil wir sie nicht gesehen haben, bei uns nicht gewürdigt werden. Hierunter gehören jene gitterförmigen Fallgatter, die bei weitem besser als die unsrigen sind, denn wenn ein Fallgatter aus Bohlen herabgelassen ist, so werdet Ihr dahinter stehen, ohne dem Feinde etwas anhaben zu können, so daß er es mit Beil und Feuer leicht zerstört. Ist es aber wie ein Gitter gemacht, so könnt Ihr es durch die Oeffnungen

mit der Lanze, der Armbrust oder jeder andern Gattung von Waffen vertheidigen.

Battista della Palla.

Ich habe in Italien noch einen andern Gebrauch von jenseit der Berge gesehen; er ist, die Radfelgen der Geschützwagen nach der Nabe zu einwärts zu richten. Ich möchte wissen, warum man das so macht, denn ich glaube, daß senkrechte Felgen, wie bei unsern Rädern, stärker sind.

Fabrizio Colonna.

Glaubet ja nicht, daß das, was sich vom eingeführten Gebrauch entfernt, das Werk des Zufalls sei, und eben so sehr würdet Ihr irren, wenn Ihr dächtet, es geschehe des gefälligern Aussehens wegen, denn wo Stärke nöthig ist, wird Schönheit nicht beachtet. Die einzige Ursache ist die, daß sie sicherer und dauerhafter als die unsrigen sind, und zwar aus folgenden Gründen. Wenn der Wagen beladen ist, so geht er entweder gleich, oder hängt nach der rechten oder linken Seite. Geht er gleich, so tragen die Räder die Last gleichförmig, und da das Gewicht auf beide vertheilt ist, so beschwert es sie nicht viel; neigt er sich, so drückt das ganze Gewicht des Wagens auf das Rad, nach welchem er sich neigt. Sind nun die Felgen gerade, so können sie leicht springen, denn wenn das Rad schief steht, so stehen auch seine Felgen schief, und unterstützen die Last nicht senkrecht. Wenn demnach unser Wagen gleich geht, und die Felgen weniger zu tragen haben, sind sie stärker; geht der Wagen schief, und haben die Felgen mehr zu tragen, so sind sie schwächer. Ganz umgekehrt ist es bei den schiefen Felgen der französischen Wagen, denn wenn ihr Wagen auf eine Seite hängt und auf die Felgen drückt, so kommen sie dann, weil sie schief eingesetzt sind, in senkrechte Richtung, und können kräftig das ganze Gewicht aushalten, dessen Hälfte sie nur zu tragen haben, wenn der Wagen horizontal geht und die Felgen schief laufen. Kehren wir aber zu unsern Städten und Festungen zurück.

Die Franzosen bedienen sich auch zu mehrerer Sicherheit ihrer Festungsthore, um während der Belagerung leichter Leute aus- und einlassen zu können, einer andern Einrichtung, welche noch nicht in Italien nachgeahmt worden ist. Sie errichten nämlich vor

dem äußern Rande der Zugbrücke zwei Pfeiler, und befestigen über jeden einen beweglichen Balken, so daß die Hälfte davon der Länge nach über die Brücke, die andere Hälfte außerhalb zu liegen kommt. Dann fügen sie gatterförmig zwischen die zwei großen Balken, der ganzen Länge nach, welche außerhalb der Brücke liegt, kleine Balken ein, und an jedes Ende des nach einwärts gekehrten Theils der zwei großen Balken befestigen sie eine Kette. Wollen sie nun die Brücke nach außen verschließen, so lassen sie die Ketten nach, der äußere gitterförmige Theil sinkt herab, und schließt die Brücke. Wollen sie selbige wieder öffnen, so ziehen sie die Ketten an, das Gitter hebt sich, und zwar so weit, daß ein Mann zu Fuß und nicht zu Pferde durch kann, oder so, daß Roß und Mann durch können; man kann sie auch ganz schließen, denn die Maschine läßt sich heben und senken wie die Blendungen der Zinnen. Diese Maschine ist sicherer als das Fallgatter, weil der Feind ihr Herablassen nur schwer verhindern kann, da sie nicht senkrecht wie das Fallgatter herabfällt, welches sich leicht durch eine untergeschobene Stütze feststellen läßt.

Wer also eine Stadt befestigen will, muß die gegebene Vorschrift befolgen. Ferner darf in der Entfernung einer Meile wenigstens von der Mauer rings um die Stadt weder ein Mauerwerk aufgeführt, noch das Feld bestellt werden. Es muß eine kahle Ebene seyn, worauf weder Büsche, noch Aufwürfe, noch Bäume oder Häuser die Aussicht versperren, oder einem Feinde Deckung gewähren. Bemerket, daß eine Festung mit Außengräben, wo die ausgegrabene Erde gegen das Feld zu geworfen worden, so daß sie das umliegende Terrain überhöht, sehr schwach ist, denn dieser Aufwurf dient dem Feind zur Deckung, und hält ihn nicht ab, Euch zu schaden, weil er leicht Oeffnungen für sein Geschütz durchbrechen kann. Gehen wir aber zum Innern der Stadt über.

Ich will keine Zeit verlieren, Euch zu beweisen, daß man außer den angeführten Dingen auch Mund- und Kriegsvorräthe haben muß, eine Sache, die Jedem von selbst einleuchtet, denn es ist klar, daß ohne dieses alle übrige Vorsichtsmaßregeln umsonst wären. Im Allgemeinen ist zweierlei zu beachten; erstens, daß

man sich selbst gehörig vorsieht, zweitens, daß man dem Feind alle Hülfsmittel des Landes entzieht. Alles Futter, Schlachtvieh und Getreide, das nicht eingebracht werden kann, muß daher zerstört werden.

Wer mit der Vertheidigung einer Festung beauftragt ist, hat darauf zu sehen, daß nichts mit Uebereilung und Unordnung geschieht, und solche Maßregeln zu ergreifen, daß bei allen Ereignissen ein Jeder weiß, was er zu thun hat. Demnach müssen Weiber, Kinder, Greise und Kranke zu Hause bleiben, und den Jungen und Kräftigen freien Raum lassen. Man bewaffnet Letztere, und vertheilt sie zur Vertheidigung der Stadt; die Einen bewachen die Wälle, die Andern die Thore, und wieder Andere die Hauptplätze, um allen Zufällen, die sich im Innern ereignen könnten, zu begegnen; der Rest hat keinen festen Posten, sondern ist angewiesen, dahin Hülfe zu bringen, wo es das Bedürfniß erfordert. Sind alle diese Maßregeln getroffen, so werdet Ihr nur schwer durch einen Tumult in Verwirrung gebracht werden können. Ferner ist noch ein wichtiger Punkt beim Angriff und der Vertheidigung fester Plätze zu bemerken; nichts nämlich giebt dem Feind mehr Hoffnung, sich einer Stadt zu bemächtigen, als wenn er weiß, daß sie nicht gewohnt ist, einen Feind vor ihren Mauern zu sehen, und oft hat die Furcht allein, ohne daß Gewalt gebraucht worden wäre, die Uebergabe herbeigeführt. Greift man eine solche Stadt an, so muß man auf jede Art Schrecken zu erregen suchen. Auf der andern Seite muß der Belagerte die Vertheidigung des angegriffenen Punktes Männern übertragen, die sich nicht durch die allgemeine Stimme einschüchtern lassen, sondern nur durch Gewalt der Waffen zum Weichen gebracht werden können; denn ist der erste Angriff abgeschlagen, so wächst den Belagerten der Muth, und der Feind ist gezwungen, mehr durch seine Tapferkeit als durch das Gerücht seines Kriegsruhms zu siegen.

Der Maschinen, deren sich die Alten zur Vertheidigung fester Plätze bedienten, waren viele, als: Balisten, Onagren, Skorpionen, Arcubalisten, Fustibalen, Schleuderzeug; die Angriffsmaschinen waren der Widder, Schutzdächer, Schutzwehren,

Blendungen, Sicheln, Schildkröten. Alle diese Maschinen sind jetzt durch das Geschütz ersetzt, dessen man sich sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung bedient, und ich werde mich daher nicht weiter darüber auslassen. Nehmen wir aber den Faden unseres Gesprächs wieder auf, und gehen zu den einzelnen Angriffsarten über.

Der Vertheidiger muß Sorge tragen, daß die Stadt nicht ausgehungert oder mit Sturm genommen werde. Gegen Hungersnoth habe ich anempfohlen, große Vorräthe von Lebensmitteln anzulegen, ehe noch die Belagerung begonnen hat. Wenn aber dadurch, daß sie sich in die Länge gezogen, die Vorräthe aufgezehrt sind, so bedienen sich zu ihrem Ersatz Freunde, die Euch retten wollen, manchmal außergewöhnlicher Mittel, besonders wenn ein Fluß durch die belagerte Stadt fließt. So thaten die Römer, als Hannibal Casilinum, eine ihrer Festungen, belagerte. Da sie nämlich den Fluß nicht anders benutzen konnten, so warfen sie eine große Menge Nüsse hinein, die durch das Wasser fortgetrieben wurden, ohne daß es der Feind verhindern konnte, und versorgten so die Casilinenser eine Zeit lang mit Lebensmitteln. Man hat hier und da Belagerte gesehen, die, um dem Feind zu zeigen, daß sie noch Getreide hätten, und um ihm dadurch alle Hoffnung, sie auszuhungern, zu benehmen, entweder Brod über die Mauer warfen, oder ein Rind mit Korn fütterten, das sie dann vom Feind fangen ließen; die Frucht, welche man in seinem Leibe fand, sollte einen Ueberfluß zeigen, den sie nicht hatten.

Auf der andern Seite haben ausgezeichnete Feldherren verschiedene Wege eingeschlagen, um den Feind zu entkräften. Fabius ließ die Campanier ihre Felder einsäen, damit sie die Aussaat verloren. Als Dionysius Rhegium belagerte, stellte er sich, als wolle er einen Vertrag schließen; während der Unterhandlung ließ er sich von den Einwohnern mit Lebensmitteln versehen, und nachdem er so ihren Getreidevorrath erschöpft hatte, schloß er sie enger ein, und bezwang sie durch Hunger. Als Alexander der Große Leucadia erobern wollte, nahm er zuerst alle umliegende Festen mit Sturm, und ließ ihre Besatzungen in die Stadt flüchten; diese unerwartete Menschenmenge verursachte Hungersnoth.

Was den Sturm betrifft, so habe ich gesagt, daß sich der Belagerte gegen jenen ersten Angriff vertheidigen müsse, wodurch die Römer sich so vieler Städte bemeisterten, und der darin bestand, daß man sie zu gleicher Zeit auf allen Punkten angriff. Sie nannten diese Angriffsart aggredi urbem corona, und Scipio bediente sich derselben, als er Neu-Karthago in Spanien einnahm. Widersteht Ihr diesem ersten Sturm, so werdet Ihr in der Folge nur schwer besiegt werden. Und wenn der Feind sogar schon in die Stadt gedrungen wäre, nachdem er die erste Mauer gestürmt hat, so dürfen die Einwohner doch noch nicht alle Hoffnung aufgeben, wenn sie sich nicht selbst verlassen; denn es hat sich oft ereignet, daß Heere, nachdem sie in die Festung eingedrungen waren, wieder herausgejagt worden sind, oder daselbst den Tod gefunden haben. Die Einwohner müssen in diesem Fall die erhabenen Orte besetzen, und den Feind von Thürmen und Häusern herab bekämpfen. Die Belagerer ihrer Seits suchen auf zweierlei Art diesem Hinderniß zu begegnen; erstens, indem sie die Thore der Stadt öffnen, und so den Einwohnern einen sichern Weg zur Flucht anbieten; zweitens, indem sie öffentlich ausrufen lassen, daß man nur die, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, strafen, die, welche sie niederlegten, aber schonen wolle. Hierdurch wurde die Bezwingung vieler Städte erleichtert. Ferner bemächtigt man sich leicht einer Festung, wenn man sie unversehens überfällt, das heißt, wenn Ihr mit Eurem Heer so weit vom Feinde absteht, daß er, durch Eure Entfernung sicher gemacht, nicht glaubt angegriffen werden zu können, ohne im Voraus von Euren Bewegungen benachrichtigt zu seyn. Wenn Ihr ihn daher insgeheim und mit großer Schnelligkeit überfallt, so seid Ihr des Siegs fast gewiß. Ich spreche nicht gern über Ereignisse unserer Tage, denn es wäre mir peinlich, von mir oder meinen Untergebenen sprechen zu müssen, und von den andern weiß ich gar nicht, was ich sagen soll. Doch kann ich mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, das Beispiel Cäsar Borgia's, mit dem Beinamen des Herzogs von Valentinois, anzuführen, welcher, als er sich mit seinen Truppen zu Nocera befand, unter dem Vorwand, die Grafschaft Camerino zu verheeren, auszog, allein in das Herzogthum

Urbino einfiel, und sich desselben gänzlich in einem Tage, ohne auf Hindernisse zu stoßen, bemächtigte. Ein Anderer an seiner Stelle würde diese Eroberung nicht ohne beträchtlichen Aufwand an Zeit und Kosten zu Stande gebracht haben.

Die Belagerten müssen ferner vor den Täuschungen und Kriegslisten des Feindes auf ihrer Hut seyn; sie dürfen dem, was sie ihn täglich thun sehen, nicht trauen; sie müssen immer fürchten, es möge irgend ein Fallstrick dahinter verborgen seyn, und er könne zu ihrem Schaden auf einmal anders handeln. Domitius Calvinus hatte während der Belagerung einer gewissen Stadt die Gewohnheit angenommen, mit dem größeren Theil seines Heeres um die Mauer herum zu marschiren. Die Einwohner, überzeugt, daß das nur zur Uebung seiner Soldaten geschehe, ließen in ihrer Wachsamkeit nach, und als Domitius dies gemerkt hatte, griff er sie an und bemächtigte sich der Stadt. Einige Generale, davon benachrichtigt, daß den Belagerten Hülfsvölker geschickt wurden, haben ihren Soldaten ähnliche Feldbinden, wie die der erwarteten Verstärkung, gegeben; auf diese Art in die Festung eingelassen, haben sie sich ihrer bemeistert. Der Athenienser Cimon ließ während der Nacht einen Tempel, der außerhalb der Mauer stand, in Brand stecken; die Einwohner eilten in Menge zum Löschen herbei, und gaben ihre Stadt dem Feinde preis. Andere Heerführer endlich ließen die aus einer belagerten Stadt zum Fouragiren ausgeschickten Knechte niedermachen, und gaben ihre Kleider den eigenen Soldaten, welche ihnen dann die Stadt überlieferten.

Die Feldherren des Alterthums haben ebenfalls mehrere Mittel angewendet, um Festungen, die sie belagern wollten, von Besatzung zu entblößen. Als sich Scipio in Afrika befand, und sich einiger festen Schlösser, welche die Carthaginenser besetzt hatten, bemächtigen wollte, stellte er sich mehrere Mal, als ob er sie belagern wolle, zog aber immer wieder ab, als ob er ein Mißlingen befürchte. Hannibal glaubte, er habe wirklich Furcht, und zog, um ihm mit beträchtlicheren Streitkräften folgen, und ihn leichter besiegen zu können, die Besatzungen dieser Schlösser an sich. Von diesem Schritt benachrichtigt, beauftragte Scipio seinen Verbündeten Massinissa, sie wegzunehmen. Als Pyrrhus im Kriege, den

er in Illyrien führte, die Hauptstadt dieses Landes, worin eine ziemlich starke Besatzung lag, belagerte, stellte er sich, als ob er alle Hoffnung aufgäbe, sie zu unterwerfen. Er kehrte nun seine Waffen gegen andere Plätze, und brachte es dahin, daß jene, um diesen beizustehen, ihre Besatzung so sehr schwächte, daß es Pyrrhus nicht schwer wurde, die Hauptstadt zu nehmen.

Viele Heerführer haben das Trinkwasser verdorben, oder den Lauf eines Flusses abgeleitet; doch erreichten sie nicht immer ihren Zweck. Man brachte manchmal die Belagerten zur Uebergabe, indem man sie durch Ankündigung eines errungenen Sieges, oder der Ankunft von Verstärkung in Furcht setzte.

Die Feldherren der Alten suchten sich auch durch Verrath einer Festung zu bemächtigen; sie schlugen hierzu verschiedene Wege ein. Einige haben einen Offizier aus ihrer Umgebung beauftragt, der sich unter dem Schein eines Ueberläufers Ansehen und Vertrauen bei den Feinden erwarb, und sich dessen dann zum Besten seines Generals bediente. Andere erfuhren auf dem nämlichen Wege die Art, wie die Wachen vertheilt wurden, und diese Kenntniß hatte die Einnahme der Festung zur Folge. Noch Andere haben die Thore so versperrt, daß man sie nicht mehr schließen konnte, indem sie unter irgend einem Vorwand einen Wagen oder Balken darunter fahren ließen, und so machten sie dem Belagerer das Eindringen in die Stadt leicht. Um eine römische Stadt einzunehmen, überredete Hannibal einen Bürger, er solle bei Nacht auf die Jagd ziehen, unter dem Vorwand, er könne es aus Furcht vor dem Feind bei Tag nicht wagen; bei seiner Rückkehr sollten sich einige Soldaten seinem Gefolge anschließen, die Wachen tödten und das Thor einnehmen.

Man täuscht ferner die Feinde, indem man sie aus der Stadt lockt; und um sie noch weiter davon zu entfernen, flieht man in dem Augenblick, wo sie angreifen. Viele Feldherren, worunter Hannibal, sind so weit gegangen, sich ihr eigenes Lager wegnehmen zu lassen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, und die Festung zu nehmen. Man täuscht ihn ferner, wenn man sich stellt, als wolle man abziehen; wie es der Athenienser Phormio that. Nachdem er die Felder der Calcidienser verheert

hatte, nahm er ihre Gesandte an, und machte ihre Stadt durch schöne Versprechungen sicher. Die unklugen Leute ließen sich dadurch einschläfern, und wurden bald darauf von Phormio überrumpelt.

Die Belagerten müssen vor solchen Leuten auf der Hut seyn, die bei ihnen Verdacht erregt haben; aber manchmal versichert man sich ihrer eben sowohl durch Wohlthaten als durch Strafe. Marcellus, unterrichtet, daß ein Bürger von Nola, Lucius Bancius, sich zu Hannibal hinneigte, zeigte ihm so viel Güte und Großmuth, daß er ihn aus einem Feind zu seinem ergebensten Freunde machte.

Die Belagerten müssen wachsamer seyn, wenn der Feind abgezogen ist, als wenn er noch steht. Sie müssen ebenfalls sehr sorgfältig die Stellen bewachen, welche sie am wenigsten einem Angriff ausgesetzt glauben; denn Festungen wurden häufig darum verloren, weil der Feind auf einer Seite angriff, wo man die Möglichkeit nicht vorausgesetzt hatte. Eine solche Ueberrumpelung kann durch zweierlei herbeigeführt werden, entweder, daß dieser Punkt, durch seine Lage fest, für unzugänglich gehalten wurde, oder dadurch, daß der Feind die falsche Nachricht hat ausprengen lassen, seine Absicht sei, auf einer Seite anzugreifen, während er in aller Stille seinen wahren Angriff auf einen andern Punkt leitet. Die Belagerten müssen also große Sorge tragen, diesen Unfällen vorzubeugen. Es ist hiezu nothwendig, ohne Unterlaß und besonders während der Nacht die Mauern der Festung auf das fleißigste zu bewachen, und man muß dazu nicht allein Menschen anwenden, sondern auch grimmige schnelle Hunde, deren Geruch sogleich den Feind entdeckt, und deren Gebell seine Ankunft verkündet. Sogar Gänse haben manchmal gute Dienste geleistet; sie retteten das Kapitol, als die Gallier in Rom standen. Um sich zu versichern, daß, während die Spartaner Athen belagerten, sorgfältig Wache gehalten werde, befahl Alcibiades, daß, wenn er des Nachts eine Fackel erhöbe, jede Schildwache ein Gleiches thun müsse; wer es unterließ, wurde bestraft. Der Athenienser Iphicrates tödtete eine schlafende Schildwache, und sagte, er lasse sie, wie er sie gefunden.

Die Belagerten bedienen sich verschiedener Mittel, ihren Freunden Nachrichten mitzutheilen; und um keine mündlichen Botschaften zu senden, schreiben sie ihre Briefe in Chiffern, oder verstecken sie auf mancherlei Art. Einige haben das Innere einer Degenscheide beschrieben. Andere legten ihre Briefe in Brodteig, ließen ihn backen, und gaben das Brod dem Ueberbringer als Speise mit. Einige verbargen sie in die geheimsten Theile des Körpers. Andere steckten sie in das Halsband eines Hundes, der dem Boten zu folgen gewohnt war. Einige schrieben einen gleichgültigen Brief, und schrieben dann in die Zwischenzeilen mit einer gewissen Flüssigkeit, wodurch, wenn der Brief naß gemacht oder erwärmt wurde, die Buchstaben zum Vorschein kamen. Letzteres Mittel ist in unsern Zeiten auf das schlaueste angewendet worden. Als Jemand seinen Freunden, die in einer Festung wohnten, geheim zu haltende Dinge mittheilen, sich aber Niemand anvertrauen wollte, so schickte er nach der gebräuchlichen Formel abgefaßte Excommunicationszettel, deren Zwischenzeilen auf obengenannte Art beschrieben waren, und welche er an die Kirchenthüren anheften ließ. Die, an welche sie gerichtet waren, erkannten sie an verabredeten Zeichen, nahmen sie herab, und lasen sie. Dies Mittel ist am klügsten, weil der Ueberbringer selbst getäuscht seyn kann, und gar keine Gefahr läuft.

Es gibt noch unzählige andere Arten, die ein Jeder selbst nachlesen oder ersinnen kann. Jedoch ist es leichter, an die Belagerten zu schreiben, als für die Belagerten an ihre Freunde nach Außen. Denn solche Briefe können nur durch einen Boten abgeschickt werden, der unter dem Schein eines Ueberläufers aus der Festung geht; was immer zweifelhaft und gefährlich bleibt, wenn der Feind nur ein wenig auf seiner Hut ist. Wer hingegen dem Belagerten Nachricht mittheilen will, kann seinen Boten unter mancherlei Vorwand in das feindliche Lager schicken, wo dieser die Gelegenheit wahrnimmt und in die Stadt eilt.

Sprechen wir nun von der Art, wie man jetzt Festungen angreift und vertheidigt. Wenn eine Stadt angegriffen wird, welche keine Gräben nach Innen zu hat, so muß, um dem Feind das Eindringen durch die Bresche (eine Wirkung des Geschützes, die nicht zu verhüten ist) zu verwehren, hinter der Mauer, noch

während sie beschossen wird, ein wenigstens dreißig Schritte breiter Graben gezogen werden. Die ausgegrabene Erde wird nach der Seite der Stadt aufgeschüttet, um einen Wall zu bilden und die Tiefe des Grabens zu vermehren. Es ist nothwendig, die Arbeit so zu beschleunigen, daß, wenn die Mauer einstürzt, der Graben wenigstens zehn oder zwölf Fuß tief ist. Der Graben muß, während des Aushöhlens, an beiden Enden mit einer Casematte geschlossen werden. Ist die Mauer so stark, daß man Zeit hat, den Graben und die Casematten fertig zu bringen, so ist der Theil, wo Bresche gelegt worden, fester als die übrige Einfassung der Stadt. Ein solcher Abschnitt hat dann die Form, welche wir unsern inneren Gräben gegeben haben. Ist hingegen die Mauer schwach und fehlt die Zeit, dann thut es Noth, Tapferkeit zu zeigen, und mit der bewaffneten Mannschaft und allen Streitmitteln den Sturm abzuschlagen. Einen solchen Abschnitt legten die Pisaner an, als Ihr sie belagertet. Sie konnten es thun, da ihnen ihre starken Mauern die Zeit dazu gaben, und ihr Lehmboden zur Aufführung von Wällen und Brustwehren besonders geeignet ist. Hätten sie dieser Vortheile entbehrt, so wären sie verloren gewesen. Man wird daher immer klug handeln, wenn man sich im Voraus vorsieht, indem man Gräben gegen die Stadt zu im ganzen Umfang anlegt, wie wir oben gesagt haben. Dann kann man mit Ruhe und Sicherheit den Feind hinter den Wällen erwarten.

Die Alten nahmen manchmal Festungen durch unterirdische Aushöhlungen ein, und zwar auf zweierlei Art. Entweder sie gruben heimlich einen unterirdischen Gang aus, welcher in die Festung mündete, und durch den sie eindrangen, wie bei der Einnahme der Stadt Veji durch die Römer; oder sie untergruben die Fundamente der Mauer, und stürzten sie dann ein. Die letzte Art ist heute am wirksamsten, und macht hochgelegene Plätze schwächer, weil sie besser unterminirt werden können. Füllt man die Minen mit Pulver, das sich im Augenblick entzündet, so wird nicht nur eine Mauer umgestürzt, sondern Berge öffnen sich, und ganze Castelle werden in mehrere Stücke zerrissen. Um dieser Gefahr zu begegnen, legt man die festen Plätze auf der Ebene an, und macht den Graben, der die Stadt umgibt, so tief, daß der Belagerer seine Minen nicht

tiefer treiben kann, ohne auf Wasser zu stoßen, welches der einzige Feind der Minen ist. Habt Ihr ein Castell, das auf einer Anhöhe liegt, zu vertheidigen, so bleibt Euch nichts übrig, als hinter Eurer Mauer eine hinreichende Anzahl tiefer Brunnen zu graben, gleichsam als Luftlöcher für die Minen, welche der Belagerer gegen Euch führt. Ein anderes Mittel besteht in Gegenminen, wenn Ihr den Ort, wo er gräbt, entdeckt habt. Es ist ganz dazu geeignet, seine Arbeiten aufzuhalten, diese zu entdecken aber ist schwer, wenn man von einem geschickten Feinde belagert wird.

Der Belagerte muß besondere Sorge tragen, nicht in der Ruhezeit überfallen zu werden; wie zum Beispiel nach einem Gefecht, nach abgelöster Wache, das heißt bei Anbruch des Tages, Abends zwischen Licht und Dunkel, und besonders zur Essenszeit. In diesen Stunden sind viele Festungen genommen, aber auch Heere vom Belagerten in die Flucht geschlagen worden. Man muß daher beiderseits fleißig Wache halten, und einen Theil seiner Soldaten unter den Waffen stehen lassen.

Ich will nicht ermangeln, Euch zu sagen, daß das Schwierige der Vertheidigung einer Festung oder eines verschanzten Lagers darin besteht, daß alle Streitkräfte in denselben vereinzelt werden müssen. Da Euch nämlich der Feind angreifen kann, wo er will, so müßt Ihr Eure Linien ihrer ganzen Ausdehnung nach besetzt halten, und so greift er Euch mit seiner ganzen Macht an, während Ihr Euch nur mit einem Theil der Eurigen vertheidigen könnt. Auch kann der Belagerte gänzlich besiegt, der Angreifende nur zurück geschlagen werden. Viele Feldherren, die entweder im Lager oder in einer Festung eingeschlossen waren, brachen daher, obgleich schwächer an Zahl, plötzlich mit allen ihren Streitkräften heraus, und überwanden den Feind. So that Marcellus bei Nola und Cäsar in Gallien. Cäsar, in seinen Circumvallationslinien von einer sehr großen Anzahl Gallier angegriffen, sah, daß er sich nicht mehr vertheidigen konnte, weil er seine Soldaten zu sehr vertheilen mußte. Da er nun hinter seinen Pallisaden nicht in den Feind einbrechen konnte, öffnete er seine Verschanzung an einer Stelle, sammelte auf diesem Punkt alle seine Streitkräfte, und

stürzte sich mit solcher Gewalt und Tapferkeit auf den Feind, daß er ihn aufs Haupt schlug.

Auch die Standhaftigkeit der Belagerten macht häufig die Belagerer mißvergnügt und entmuthigt sie.

Als Pompejus Cäsar gegenüber stand, dessen Heer sehr durch Hunger litt, brachte man ihm Brod, von welchem sich die Cäsarianer nährten. Da er sah, daß es aus Kräutern gemacht war, befahl er, es seinen Soldaten zu verbergen, damit sie nicht den Muth verlören, wenn sie sähen, welchen Feind sie zu bekämpfen hatten. Nichts gereicht den Römern im Krieg gegen Hannibal so sehr zur Ehre, als ihre Standhaftigkeit; denn selbst als das Unglück sie fast ganz zu Boden drückte, wollten sie niemals um Frieden bitten, und gaben nie das geringste Zeichen von Furcht. Ja zur selben Zeit, als Hannibal unter den Mauern Roms stand, verkaufte man die Felder, auf denen er sein Lager geschlagen hatte, um höheren Preis, als sie zu anderer Zeit verkauft worden waren. Sie zeigten so viel Ausdauer in ihren Unternehmungen, daß sie, um Rom beizustehen, die Belagerung von Capua nicht aufheben wollten, vor dem sie zur selben Zeit lagen, als Rom von Hannibal eingeschlossen wurde.

Ich habe über viele Dinge gesprochen, die Ihr selbst hören und sehen konntet; ich habe es aber dennoch gethan, theils um Euch dadurch die Vorzüge meines Systems besser zeigen zu können, theils um diejenigen zu befriedigen, welche nicht, wie Ihr, Gelegenheit gehabt haben, jene Dinge selbst zu hören und zu sehen. Ich glaube nun, nur noch einige Maximen beifügen zu müssen, welche Euch immer im Gedächtniß gegenwärtig seyn sollten. Es sind folgende.

Was dem Feind nützt, schadet Euch, und was Euch nützt, schadet dem Feind.

Je wachsamer Ihr seid, die Absichten des Feindes zu beobachten, und je mehr Mühe Ihr Euch gebt, Euer Heer zu üben, desto weniger Gefahr werdet Ihr laufen, und desto mehr dürft Ihr auf Sieg hoffen.

Führet Eure Soldaten nie zur Schlacht, ehe Ihr ihnen Muth

zugesprochen, sie ohne Furcht befunden und geordnet habt; versucht es nie, wenn Ihr nicht seht, daß sie den Sieg hoffen.

Besser ist, den Feind durch den Hunger besiegen, als durch das Eisen; denn der Sieg, den dieses giebt, hängt vielmehr vom Glück, als von der Tapferkeit ab.

Kein Plan ist besser, als der, welcher dem Feind verborgen bleibt, bis Ihr ihn ausgeführt habt.

Die Gelegenheit wahrnehmen und ergreifen können, nützt mehr im Kriege als alles Uebrige.

Die Natur erzeugt wenig muthige Männer, Kunst und Uebung bilden viele.

Im Krieg vermag Kriegszucht mehr, als blinde Wuth.

Wenn einige Eurer Feinde ihre Fahnen verlassen, um unter den Eurigen zu dienen, so werdet Ihr, wenn sie treu sind, immer großen Vortheil daraus ziehen. Denn die Streitkräfte des Gegners vermindern sich mehr durch den Verlust derer, die übergehen, als derer, die getödtet werden; wenn auch der Name Ueberläufer den neuen Freunden verdächtig, den alten verhaßt ist.

Es ist besser, in der Schlachtordnung hinter das erste Treffen beträchtliche Reserven zu stellen, als, um eine ausgedehntere Front zu haben, seine Soldaten zu zerstreuen.

Der ist schwer zu besiegen, welcher seine und des Feindes Kräfte zu beurtheilen weiß.

Die Tapferkeit der Soldaten ist mehr werth als ihre Menge, und manchmal nützt das Terrain mehr als die Tapferkeit.

Neue und plötzliche Dinge erschrecken die Heere; gewohnte und langsame werden nicht hoch angeschlagen; gewöhnet daher Euer Heer durch leichte Gefechte an einen neuen Feind, und macht es mit ihm bekannt, ehe Ihr ihm eine Schlacht liefert.

Wer den geschlagenen Feind in der Unordnung verfolgt, will nichts anderes, als seinen Sieg in eine Niederlage verwandeln.

Wer nicht für den nöthigen Mundvorrath sorgt, ist ohne Schwert besiegt.

Wer mehr auf die Reiterei baut als auf sein Fußvolk, oder mehr auf das Fußvolk als auf die Reiterei, wähle darnach sein Terrain.

Wollt Ihr wissen, ob des Tages ein Spion ins Lager gekommen ist, so lasset Jeden in sein Zelt gehen.

Aendert Eure Pläne, sobald sie der Feind durchschaut hat.

Zieht Viele darüber zu Rath, was Ihr thun sollt, aber nur Wenigen theilet mit, was Ihr ausführen wollt.

In Garnison hält man den Soldaten durch Furcht und Strafe in Schranken, geht's in den Krieg, so spornt man ihn durch Hoffnung und Belohnungen an.

Gute Feldherrn liefern nur dann Schlachten, wenn sie die Nothwendigkeit zwingt oder die Gelegenheit günstig ist.

Tragt Sorge, daß der Feind nicht weiß, wie Ihr Euer Heer zur Schlacht ordnen wollt; aber wie Ihr es auch ordnet, richtet es so ein, daß das vorderste Treffen von dem zweiten und dritten aufgenommen werden kann.

Im Gefecht selbst ändert nie die anfängliche Bestimmung eines Corps, wenn Ihr nicht Unordnung in Euer Heer bringen wollt.

Schwer ist, plötzlichen Unfällen abzuhelfen, leicht, voraus bedachten.

Männer, Eisen, Geld und Brod sind der Nerv des Krieges. Von diesen vier jedoch sind die zwei ersten am nothwendigsten, denn Männer und Eisen finden Geld, aber Brod und Geld finden nicht Männer und Eisen.

Der unbewaffnete Reiche ist die Belohnung des armen Soldaten.

Gewöhnet Eure Soldaten daran, leckerhafte Nahrung und ein üppiges Leben zu verachten.

Dies sind die allgemeinen Grundsätze, die ich Euch ins Gedächtniß zurückrufen wollte. Ich weiß wohl, daß man meinen Worten noch viele andere Dinge beifügen könnte; man könnte z. B. sagen, wie und auf wie viel Arten die Alten ihre Schaaren aufstellten, wie sie ihre Soldaten kleideten, und wie sie sich unter vielerlei Umständen benahmen. Man hätte hiezu noch eine Menge Einzelheiten fügen können, welche ich jedoch zu erzählen für unnöthig hielt, theils weil Ihr sie selbst nachlesen könnt, theils weil es meine Absicht nicht war, Euch die Einrichtung der alten Heere in ihrem ganzen Umfange aus einander zu setzen, sondern vielmehr zu zeigen, was

man thun müsse, um heute eine Kriegsmacht zu errichten, die vorzüglicher wäre, als die jetzt bestehende. Ich habe daher von den Einrichtungen des Alterthums nur die berühren zu müssen geglaubt, deren Wiedereinführung mir nöthig schien.

Ich hätte mich über die Reiterei mehr ausdehnen, vom Seekrieg sprechen sollen, denn die Kriegsmacht begreift sowohl Land- als Seeheere, Reiter und Fußvolk. Ich scheue mich aber, vom Seewesen zu sprechen, weil ich es gar nicht kenne; und will daher diesen Gegenstand den Venetianern und Genuesern abzuhandeln überlassen, welche durch ihre hierauf gerichtete Sorgfalt einst so große Dinge gethan haben. Was die Reiterei betrifft, werde ich mich gleichfalls auf das früher Gesagte beschränken, indem diese Waffe am wenigsten verdorben ist. Ueberdies wenn das Fußvolk, dieser Nerv des Heeres, auf guten Fuß gesetzt ist, so macht es nothwendig auch die Reiterei gut. Ich möchte nur demjenigen, der ein Heer in seinem Lande errichten, und daselbst die Pferde vervielfachen will, zwei wichtige Vorkehrungen anempfehlen. Die eine wäre, Hengste von guter Raçe auf das Land zu vertheilen, und seine Unterthanen an den Handel mit Fohlen zu gewöhnen, so wie Ihr ihn hier zu Lande mit Kälbern und Mauleseln treibt. Die andere hätte zum Zweck, den Verkäufern Käufer zu verschaffen, und bestünde in einem Verbote für alle, welche kein Pferd halten, einen Maulesel zu haben; so daß, wer nur auf eine Art beritten seyn will, ein Pferd halten muß. Gleichfalls dürfte sich Niemand in Seide kleiden, wer kein Pferd hat. Ich habe erfahren, daß eine solche Verordnung von einem noch lebenden Fürsten gegeben wurde, und daß er in kurzer Zeit eine vorzügliche Reiterei aus seinem Lande ausheben konnte. Was die andern diese Waffe betreffenden Maßregeln anlangt, so verweise ich Euch auf das heute Gesagte, und auf das bei uns Eingeführte.

Vielleicht wünschet Ihr noch zu wissen, welche Eigenschaften ein Feldherr besitzen muß? Ich will Euch in wenigen Worten zufrieden stellen; ich würde keinen andern Mann als den wählen, der alles das, wovon wir uns heute unterhalten haben, in's Werk zu setzen wüßte. Das ist nicht einmal hinreichend, wenn er die Hülfsmittel, die er nöthig haben kann, nicht in sich selbst findet. Denn wem

Erfindungsgabe abging, der war nie ein großer Mann in seinem Fach; und wenn Erfindungsgabe in allen Dingen zu ehren ist, so ist sie vorzüglich im Kriege die Quelle des Ruhms. Auch sieht man eine noch so unbedeutende Erfindung dieser Art von allen Geschichtschreibern gelobt. Sie loben z. B. Alexander den Großen deßwegen, daß er, um heimlicher das Lager abzubrechen, das Zeichen zum Aufbruch nicht mit der Trompete geben ließ, sondern durch Erhebung eines Helmes auf einer Lanzenspitze. Man lobt ihn auch deßwegen, daß er einst seinen Soldaten befahl, im Augenblick des Angriffs das linke Knie zur Erde zu setzen, um dadurch den Stoß des Feindes kräftiger aushalten zu können. Diese Maßregel gab ihm den Sieg, und erwarb ihm noch außerdem einen solchen Ruhm, daß er durch alle ihm zu Ehren errichtete Bildsäulen in dieser Stellung dargestellt war.

Da es aber endlich Zeit ist, diese Unterhaltung zu schließen, so will ich zu meinem Gegenstand zurück kommen, um doch wenigstens zum Theil die Strafe zu vermeiden, welche bei Euch denen, die davon abspringen, aufgelegt wird. Wenn Ihr Euch noch erinnert, Cosimo, sagtet Ihr mir gleich Anfangs, Ihr könnet nicht begreifen, wie ich, ein so großer Verehrer des Alterthums, und Tadler derer, die es in den Hauptsachen nicht nachzuahmen verstehen, wie ich sein Beispiel in der Kriegskunst, meinem Handwerk, nicht befolgt habe. Ich habe Euch geantwortet, daß die Männer, welche einen großen Plan ausführen wollen, sich im Voraus darauf vorbereiten müssen, ihn in's Werk zu setzen, um nicht dann auf Hindernisse zu stoßen, wenn sich ihnen die Gelegenheit günstig zeigt. Ihr, die mich so lange über diesen Gegenstand sprechen hörtet, müßt beurtheilen, ob ich vorbereitet bin oder nicht, den Kriegerstand zu den Vorschriften des Alterthums zurück zu führen. Ihr wißt, wie viele Zeit ich mit diesen wichtigen Gedanken zugebracht habe, und ich nehme an, daß Ihr auch fühlen werdet, wie sehr ich wünsche, sie in Ausführung zu bringen. Es ist Euch nun ein Leichtes zu schließen, ob ich gekonnt habe, ob ich jemals Gelegenheit gefunden habe, meinen Plan auszuführen. Um aber alle Eure Zweifel zu heben, und mich in Euren Augen völlig zu rechtfertigen, will ich Euch alle Ursachen anführen, und auf diese Art zum Theil mein gegebenes Versprechen halten,

alle Hindernisse aufzuzählen, so wie alle Erleichterungen, welche man heute bei der Nachahmung der Alten findet.

Von allen wichtigen Einrichtungen, wovon das Schicksal der Menschen abhängt, gibt es in unsern Tagen keine, die leichter zu den Vorschriften des Alterthums zurück zu führen wäre, als das Kriegswesen. Freilich ist diese Verbesserung nur von solchen Fürsten leicht ins Werk zu setzen, welche in ihren Staaten ein Heer von 15000 bis 20000 Jünglingen auszuheben im Stande sind. Auf der andern Seite gibt es nichts Schwierigeres für die, welche dieses Vorzugs entbehren. Um meinen Gedanken besser begreiflich zu machen, sollt Ihr zuerst wissen, daß es zweierlei wohl unterschiedene Arten von Ruhm für die großen Feldherrn gibt. Die eine gebührt denen, die ihre Großthaten an der Spitze eines an die Kriegszucht gewöhnten Heeres ausgeführt haben; wie die Mehrzahl der römischen Bürger, und alle jene, welche mit solchen Heeren keine andre Mühe hatten, als Ordnung und Kriegszucht aufrecht zu erhalten, und zu vermeiden, sich blind in Gefahren zu stürzen. Die zweite Art von Ruhm wird denen zu Theil, welche nicht allein den Feind besiegen mußten, sondern auch ehe sie dieses Ziel erreichten, genöthigt waren, ein gutes Heer zu schaffen, und Ordnung und Kriegszucht darin einzuführen. Ohne Zweifel ist ihr Ruhm glänzender als der jener Feldherrn, die, um die großen Thaten zu verrichten, die sie berühmt gemacht, schon längst eingeübte und disciplinirte Heere unter ihren Befehlen hatten.

Pelopidas, Epaminondas, Tullus Hostilius, Philipp von Macedonien, der Vater Alexanders des Großen, der König Cyrus von Persien und Sempronius Gracchus, alle diese waren genöthigt, zuerst ein gutes Heer zu bilden, ehe sie sich seiner zum Schlagen bedienen konnten. Alle brachten dies große Unternehmen zu Stande, theils durch ihre Weisheit, theils weil ihnen eine hinreichende Anzahl Menschen zu Gebot stand, um sie in ihren Uebungen zu unterrichten. Nie hätte einer von ihnen, wie groß auch die Ueberlegenheit und der Umfang seines Geistes gewesen wäre, in fremdem Lande und unter verdorbenen Völkern, die jedem Gefühl pflichttreuen Gehorsams fremd sind, auch nur das geringste rühmliche Resultat erreichen können.

Es ist daher in Italien nicht genug, ein schon völlig gebildetes Heer führen zu können, man muß zuerst in der Lage seyn, eines zu schaffen, und es dann zu führen verstehen. Aber diese Dinge sind nur Fürsten möglich, deren ausgedehnte Staaten und zahlreiche Unterthanen eine solche Unternehmung erlauben. Kann ich mich zu diesen zählen, ich, der ich nie andre Heere befehligt habe, und befehligen kann, als fremde; nie andre Soldaten, als solche, die von einem, von dem meinigen ganz unabhängigen, Willen abhängen? An Euch ist es, zu beurtheilen, ob es möglich ist, unter solchen Menschen irgend eine der Verbesserungen einzuführen, von der ich Euch heute unterhalten habe. Wann werde ich einen unsrer jetzigen Soldaten zwingen können, mehr Waffen als gewöhnlich zu tragen, diesen Waffen noch Lebensmittel auf zwei oder drei Tage, und einen Pickel beizufügen? Wann werde ich es dahin bringen, ihn zum Schanzgraben zu bewegen, und ihn einen Theil des Tages mit Scheingefechten zu beschäftigen, damit er mir im ernstlichen Kampf etwas nützt? Wann wird er sich des Spiels, der Ausschweifungen, der Gotteslästerung, und des frechen Uebermuths enthalten, den sie täglich zeigen? Wann werde ich ihn zu solcher Kriegszucht, zu so großem Gehorsam bringen, ihm solche Ehrfurcht einflößen können, daß er einen fruchtbeladenen Baum, der in der Mitte des Lagers stünde, unberührt ließe, wie man liest, daß es bei Heeren der Alten häufig geschah? Was könnte ich ihnen versprechen, damit sie mich mit Ehrfurcht liebten oder fürchteten, da wir nach beendigtem Kriege aus aller Berührung kommen? Wovor könnte ich Menschen zum Erröthen bringen, die ohne Scham geboren und aufgewachsen sind? Welche Rücksicht sollten sie für mich haben, da ich ihnen unbekannt bin? Bei welchem Gott oder bei welchen Heiligen soll ich sie schwören lassen? Bei denen, die sie anbeten, oder bei denen, die sie lästern? Die sie verehren, kenne ich nicht, aber daß sie alle lästern, weiß ich gewiß. Wie soll ich glauben, daß sie denen ihr Gelübde halten, die sie jeden Augenblick verspotten? Wie können die, die Gott verachten, Menschen achten? Welche gute Form ließe sich also diesem Stoffe geben? Und wenn Ihr mir einwerft, daß die Schweizer und Spanier gute Soldaten sind, so gestehe ich gern, daß sie unendlich mehr werth sind, als die

Italiener. Wenn Ihr aber auf meine Worte und das Verfahren beider Völker Acht gegeben habt, so werdet Ihr finden, wie viel ihnen noch bis zur Vollkommenheit der Alten abgeht. Die Schweizer sind vorzügliche Soldaten geworden durch ihre angeborne Freiheitsliebe, und durch das, was ich Euch heute gesagt habe; die Spanier verdanken alles der Nothwendigkeit, denn gezwungen, in fremdem Lande Krieg zu führen, wo sie nur Sieg oder Tod zu erwarten haben, und keine Möglichkeit zur Flucht sehen, bleibt ihnen kein Ausweg als Tapferkeit übrig. Doch ist ihre Taktik noch in vielen Theilen mangelhaft, denn, was sie Gutes darbietet, besteht allein in ihrer Gewohnheit, den Feind auf Piken- oder Degenlänge ankommen zu lassen. Niemand ist heute im Stande, sie das zu lehren, was ihnen fehlt; um wie viel weniger würde es Jemand können, der nicht einmal zu ihrer Nation gehört?

Kommen wir aber wieder zu den Italienern. Weil ihre Fürsten nicht weise waren, erhielten sie keine guten Einrichtungen, und weil sie nicht, wie die Spanier, durch die Nothwendigkeit gezwungen waren, haben sie sie nicht von selbst angenommen, so daß sie das Gespötte der Welt sind. Und nicht an den Völkern liegt die Schuld, sondern an den Fürsten; doch diese sind dafür gezüchtigt worden und haben die gerechte Strafe für ihre Unwissenheit erlitten, indem sie feige ihre Staaten verloren, und ohne einen Zug von Größe. Wollt Ihr sehen, ob wahr ist was ich sage? Betrachtet, wie viele Kriege von dem Einfall Karls VIII. in Italien im Jahr 1494 bis zu unsrer Zeit geführt worden sind; und während der Krieg die Menschen kriegerisch und angesehen zu machen pflegt, verloren Italiens Glieder und Häupter immer mehr Ansehen, je größer und heftiger diese Kriege wurden. Dies kann nur daher kommen, daß unsre herkömmlichen Einrichtungen schlecht waren und sind, und daß Niemand die neuen anzunehmen verstanden hat. Seid versichert, daß die italienischen Waffen nie Ruhm erlangen werden, als auf die Art, die ich Euch angezeigt habe, und durch diejenigen Fürsten Italiens, welche ausgedehnte Staaten besitzen. Denn diese Form läßt sich nur einfachen Naturmenschen und eignen Unterthanenen geben, nicht verdorbenen, schlecht regierten und fremden. Niemals wird ein guter Bildhauer aus einem schlecht gemeißelten

Marmor eine schöne Bildsäule formen können, wohl aber aus einem rohen Block.

Unsre italienischen Fürsten glaubten, ehe sie die Geißel der ultramontanischen Kriege gefühlt hatten, es reiche für einen Fürsten hin, bei schriftlichen Unterhandlungen eine spitze Antwort auszusinnen, einen schönen Brief zu schreiben, im Gespräche und in Worten Geist und raschen Witz zu zeigen, einen Betrug auszuspinnen wissen, sich mit Gold und Edelsteinen zu schmücken, mit größerem Glanz, als die andern, zu schlafen und zu speisen, in Wollust zu schwelgen, sich gegen seine Unterthanen voller Habsucht und Hochmuth zu zeigen, im Müßiggang dahin zu vegetiren, die Stellen des Heeres nach Gunst zu verschenken, den, der ihnen eine ehrenvolle Bahn gezeigt hätte, mit Geringschätzung zu behandeln, und zu wollen, daß ihre Worte für Orakelsprüche gelten sollten. Sie gewahrten nicht, die Unglücklichen, daß sie sich durch dieses Benehmen vorbereiteten, die Beute des ersten zu werden, der sie angreifen würde. Daher entstanden im Jahr 1494 diese panischen Schrecken, so manche übereilte Flucht, diese wunderbaren Umwälzungen; und nur so war es möglich, daß die drei mächtigtsten Staaten Italiens mehrmals geplündert und verheert wurden.

Das schlimmste aber ist, daß die Fürsten, die übrig geblieben, in demselben Irrthum befangen sind, und in derselben Unordnung leben, und nicht betrachten, daß die Fürsten, welche ehemals ihre Staaten erhalten wollten, alles das, was ich gesagt habe, thaten und thun ließen, und ihr Streben dahin ging, ihren Körper gegen Strapatzen abzuhärten, und ihren Geist gegen Gefahren unempfindlich zu machen. So fochten die Cäsarn, die Alexander, und so viele andere Fürsten und große Krieger immer in den vordersten Reihen, und marschirten zu Fuß mit ihrer Rüstung bedeckt; und wenn sie dennoch ihre Staaten verloren, so wollten sie nicht länger leben; so daß sie gleich groß waren im Leben und im Tode Und wenn man sie oder einen Theil von ihnen wegen zu großen Ehrgeizes oder Herrschsucht tadeln kann, so wird man ihnen niemals Weichlichkeit oder irgend einen der Fehler vorwerfen können, die die Menschen weibisch und unkriegerisch machten. Wenn unsre Fürsten diese Beispiele läsen und glaubten, wäre es dann möglich,

daß sie nicht ihre Lebensart änderten und ihren Staaten nicht ein glücklicheres Loos zu Theil würde?

Da Ihr Euch im Anfang unsrer Unterhaltung über Eure Nationalbewaffnung beklagt hat, so antworte ich, daß wenn Ihr sie eingeführt hättet, wie ich sie angegeben habe, und die Erfahrung gelehrt hätte, daß sie fehlerhaft sei, daß Ihr dann ein Recht gehabt hättet, Euch darüber zu beklagen. Da aber Eure Landesbewaffnung weder so eingeführt noch eingeübt worden ist, wie ich es gesagt habe, so ist es an ihr, sich über Euch zu beklagen, die Ihr anstatt eines vollkommenen Wesens nur eine Mißgeburt zur Welt gebracht habt. Die Venetianer und der Herzog von Ferrara hatten beide diese Verbesserung begonnen, sie verstanden sie nicht auszuführen; an sie allein muß man sich also halten, nicht an die Sache. Ich bin überzeugt, daß unter den Fürsten, die jetzt in Italien herrschen, der erste, welcher diese Bahn betritt, sich auch zuerst zum Herrn von ganz Italien emporschwingen wird. Sein Staat wird dem Königreich Macedonien zu vergleichen seyn, da es unter den Scepter Philipps kam. In der Schule des Thebaners Epaminondas erzogen, lernte der Macedonier die schwere Kunst, ein Heer zu schaffen, und während das übrige Griechenland, in Müßigang versunken, sich damit abgab, Komödien anzuhören, erhob er sich durch Kriegszucht und fortwährende Uebung zu einer solchen Stufe von Macht, daß er in wenigen Jahren ganz Griechenland unterwarf, und seinem Sohn ein Reich hinterließ, dessen feste Grundlagen ihm möglich machten, die Welt zu erobern. Wer daher diese Gedanken verachtet, verachtet, ist er Fürst, seinen Thron; ist er Bürger, sein Vaterland.

Ich meines Theils klage die Natur an, die mir diese Grundsätze verborgen halten, oder die Möglichkeit hätte gewähren sollen, sie anzuwenden. Heute, wo das Alter anfängt, mich nieder zu beugen, hoffe ich nicht mehr, Gelegenheit dazu zu finden. Deshalb habe ich mich mit meiner Erfahrung freigebig gegen Euch gezeigt, die Ihr, jung und hohen Ranges, Eurem Fürsten rathen, und in der Ausführung beistehen könnt, wenn sich günstige Zeiten darbieten werden. Laßt Euch durch die Größe des Plans nicht in Erstaunen setzen, nicht abschrecken; denn unser schönes Vaterland scheint be-

stimmt, alles, was die Zeit in Todesschlaf versenkt hat, wieder ins Leben zu rufen, wie die Dichtkunst, die Malerei und Bildhauerkunst. Was den Theil betrifft, den ich daran nehmen könnte, so hält mich mein schon vorgerücktes Alter ab, viel darauf zu zählen. Ohne Zweifel, wenn das Schicksal mir einst ein Fürstenthum gegönnt hätte, groß genug zu einer solchen Unternehmung, so schmeichle ich mir, in kurzer Zeit die Welt von der Vortrefflichkeit der Einrichtungen der Alten überzeugt zu haben. Und ruhmvoll hätte ich meinen Staat vergrößert, oder ihn ohne Schmach verloren.

Ende des siebenten und letzten Buchs der Kriegskunst.

Niccolo Machiavelli

Bürger und Staatssekretär von Florenz,

dem Leser.*)

Ich glaube, daß es nöthig ist, damit Ihr Leser ohne Mühe die Aufstellung der Bataillone, die Schlachtordnung der Heere

---

*) Da die Figuren der neuesten italienischen Ausgabe in mancher Hinsicht nicht befriedigend sind, so hat der Uebersetzer eigends nach dem Text entworfene Pläne beigefügt, und an den Figuren selbst die unten gerechtfertigten Aenderungen vorgenommen.

Die Vereinigung der Pläne am Ende und die Erklärung derselben, wie sie hier gegeben ist, findet sich übereinstimmend in folgenden Editionen.

1) Libro de l'arte della guerra di Nicolo Machiavegli cittadino et segretario fiorentino. In Venetia MDXL, in Duodez (Bibliotheque de l'Arsenal zu Paris).

2) Libro dell'arte della guerra di Nicolo Machiavelli cittadino et secretario fiorentino. MDXLVI, ohne Druckort. Auf dem Titelblatt sieht man einen Anker, um den sich ein Delphin herabschlingt, und links die Buchstaben A L rechts D V S, in Duodez. (Bibliotheque Mazarine.)

3) Dasselbe Werk, Venedig 1550, mit der Bemerkung: neu corrigirt und mit höchster Sorgfalt abgedruckt, in Duodez. (Bibliotheque de l'Arsenal.)

4) Dasselbe Werk, Venedig 1554, durch Domeniko Giglio, in Duodez. (Bibliotheque de l'Arsenal.)

5) Dasselbe Werk vom Jahr 1587, ohne Anführung des Druckorts noch Verlegers, in Octav. (Bibliotheque de l'Arsenal.)

6) Sämmtliche Werke Machiavellis, in Quart, mit dem Bildniß Machiavellis auf dem Titelblatt, 1550, ohne Druckort. (Bibliotheque du roi zu Paris.)

und die Lagerordnung, wie sie in der Erzählung dargestellt sind, versteht, Euch die Zeichnungen einiger davon vorzulegen. Es ist daher nöthig, Euch zuerst zu sagen, mit welchem Zeichen oder Buchstaben Fußvolk, Reiterei, und jedes andre besondere Glied des Heeres bezeichnet ist.

Wisset also daß diese Buchstaben bedeuten sollen:

o Schildträger
n Piken
x Decurionen
v Ordentliche Veliten
u Außerordentliche Veliten
c Centurionen
T Bataillonschef
D Oberst
A Feldherr
s Spielleute
z Fahne
r Gendarmen
e Leichte Reiter
Θ Geschütz.

Die erste Figur zeigt die gewöhnliche Aufstellung eines Bataillons zum Marsche, und wie es durch die Flanke dupplirt, wie dies seines Orts beschrieben ist.

Dieselbe Figur zeigt auch, wie man aus derselben Aufstellung in achtzig Gliedern nach der Flanke dupplirt, so daß alle Piken an den Schweif zu stehen kommen, indem man nur zuvor die fünf Glieder Piken, die am Kopf der einzelnen Centurien standen, an den Schweif gestellt hat. Dies geschieht, wenn man während des Marsches den Feind im Rücken fürchtet.

Die zweite Figur zeigt die Formirung eines Bataillons, das während des Marsches den Feind in der Flanke erwartet; wie es im Traktat enthalten ist.

Die dritte Figur zeigt, wie ein Viereck mit Hörnern und hieraus

ein hohles Viereck formirt wird, wie es im Traktat beschrieben ist. *)

Die vierte Figur zeigt die Aufstellung eines Heeres, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern, wie es im Traktat beschrieben ist. **)

Die fünfte Figur zeigt das Heer im Viereck, wie es im Traktat enthalten ist. ***)

Die sechste Figur zeigt die Formirung der Schlachtordnung aus dem Viereck, wie es im Text enthalten ist. †)

---

*) Diese drei Figuren sind hier gegeben wie sie in den neueren Ausgaben enthalten sind, mit dem Unterschied, daß sie nicht auf dem Kopfe stehen. Alle neueren Ausgaben geben nämlich, sonderbarer Weise, die Schlachtordnungen so, daß sie den Leser anschauen, wodurch die beigedruckten Worte eine verkehrte Stellung erhalten. Auch wiederholen alle diese Ausgaben denselben Fehler. Der Uebersetzer hat daher gesucht, diejenige Ausgabe zu finden, die als Grundlage gedient zu haben scheint, er hat aber keine ältere gefunden, als vom Jahre 1550, in Quart, die sämmtlichen Werke enthaltend, ohne Druckort noch Namen des Verlegers. Da nun kein Grund vorhanden ist, diese für richtiger zu halten, als die Venetianische vom Jahre 1540, so sind die Bataillone in der gebräuchlichen Weise auf die Füße gestellt worden.

**) Die vierte Figur ist in allen Ausgaben, die wir verglichen haben, am wenigsten befriedigend. Sie folgt daher hier, wie sie die neuen Ausgaben haben, nur mit dem Unterschied, daß ein großes T weggelassen wurde, das im Rücken der Schlachtordnung steht, und wahrscheinlich nur Tergo bedeuten soll. Besonders fehlerhaft scheint die Aufstellung der außerordentlichen Veliten auf beiden Flügeln, und auch die Reiterei scheint nach dem ihr im Text angewiesenen Raume in Linie aufgestellt seyn zu sollen. Der beigegebene Plan ist nach dem Texte entworfen, an der Figur selbst aber nichts geändert worden, da keine der oben angeführten Ausgaben dazu berechtigt.

***) Die neuern Ausgaben geben dem Viereck eine längliche Form, da sie die Kanonen der beiden Flanken in die Kolonne hereinrücken. Auch sind die zwei Fähnlein Piken in der Mitte des Vierecks getrennt aufgestellt. Dies ist in den angeführten Ausgaben, dem Text entsprechend, enthalten und hier verbessert worden. Die leichten Reiter jedoch sind gleichfalls angezeigt, weßhalb sie auch auf der Figur gelassen worden sind.

†) Die sechste Figur ist in allen Ausgaben der hier gegebenen gleich. Der beigegebene Plan zeigt die Reiterei in Linie. Ob es Machiavellis Meinung war, die Reiterei in Linie oder Kolonne aufzustellen und fechten zu lassen, überläßt der Uebersetzer der Entscheidung des Lesers, da sich nichts bestimmtes hierüber im Texte findet.

Die siebente Figur zeigt die Form des Lagers, wie es oben erklärt ist. *)

---

*) Die Form des Lagers ist in den angeführten Ausgaben ziemlich richtig, jedoch nicht nach dem Maßstabe verzeichnet. In der neuesten Ausgabe findet sich mehreres Unrichtige. Der hier folgende Plan ist genau nach dem Texte entworfen. In der Quartausgabe, vom Jahr 1550, ist das Lager ein längliches Viereck und mit Kanonen versehen, worin ein Mann, wie sie daneben stehen, füglich eine Schlafstelle finden könnte. Diese Kanonen ruhen auf Laffeten; ihre Mündung reicht über den Graben hinaus und einige werden, sonderbar genug, von Außen geladen oder ausgewischt. In den Eckbollwerken, die eine herzförmige Figur haben, gießen die Kanonen Feuerströme aus. Munition liegt in Fülle umher. Eine Abtheilung Fußknechte kehrt mit einer großen Fahne von einer Expedition zurück und überall ergehen sich die dienstfreien Soldaten. Vor dem Lager sieht man zwei Gendarmen mit eingelegten Lanzen gegen einander rennen.

Zwei Ordnungen

entworfen von

Niccolo Machiavelli,

um eine Nationalbewaffnung in der florentinischen Republik einzuführen.

Erste Ordnung.

Für das Fußvolk.

In Dei nomine amen. Anno Domini nostri Jesu-Christi ab ejus salutifera incarnatione millesimo quingentesimo sexto, indictione decima, die vero sexta mensis decembris, in consilio majori civitatis Florentiæ, mandato magnificorum et excelsorum dominorum, dominorum priorum libertatis, et vexilliferi justitiæ perpetui populi florentini, præcona convocatione, campanæque sonitu, in palatio populi florentini, more solito congregato; quorum dominorum, et vexilliferi justitiæ perpetui populi florentini nomina sunt, etc.

Ego, Franciscus olim Octaviani de Aretio, not. pub. Flor. officialis et cancellarius reformationum consiliorum populi florentini, in præsentia, de voluntate et mandato dictorum dominorum, et vexilliferi justitiæ in dicto consilio præsentium, legi et recitavi infrascriptam provisionem vulgariter et distincte ad intelligentiam omnium, firmatam, deliberatam, et factam, prout inferius apparebit, servatis solemnitatibus opportunis, et servari debitis, et requisitis secundum ordinamenta communis Florentiæ, modo et ordine inferius adnotatis.

Provisionem infrascriptam super infrascriptis omnibus et singulis examinatam et firmatam, secundum ordinamenta, et deliberatam et factam per dictos dominos priores libertatis, et vexilliferum justitiæ, et gonfalonieros societatum populi, et duodecim bonos viros, et consiliarios consilii 80 virorum, secundum ordinamenta dicti communis,

modo et ordine inferius adnotatis: cujus quidem provisionis tenor talis est; videlicet:

In Betracht, daß alle Republiken, die sich in der Vorzeit erhalten und vergrößert haben, immer zu ihrer ersten Grundlage zwei Dinge hatten, die Gerechtigkeit und die Waffen, um die Unterthanen im Zaume halten und zurechtweisen, und um sich vor den Feinden vertheidigen zu können; und in Betracht, daß die Republik mit guten und heiligen Gesetzen, was die Gerechtigkeitspflege betrifft, wohl versehen ist, und daß ihr nur noch fehlt, sich wohl mit Waffen zu versehen, und da sie mit großen Kosten und Gefahren erkannt hat, wie wenig von fremden Leuten und von Söldnern zu hoffen ist, weil sie entweder unerträglich und verdächtig sind, wenn sie zahlreich und angesehen, oder völlig unnütz, wenn es wenige sind und ohne Ansehen:

Erachten die erlauchten und hohen Herrn für gut, sich mit eignen Waffen und eignen Leuten zu bewaffnen, woran das Gebiet einen solchen Ueberfluß hat, daß man leicht die Zahl wohlgeeigneter Leute daraus ziehen kann, welche bestimmt werden wird. Diese, aus dem Gebiete stammend, werden gehorsamer seyn, und können leichter bestraft werden, wenn sie fehlen, und leichter belohnt, wenn sie es verdienen. In ihrer Heimath bewaffnet bleibend, werden sie das Gebiet vor jedem plötzlichen Einfall sichern, und es wird nicht mehr so leicht von feindlichen Kriegsvölkern überfallen und beraubt werden, wie es seit einiger Zeit zu nicht geringer Schande der Republik und zu großem Schaden der Bürger geschehen ist. Mit Anrufung daher des Namens des allmächtigen Gottes, seiner glorreichsten Mutter, der unbefleckten Jungfrau Maria, und des glorreichen Vorläufers Christi, Johannes des Täufers, des Schutzpatrones der florentinischen Republik, verordnen sie und beschließen:

Daß kraft gegenwärtiger Ordnung und so bald als möglich durch den großen Rath neun florentinische Bürger, die fähig zu besagtem Rathe und rein im Spiegel*) sind, und das vierzigste Jahr zurückgelegt haben, ernannt werden, nämlich sieben von der

---

*) Das Buch, in welches alle eingetragen wurden, welche Schuldner des Staates waren, hieß: lo specchio.

großen Section und zwei von der kleinen. Zu diesem Zwecke sollen in der ganzen Stadt für ein jedes Mitglied zehn Wähler gezogen werden, das heißt siebenzig von der großen Section und zwanzig von der kleinen. Diese Wähler wählen jeder einzelne in der ganzen Stadt einen Bürger als Mitglied. Ueber die so Gewählten wird in besagtem Rathe abgestimmt, und die, welche wenigstens die Hälfte der schwarzen Bohnen, und eine mehr, erhalten, werden eingebeutelt und zwar jedes Mitglied besonders. Sodann soll in Gegenwart besagten Rathes die Ziehung durch das Loos geschehen, und die so Gezogenen haben sich als gewählt zu betrachten und sollen zu dem unten beschriebenen Amte ernannt seyn mit der Gewalt, die unten gesagt wird.

Von der Wählbarkeit sind ausgeschlossen: die Signoren, die Zehn, und die Acht. Was die übrigen Ursachen der Nichtwählbarkeit und die Verweigerung und Annahme dieses Amtes betrifft, so soll das Wann und Wie gerade so gelten, wie bei der Wahl des Rathes der Zehn.

Das Amt besagter Beamten fängt an dem Tage an, wo sie besagtes Amt annehmen und den Amtseid schwören; es dauert die nächstfolgenden acht vollen Monate, mit folgender Ausnahme. Damit immer im besagten Magistrate ein Theil der alten Mitglieder bleibt, so sollen diese ersten Neun, wenigstens vierzehn Tage vor Ende der vier ersten Monate, in zwei Beutel eingebeutelt werden, nämlich in einen für die große Section und in einen für die kleine Section. In Gegenwart der Signoren und Collegen sollen sodann durch einen der Mönche vom Siegel drei von der großen Section und einer von der kleinen Section gezogen werden, und diese so Gezogenen haben ihr Amt unmittelbar nach Verlauf besagter vier Monate als beendigt zu betrachten. An ihre Stelle sollen auf die besagte Weise Andere gewählt werden, deren Amt unmittelbar nach Verfluß besagter vier Monate, im Verein mit den fünf Uebrigbleibenden, anfängt. Dann sollen, wenigstens vierzehn Tage vor dem Ende der zweiten vier Monate, auf die besagte Weise die Ersatzmänner der andern Beamten ernannt werden; und so sollen successive alle vier Monate, und wenigstens vierzehn Tage vor Ende besagter vier Monate, auf besagte Art und durch

denselben Rath die Stellvertreter derer ernannt werden, deren acht Monate Amtszeit verflossen ist.

Wenn aus irgend einer Ursache von den besagten Beamten, vor oder nach Antritt des Amtes, einer abgeht, so soll der Ersatzmann aus demselben Beutel gezogen werden, wenn Namen im Beutel sind, und wenn keine darin sind, so soll er auf die besagte Weise ernannt werden.

Wer einen von denen gewählt hat, welche das Amt erhalten, soll einen guten Goldgulden vom Commissair des Monte erhalten, unmittelbar nachdem dieser Gewählte sein Amt angetreten hat.

Es sollen besagte Beamte, in Gegenwart der erlauchten und hohen Signoren und ihrer verehrlichen Collegen, nach Anhörung der Messe des heiligen Geistes, jedesmal das Amt übernehmen und den Amtseid leisten, auf die Weise, wie die Zehn der Freiheit und des Friedens ihr Amt übernehmen und den Amtseid leisten.

Der Titel besagten Magistrates soll seyn: die Neun Beamten der florentinischen Ordonanz und Landwehr. Auf ihrem Siegel sollen sie das Bildniß des heiligen Johannes des Täufers führen, mit einer Umschrift, welche das Amt angiebt, dem das Siegel gehört.

Es soll ihnen ein Audienzsaal im Pallast der erlauchten und hohen Signoren angewiesen werden, nach Gutbefinden und Wohlgefallen ihrer hohen Herrlichkeiten.

Ihr Rang und Platz, wenn sie mit andern Magistraten zusammen kommen oder sich mit solchen zum Rathe versammeln, soll unmittelbar nach dem des Magistrats der Zehn seyn.

Besagte Beamte sollen einen Kanzler nebst einem oder mehreren Gehülfen haben, welchen, und wie es den erlauchten und hohen Signoren und den besagten jeweiligen Beamten, oder zwei Dritteln der in hinreichender Anzahl versammelten besagten zwei Magistraten gut scheint, Besoldungen und Emolumente sollen zugetheilt werden, die sie für passend erachten; die Besoldung zahlbar auf die Weise und von dem Zahlmeister, der die ordentlichen Kanzler des Pallastes bezahlt.

Besagte Beamte sollen keine Besoldung haben, sondern nur Diäten, wie sie gegenwärtig der Magistrat der Zehn hat. Wohl

aber sollen sie für ihr Bedürfniß und für das ihres Amtes neun Diener, einen Rathsdiener, einen Thürsteher und einen Quartiermeister haben. Alle diese Vorgenannten sind auf die Weise und in der Form zu wählen und anzustellen, wie gegenwärtig die, welche dem Magistrate der Zehn dienen. Dem Quartiermeister dürfen daher als Besoldung nicht mehr als acht Gulden Groschen monatlich gegeben werden, und er soll nicht auf längere Zeit als ein ununterbrochenes Jahr gewählt werden dürfen, und dann drei Jahre lang zum Quartiermeisteramte unfähig seyn. Eben so soll den Dienern nicht mehr als ein guter Goldgulden in Gold monatlich auf den Mann gegeben werden dürfen.

Diese obengenannten Ausgaben, nebst denen, die durch die Bedürfnisse ihres Amtes vorkommen können, sollen die besagten neun Beamten, oder zwei Drittel derselben, aus den Strafgeldern bestreiten und bezahlen dürfen, die ihnen zufließen werden, wie unten gesagt wird. Fehlt es ihnen an Geld, so sollen sie auf die Weise und in der Ordnung versehen werden, wie gegenwärtig der Magistrat der Zehn versehen wird.

Besagte Beamte sollen volle Gewalt und Macht haben, in den Städten und Ortschaften der Landschaft und des Gebietes von Florenz Fähnlein aufzupflanzen, und unter dieselben Leute einzuschreiben, um zu Fuße Kriegsdienste zu thun, und zwar Jeden der ihnen gut scheint und gefällt. Diese Eingeschriebenen haben sie im Peinlichen an Gütern und Personen allein zu bestrafen und zu verurtheilen, bis zum Tode inclusive, frei, wie es ihnen gut scheint und gefällt, unbeschadet jedoch der unten folgenden Bestimmungen. Ihre Beschlüsse, Urtheilsprüche und Entscheidungen geschehen durch wenigstens sechs schwarze Bohnen.

Die besagten ersten Beamten sollen sogleich nach Uebernahme des Amtes und geleistetem Amtseid die Stammrollen und Listen der bis zu diesem Tag durch die erlauchten Zehn errichteten Fähnlein nachsehen, und durch ihren Kanzler besagte Stammrollen und Listen in ein oder mehrere Bücher abschreiben lassen, indem die einzelnen Fähnlein unterschieden, und die Bataillonschefs, die sie commandiren, aufgeschrieben werden. Diese sollen sie entweder bestätigen oder versetzen, oder neue wählen, wie es ihnen gut

scheint, unbeschadet jedoch der unten folgenden Bestimmungen. Die besagten Stammrollen und Listen sollen sie innerhalb der zwei nächsten Monate, vom Tag der Amtsübernahme und des geleisteten Amtseides an gerechnet, geschlossen haben. Auf gleiche Weise sollen sie Listen führen und unterschieden, in besagte Bücher, alle Leute und Fähnlein einschreiben lassen, welche sie neu ausheben werden.

Sie sollen immer eingeschrieben, bewaffnet, unter die Fähnlein eingetheilt und den Befehlen der Bataillonschefs, die sie einüben und unterrichten, gewärtig, in der Landschaft und dem Gebiet von Florenz wenigstens 10,000 Mann haben, und so viel mehr, als sie bewaffnet halten zu können glauben, je nach dem Ueberfluß oder Mangel an Menschen; indem sie jedoch unter keine Fahne andere Leute als Eingeborne oder Ansäßige der Potesteria oder des Capitanates einschreiben dürfen, wo das Fähnlein aufgepflanzt ist. Besagte zehn erste Beamte sollen die Zahl von 10,000 Mann innerhalb der sechs nächstfolgenden Monate voll gemacht haben, vom Tage angerechnet, da sie ihr Amt annehmen und den Amtseid schwören werden.

Besagte Beamte sollen außer den Waffen, welche die unter besagte Fähnlein Eingeschriebenen haben werden, immer in der Rüstkammer des Pallastes der erlauchten und hohen Signoren wenigstens 2000 eiserne Bruststücke, 500 Haken und 4000 Lanzen vorräthig halten. Alles Geld, was sie für die Haken und alle andern Waffen und die Anfertigung von Fähnlein nöthig haben, soll der jeweilige Schatzmeister des Monte Jedem ausbezahlen, der ihre Anweisung vorzeigt, bei Strafe von fünfzig guten Goldgulden für jedesmal, daß er nicht bezahlt; nachdem zuvor diese Anweisungen von den Beamten des Monte durch Stimmenmehrheit für richtig erkannt und unterschrieben worden, wie dies gebräuchlich ist.

Es sollen besagte Beamte auf jedes Fähnlein, das gemacht wird, nur einen Löwen und in der natürlichen Farbe malen lassen, wie er gegenwärtig auf den auf Befehl der Zehn angefertigten Fähnlein zu sehen ist. Auf besagte so anzufertigende Fähnlein dürfen sie weder ein anderes Thier noch ein anderes Wappen malen lassen, außer diesem Löwen. Sie sollen daher die Felder

besagter Fähnlein verschieden malen lassen, damit die Leute, welche unter denselben dienen, sie erkennen. Auf jedes Fähnlein sollen sie die Zahl schreiben lassen, die ihm nach der Zeit seiner Errichtung zukömmt, wie dies auf den bis jetzt angefertigten geschehen ist.

Es sollen besagte Beamte, um die Leute einzuschreiben, wie oben gesagt ist, und um sie einzuberufen und Musterung zu halten, wie unten gesagt wird, ihre Commissaire erwählen und absenden können, mit einer Besoldung von höchstens einem Goldducaten täglich; zahlbar auf die Weise und von der Behörde, wie die Commissaire bezahlt werden, die im Rathe der Achzig gewählt werden. Sie sollen sie nicht für längere Zeit als für einen Monat absenden können, und nie mehr als drei auf einmal abgesendet haben. Sie sollen diesen Commissairen dieselbe Gewalt geben können, welche sie als Magistrat haben, die unter besagte Fähnlein Eingeschriebenen allein körperlich zu strafen. Die Geldstrafen hingegen sollen völlig besagten Beamten vorbehalten seyn.

Sie sollen immer Bataillonschefs halten, die alle eingeschriebenen Leute mustern und nach den Kriegsregeln der Deutschen einüben, indem sie jedem Bataillonschef die Fähnlein zu befehligen geben, die ihnen passend scheinen. Keinem Bataillonschef sollen sie weniger als 300 Mann zu befehligen geben können, und keinem mehr Besoldung als zwölf Goldgulden für den Monat von sechsunddreißig Tagen, mit der Verbindlichkeit einen Trommler zu halten, der nach der Weise der Ultramontaner spielt. Besagte Bataillonschefs sollen von besagten Beamten gewählt, und von den hohen Signoren, den verehrlichen Collegen und dem Rath der Achtzig, versammelt in vorschriftsmäßiger Zahl, bestätigt werden; und die Hälfte der schwarzen Bohnen, mehr eine, von diesen so Versammelten soll zur Bestätigung hinreichen. Die Gehalte besagter Bataillonschefs sollen auf die Art und Weise bezahlt werden, wie die andern Soldaten der florentinischen Republik bezahlt werden, indem immer der Beschluß besagter Beamten vorhergeht. Jeder der besagten Bataillonschefs soll gehalten und verpflichtet seyn, beständig an Ort und Stelle bei seinem Fähnlein zu bleiben, und seine untergebenen Leute wenigstens einmal des Monats, vom Monat März inclusive an bis zum Monat September

inclusive, und dreimal des Monats, vom Monat October inclusive an bis zum Monat Februar inclusive, an den befohlenen Festtagen, welche besagte Beamte bestimmen werden, im Ganzen zu versammeln, und besagte Leute den ganzen Tag in Reih und Glied zu halten und mit den Uebungen vertraut zu machen, und sie dann Mann vor Mann zu mustern, und die Abwesenden besagten Beamten zu melden, damit sie sie strafen können, wie unten gesagt wird. An den Festtagen, wo er sie nicht versammelt, soll jeder der besagten Bataillonschefs, unterstützt durch den Magistrat besagter neun Beamten, Gemeinde vor Gemeinde oder Stadt vor Stadt einige Kriegsübungen vornehmen lassen, wie man sie für passend halten wird. Der Bataillonschef soll gehalten seyn, durch besagte Orte zu reiten und besagte Uebungen nachzusehen.

Es soll zum Bataillonschef oder Befehlshaber der besagten Fähnlein Niemand gewählt werden können, der aus dem Vicariat, Capitanat oder der Potesteria gebürtig ist, wozu die Leute gehören, die unter seine Befehle gestellt werden, oder der an besagtem Orte oder Orten ein Haus oder Besitzungen hat.

Es sollen besagte Beamte jedes Jahr Anfangs November, zwanzig Tage vor und zwanzig Tage nach dem ersten dazu gerechnet, alle Bataillonschefs versetzen, indem sie jeden den Befehl über das Fähnlein und die Provinz wechseln lassen, wie es ihnen gut scheint und gefällt.

Ein versetzter Bataillonschef soll zwei Jahre unfähig seyn, dieselben Fähnlein zu befehligen, die er früher befehligt hat. Nur die neue Wahl neuer Bataillonschefs muß im Rath der Achtzig bestätigt werden, wie oben bestimmt ist, sonst nichts.

Die Bataillonschefs, welche aus irgend einer Ursache von besagten Beamten cassirt werden, dürfen innerhalb der drei nächstfolgenden Jahre, vom Tage ihrer Cassation an gerechnet, an keinem Orte in der Landwehr der florentinischen Republik dienen.

Ferner sollen besagte Beamte jedes Jahr Anfangs November, zwanzig Tage vor und zwanzig Tage nach dem ersten dazu gerechnet wie oben, alle Stammrollen der eingeschriebenen Leute nachsehen, und ausstreichen und zur Vermehrung und Verstärkung

neu einschreiben, und sonst nicht. Ausstreichen sollen sie die, welche aus gegründeten Ursachen untauglich geworden sind, und taugliche dafür einschreiben. Nach Verfluß besagter Zeit dürfen sie zur Zahl der Eingeschriebenen keinen hinzufügen noch davon wegnehmen.

Die Fähnlein, welche im Laufe des Jahres außer der obengenannten Zeit neu errichtet werden, müssen in Zeit des nächstfolgenden Monats, vom Tage der Musterung an gerechnet, eingeschrieben und die Listen geschlossen seyn. Während dieses Monats ist es erlaubt, Leute dieses Fähnleins zu cassiren und neu einzuschreiben. Ist aber diese Zeit verflossen, so dürfen nur zur oben bestimmten Zeit eingeschrieben oder cassirt werden, unbeschadet jedoch der unten folgenden Bestimmungen.

Sie sollen jedem Bataillonschef einen Kanzler wählen, der über die unter ihm eingeschriebenen Leute eine Liste führt, und der aus einem der Orte gebürtig ist, welche besagter Bataillonschef zu befehligen hat, so daß jeder District von Potesterien und Ortschaften, die unter demselben Bataillonschef stehen, einen Kanzler hat. Als Gehalt soll besagtem Kanzler ein Goldducaten monatlich gegeben werden, so daß er jährlich nicht mehr als zwölf Goldducaten Gehalt bezieht.

Sie sollen in jeder unter ein Fähnlein eingeschriebenen Compagnie Sectionschefs ernennen, indem sie die nehmen, die sie für die geeignetsten halten, und so wie es ihnen gut scheint, wobei sie jedoch nicht mehr als zehn Korporäle für jede hundert auf obengesagte Weise eingeschriebene Leute ernennen dürfen.

Um die Leute der Landschaft und des Gebietes finden zu können, sollen besagte Beamte befehlen, daß alle Rectoren der Städte und besondere Syndici der Gemeinden, oder wer sonst unter einem andern Namen dasselbe Amt hat, jedes Jahr den ersten November ihrem Magistrate die Listen aller Leute einreichen, die in ihrer Stadt oder Gemeinde wohnen und fünfzehn oder mehr Jahre alt sind, bei Strafe eines zweimaligen Anzugs des Seiles*) wenigstens den Syndicus oder Rectoren aushalten

*) Ein Foltergrad.

zu lassen, der einen Namen auslassen sollte, und überdies bei der Geldstrafe, die ihrem Magistrate gut scheinen und gefallen wird. Um den Betrug bei der Anfertigung dieser Listen besser zu entdecken, soll in jeder Kathedrale oder andern Hauptkirche des Ortes, wo Leute eingeschrieben sind, und wo sie Leute neu einschreiben wollen, eine Büchse seyn, die wenigstens alle zwei Monate einmal durch einen von besagten Beamten bestimmten Mann geöffnet werden soll; und die, deren Namen darin gefunden werden, sollen sogleich eingeschrieben werden können, etiam außer der oben besagten Zeit des Anfangs des Septembers.

Sie sollen Niemand zwingen können sich neu einzuschreiben, der über fünfzig Jahre alt ist, außer im Nothfall. Eben so sollen sie keinen der Eingeschriebenen, dessen sechzigstes Jahr verflossen ist, zum Kriegsdienst zwingen können, außer im Nothfall. Dieser Nothfall ist durch eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen der hohen Signoren und ihrer verehrlichen Collegen als eingetreten zu erklären. Da man bei der Mehrzahl der Leute das Alter nicht genau finden kann, so soll die Entscheidung dem Gewissen und der Beurtheilung der Beamten anheim gestellt seyn. Sollte Jemand eingeschrieben werden, der vermöge seines Standes nicht zu Fuße dienen zu müssen glaubt, oder der andere gerechte Ursachen zu haben glaubt, so soll er einen Monat lang, vom Tage seiner Einschreibung an gerechnet, Zeit haben, zu den Füßen der Signoren und Collegen Berufung einzulegen. Wird diese seine Berufung von zwei Drittheilen oder mehr innerhalb besagten Monats für gegründet erklärt, so soll er später nicht mehr zum Kriegsdienst zu Fuß gezwungen noch eingeschrieben werden können. Die Abstimmung über ihn darf innerhalb besagter Zeit nur an einem Tage und bis zu dreimal geschehen, nachdem jedoch zuerst diese Berufung von den hohen Signoren selbst oder einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln derselben angenommen worden ist. Die, deren Berufung für gegründet erklärt wird, dürfen bei Niemand, noch für irgend eine Zeit, ohne die Erlaubniß der hohen Signoren selbst, Kriegsdienste nehmen, bei Strafe, für vogelfrei erklärt zu werden für den Dawiderhandelnden.

Es sollen besagte Beamte die eingeschriebenen Leute mit nachfolgenden Waffen versehen halten, nämlich:

Alle sollen zum Schutz wenigstens ein eisernes Bruststück haben. Zum Angriff sollen von jedem hundert Mann Fußvolk wenigstens sechzig Lanzen führen, und zehn Haken; der Rest kann Armbrust, Spontons, Schilde, Tartschen und Schwerter führen, wie es Jedem am besten scheint.

Sie sollen jedoch drei oder vier oder mehr Fähnlein errichten können, die ganz aus Hakenschützen bestehen.

Sie sollen jedes Jahr zweimal, nämlich einmal im Monat Februar, das anderemal im Monat September an dem Tage besagter Monate, der ihnen gut scheint, große Musterung über alle ihre Fähnlein an denen und so vielen Orten im florentinischen Gebiete halten, als sie beschließen. In der Provinz Toskana dürfen sie nicht weniger als sechs Fähnlein zur Musterung einberufen. Sie sollen anordnen, daß die Leute, an dem zur Musterung bestimmten Ort, den einen Tag ankommen und den andern abreisen. Jede dieser besagten Musterungen soll entweder ihr Kanzler, oder ihr Commissair, oder der Rector der Ortschaften abhalten, dem es ihr gesammter Magistrat übertragen hat. Dieser Commissair, oder andere, wie oben gesagt, Beauftragte, soll den folgenden Morgen des Tages, wo die Leute zusammen gekommen sind, eine feierliche Messe des heiligen Geistes lesen lassen, an einem Orte, wo sie alle Versammelten hören können. Nach besagter Messe soll der Beauftragte eine Anrede an sie halten, wie sie zu dieser Feierlichkeit paßt. Dann soll er ihnen vorlesen, was sie zu beobachten haben, und sie feierlich verpflichten, indem er sie einzeln auf das Evangelium schwören läßt. Vor diesem Schwur soll er ihnen alle Todesstrafen vorlesen, die sie sich zuziehen können, und alle Warnungen *), welche besagte Beamte zur Erhaltung und Befestigung ihrer Einigkeit und Treue festsetzen werden. Den Schwur sollen sie mit allen Leib und Seele verpflichtenden Worten erschweren, die sie als die wirksamsten finden können. Wenn dies geschehen ist,

---

*) Gewarnte hießen die, welche für eine gewisse Zeit unfähig erklärt wurden, ein Staatsamt zu bekleiden.

sollen die Leute beurlaubt werden und alle nach Hause zurück kehren.

Besagte Beamte dürfen weder allen noch einem Theil besagter Fähnlein, weder den unter die Fähnlein eingeschriebenen Leuten noch einem davon irgend etwas befehlen, was irgend ein Kriegsgeschäft oder etwas anderes betrifft, was mit den Waffen durch sie gethan werden müßte, außer den oben enthaltenen Dingen; sondern der Befehl über sie im Kriege und bei jedem andern Geschäfte, das mit den Waffen zu versehen ist, soll den achtbaren Zehn der Freiheit und des Friedens vorbehalten seyn.

Die Bestimmung des Soldes und der Belohnungen, die ihnen zu bezahlen sind, wenn sie angewendet werden, soll der Gewalt der Magistrate vorbehalten seyn, welche seither die Bezahlung der andern Fußsoldaten der Republik angeordnet haben; wobei zu verstehen ist, daß sie Mann für Mann bezahlt werden müssen, und nicht anders. Zur Ertheilung aller Privilegien, Ausnahmen, Entschädigungen, Ehren und Benefizien, und jeder andern außerordentlichen Belohnung, die diesen Eingeschriebenen zu geben ist, um die Dienstbarkeit auszugleichen, in der sie als Eingeschriebene stehen, oder um sie für eine Handlung zu belohnen, die zum öffentlichen Nutzen entweder ein Fähnlein im Ganzen, oder im Einzelnen ein eingeschriebener Mann oder einer ihrer Bataillonschefs ausgeführt hat, soll hiermit die Gewalt den erlauchten und hohen Signoren, ihren verehrlichen Collegen, den erlauchten Zehn der Freiheit und des Friedens und besagten neun Beamten gegeben seyn, und wenn der Magistrat der Zehn nicht im Amte ist, an seiner Stelle den achtbaren Acht der Wache und der Balia, und zwar zwei Dritteln besagter in hinreichender Anzahl versammelter Magistrate. Hierbei ist jedoch sich darnach zu achten, daß ihnen auf keine Weise die Gewalt oder das Vorrecht, im Umkreis der Mauern der Stadt Florenz Waffen tragen zu dürfen, gestattet werden kann.

Es sollen im Kriege und bei jedem Geschäfte, wozu diese Eingeschriebenen verwendet werden, dieselben Bataillonschefs angewendet werden, die von besagten Beamten als Befehlshaber der Ordonanz ernannt worden sind. Diese Bataillonschefs sollen,

etiam im Dienste und im Kriege, in der oben vorgeschriebenen Zeit und Weise gewechselt werden. Jedoch können die achtbaren Zehn, Obersten anstellen und erwählen, wie es ihnen gut scheint und gefällt. Bei diesen Obersten findet keinerlei Art der Wahlunfähigkeit Statt, sondern sie können, so lange die Zeit des Dienstes oder des Kriegsgeschäftes dauert, dem sie vorgesetzt werden, an derselben Stelle bleiben, wie es besagtem Magistrat der Zehn gut scheint und gefällt.

Es darf weder bei den Musterungen noch bei irgend einem Dienst für irgend einen Eingeschriebenen ein Stellvertreter zugelassen noch angenommen werden.

Es dürfen weder alle noch ein Theil der wie oben Eingeschriebenen, weder mit ihren Fahnen noch ohne dieselben von irgend einem Magistrat bewaffnet aus ihrer Heimath gezogen werden, um sie zu einem Kriegsgeschäfte oder zu irgend einer andern Unternehmung abzusenden, ohne den Beschluß der erlauchten und hohen Signoren, ihrer verehrlichen Collegen und des Rathes der Achtzig. Zu besagtem Rathe der Achtzig können zu diesem Zwecke und zu jedem andern Beschlusse, der kraft gegenwärtiger Ordnung in besagtem Rath der Achtzig zu erlassen ist, auch der besagte Magistrat der Neun zugezogen werden. Zur Fassung des Beschlusses reicht die Hälfte der schwarzen Bohnen, und eine mehr, aller der in hinreichender Anzahl versammelten Vorgenannten hin.

In Criminalfällen und Prozessen die zwischen besagten Eingeschriebenen oder zwischen ihnen und Nichteingeschriebenen, wenn sie nicht im Felde sind, vorkommen, können die besagten neun Beamten erkennen und strafen, so wie jeder andere Magistrat, Rector oder Beamte, der die Gewalt dazu hat, indem unter ihnen die Prävention Statt findet. Wenn sie hingegen im Felde sind, sollen die darüber erkennen, welche die andern Soldaten zu bestrafen haben. Sollte jedoch während dieses Feldzugs oder Kriegsgeschäftes ihr Verbrechen, Vergehen oder Exceß nicht untersucht und bestraft worden seyn, so sollen sie von besagten neun Beamten und von jedem andern Magistrat, Rector oder Beamten, der die

Gewalt dazu hat, bestraft werden können, indem unter diesen die Prävention Statt findet, wie oben.

Mit dem Tode soll jeder der besagten Eingeschriebenen bestraft werden, der im Felde zur Verlassung der Fahne anleitet oder den Anfang macht. Eben so jeder Bataillonschef, der sein Fähnlein zu einem Privatzwecke, oder für irgend einen Privaten ausmarschiren läßt, etiam Jeder der ohne Fähnlein irgend eine Anzahl besagter Eingeschriebenen zu irgend einem Privatzwecke zusammen zieht, sei es um Feindschaft zu üben, oder um streitige Güter mit Gewalt in Besitz zu nehmen, oder sonst zu Erreichung irgend eines andern Privatzweckes. Gleichfalls sollen mit dem Tode bestraft werden bis zu drei der besagten Eingeschriebenen, die sich bei solchen Zusammenrottungen befunden haben. Wenn über besagte oder andere Excesse bei besagten Beamten Klage geführt wird, oder Anzeige geschieht, so ist ihr Kanzler gehalten, solches am selben Tage einzuregistriren, und besagte Beamte müssen innerhalb der nächstfolgenden zwanzig Tage zu Recht erkennen.

Ist besagte Zeit verflossen ohne daß ein Urtheil gefällt ist, so muß es ihr Kanzler innerhalb der auf die zwanzig Tage nächstfolgenden fünf Tage den erlauchten und hohen Signoren melden, um die Sache in Quaranzia zu setzen, wie es bei den Criminalprozessen der Acht und der Erhalter der Gesetze beobachtet wird. Sodann soll dasselbe zur selben Zeit und auf dieselbe Weise geschehen, was durch besagtes Gesetz der Quaranzia bestimmt ist. Sollte besagter Kanzler nicht thun was oben gesagt ist, so verfällt er in dieselben Strafen, in die nach besagtem Gesetz die Kanzler der Acht und der Erhalter verfallen, die ihrer Pflicht nicht nachkommen. Und, da strenge Gerechtigkeit bei den vorbesagten und ähnlichen Excessen eintreten zu lassen, das Leben und die Seele dieser Einrichtung ist, so sollen, damit diese Excesse leichter angezeigt werden können, besagte Beamte an allen Orten innerhalb der Stadt Florenz Büchsen befestigen lassen, wo die Magistrate der Acht und der Erhalter der Gesetze befestigt haben.

Jeder der wie oben Eingeschriebenen, der nicht bei den in obengesagter Weise angeordneten Musterungen erscheint, soll für jedesmal, wo er ohne gesetzmäßige Ursache abwesend ist, in eine

Geldstrafe von zwanzig Soldi verfallen seyn. Wenn derselbe Mann sechsmal in einem Jahr, den ersten November als den Anfang des Jahres angenommen, abwesend war, so wird sein Vergehen peinlich und er soll körperlich nach der Entscheidung der besagten neun Beamten gezüchtigt werden; wobei er nichts desto weniger alles bezahlen muß, was er nach der obigen Bestimmung zu bezahlen gehalten ist, weil er sich nicht bei der Musterung befunden. Die gesetzmäßigen Ursachen der Abwesenheit sollen Krankheit und die Erlaubniß der neun Beamten seyn. Alle vorgenannten Geldstrafen, und etiam jede andere, welche besagte Beamte verhängen, können besagte Beamte ihrem Magistrate für die gewöhnlichen Ausgaben desselben zuwenden. Jedem Quartiermeister besagten Magistrates sollen am Ende seiner Amtsführung seine Rechnungen von den Syndici des Monte nachgesehen werden, und alles Geld, was er noch in Händen hat, hat er dem Zahlmeister des Monte zu übergeben.

Damit diese bewaffneten und wie oben eingeschriebenen Leute Ursache haben zu gehorchen, und damit der, dem es zukömmt, sie leiten kann, wird verordnet: daß für die Zukunft beständig ein Hauptmann der Wache für die Landschaft und den Distrikt von Florenz zu halten ist; zu wählen, wie die andern Condottieri der florentinischen Republik gewählt werden. Diesem sollen wenigstens dreißig Armbrustschützen zu Pferd und fünfzig Doppelsöldner gegeben werden. Er soll besagten neun Beamten in Hinsicht auf besagte Ordonanz, und jedem andern Magistrat oder Commissair, der den andern Soldaten der florentinischen Republik zu befehlen hat, gehorchen.

Zu besagtem Hauptmann kann Niemand aus der Stadt, Landschaft oder Distrikt Florenz, noch aus einer Stadt oder Ortschaft gewählt werden, die dem florentinischen Gebiet näher als vierzig Miglien liegt.

Besagte neun Beamte sind gehalten und sollen beobachten, was in gegenwärtiger Ordnung enthalten ist, bei Strafe von fünfundzwanzig guten Goldgulden für einem jeden von ihnen, und für eine jedesmalige Ueberschreitung; in welcher Hinsicht sie den Erhaltern der Gesetze untergeordnet sind. Damit sie nicht Unwissen-

heit irgend einer der obigen Bestimmungen anführen oder vorgeben können, soll ihr Kanzler gehalten seyn, die gegenwärtige Ordnung mit kurzen Worten in Kapitel und Artikel zu theilen, und sie in ein Heft geschrieben immer in ihrem Audienzsaal zu haben, bei Strafe von fünfzig guten Goldgulden, und bei Verlust seines Amtes, in welcher Hinsicht er gleichfalls besagten Erhaltern der Gesetze untergeordnet seyn soll.

Bei allen Berathungen, die kraft gegenwärtiger Ordnung von den erlauchten und hohen Signoren allein oder mit Andern zusammen zu halten sind, soll der erste Kanzler der Signoria das Protokoll führen; ausgenommen bei denen, welche im Rath der Achtzig, oder im großen Rath gehalten werden, wo der Kanzler der Ziehungen das Protokoll zu führen hat, wie es bei den andern Aemtern beobachtet wird.

Super qua quidem provisione et omnibus et singulis in ea contentis præfati magnifici et excelsi Domini, Domini priores libertatis et vexillifer justitiæ perpetuus populi florentini, misso inter se partito die prima mensis decembris anno Domini millesimo quingentesimo sexto, et obtento secundum ordinamenta; et postea dicta die ejusdem misso partito inter ipsos Dominos et collegia ad fabas nigras et albas, ipsoque etiam obtento secundum ordinamenta; ac etiam facto partito per ipsos Dominos et collegia ad fabas nigras et albas, quod dicta provisio posset proponi in consilio, absque eo quod teneatur in publica sala consilii per tres dies, secundum ordinamenta, ipsoque etiam obtento secundum ordinamenta, etc.

Et demum facta propositione, et misso partito inter ipsos Dominos et collegia, ac consiliarios consilii 80 virorum, die secunda dicti mensis decembris, et obtento, secundum ordinamenta dicti communis, per 62 fabas nigras pro sic, non obstantibus 28 fabis albis pro non; ipsis tamen omnibus et singulis prius examinatis, deliberatis, ac firmis per spectabiles auditores; videlicèt, Jacobum Nicolai de Beninis, Pierum Pauli de Falconeriis, Neapoleonem Jacobi de Aldrobrandinis, et Galeoctum domini Pierii de Patiis,

de numero collegiorum, et Bartholomæum Dominici de Giugnis, Simonem Galiardi de Boncianis, Paulum Nicolai de Cerretanis, et Pieri Mariam Chalandri de Chalandris, de officio conservatorum legum dicti communis, ad hæc examinanda et firmanda secundùm ordinamenta specialiter deputatos, eorum proprio motu, et omni meliori modo quo potuerunt, ordinaverunt et deliberaverunt, quod dicta provisio et omnia et singula in ea contentá procedant, firmentur et fiant, et firma, et stabilita esse intelligantur, et sint, et observantur, et observari, et executioni mandari possint, et debeant in omnibus, et per omnia, secundum provisionis ejusdem continentiam et tenorem.

Qua provisione lecta et recitata in dicto consilio majori, dicta die sexta dicti mensis decembris, ut supra dictum est, magnificus vir Petrus domini Thomæ de Soderinis, præpositus ut supra, de voluntate, consilio et consensu suorum collegarum in dicto consilio præsentium in numero opportuno, coram consiliariis ejusdem consilii in sufficienti numero congregatis, proposuit eam, et contenta in ea, inter consiliarios dicti consilii, et super ea facto et observato in omnibus et per omnia, secundum formam ordinamentorum dicti communis, et prout supra in prima provisione hujus libri continetur et observatum fuit, et super ea facto partito ad fabas nigras et albas inter consiliarios dicti consilii, et datis, recollectis et numeratis fabis, repertum fuit 841 ex ipsis consiliariis dedisse fabas nigras pro sic et ita secundum formam dictæ provisionis obtentum, provisum et ordinatum fuit, non obstantibus 317 ex ipsis consiliariis repertis dedisse fabas albas pro non.

Non obstantibus in prædictis vel aliquo prædictorum aliquibus legibus, statutis, ordinamentis, provisionibus, aut reformationibus consiliorum civitatis Florentiæ, vel aliis quibuscumque, quæ et prout supra in prima provisione hujus libri continetur et scriptum est, etc.

Zweite Ordnung.

Für die Reiterei.

Militiæ novem officialium auctoritas super describendis equitibus armigeris usque in 500, et de ipsorum salario, obligationibus et aliis. Et quod descriptio peditum, quæ fieri debet quolibet anno, fiat quolibet triennio, et sint tam equites quam pedites de loco in quo scripti erunt.

Die 23 martis 1511, in consilio 80.

Die 30 ejusdem, in consilio majori.

In Betracht, zu wie großer Sicherheit und zu wie großem Ansehen die Ordonanz des Fußvolks der Republik gereicht, und anhaltend auf die Mittel denkend, die florentinische Herrschaft sicherer zu stellen, besonders bewogen durch die gegenwärtigen Zeitläufte und durch die Beschaffenheit der Mächte, die heute die Staaten Italiens regieren, erachten die erlauchten und hohen Herrn für nothwendig, besagte Ordonanz zu vermehren und zu verstärken. Da aber dies nur durch Beifügung einer Anzahl Reiterei geschehen kann, die eingeschrieben und in den Waffen geübt, rasch, mit dem Fußvolk vereint, überall seyn kann, wo es das Bedürfniß erfordert, und die durch ihre Errichtung dem Feinde den Muth nehmen, die Treue der Soldaten und die Sicherheit und Festigkeit des Staates vermehren wird, so verordnen sie:

Daß kraft gegenwärtiger Ordnung dem Magistrat der achtbaren Neun der Ordonanz Gewalt gegeben seyn soll, Leute zum Dienst zu Pferde in allen Städten und Ortschaften des florentinischen Gebietes einzuschreiben, wie es ihnen gut scheint und gefällt. Zur Bewahrung und Aufrechthaltung dieser Einrichtung in allen

ihren Theilen sollen zufolge gegenwärtigen Endbeschlusses alle und jede Bestimmungen für die Reiterei in Kraft treten, welche in dem Gesetze vom sechsten December 1506 für das Fußvolk enthalten sind und in Betracht der Verschiedenheit der Waffengattung Anwendung finden, unbeschadet jedoch nachfolgender Bestimmungen.

Besagte achtbare Neun sollen immer unter den Bannern und unter ihren Offizieren wenigstens 500 Reiter, von denen, welche man gemeiniglich leichte Reiter nennt, eingeschrieben halten. Diese so eingeschriebenen Leute sollen bei den Musterungen und im Dienste unter ihren Angriffswaffen eine Armbrust oder einen Haken nach ihrer Wahl führen, bei Strafe eines guten Goldguldens für den, der diesem nicht nachkömmt, und für jedesmal. Die achtbaren Neun können jedoch nach ihrer Wahl durch Stimmenmehrheit den Zugführern und zehn Mann vom Hundert, und nicht mehr, die Erlaubniß geben, Lanzen zu führen. Die besagten achtbaren Neun sollen die Zahl von 500 wenigstens, vom Tage dieses Endbeschlusses bis zum Schlusse des Jahres 1512, voll gemacht haben.

Besagte achtbare Neun können jedem dieser Eingeschriebenen, zur Vergütung der Kosten des Pferdes, wenn sie in ihrer Heimath sind, bis zu zwölf Goldducaten jährlich geben, und nicht mehr, indem sie ihnen jeden Löhnungstag einen Ducaten geben. Den Anführern der Banner und den Zugführern können sie doppelte Löhnung geben, jedoch sollen sie nicht mehr als fünf Zugführer auf hundert Mann ernennen. Die Art der Musterung und der Ausbezahlung besagter Löhnung soll folgende seyn.

Die besagten achtbaren Neun sollen durch Stimmenmehrheit allen unter ein und dasselbe Banner eingeschriebenen Reitern einen Ort bestimmen, wo sie für sich, von den andern Bannern gesondert, ihre Musterung zu passiren haben. Es soll dazu ein Ort gewählt werden, wo ein Hauptmann, oder ein Potesta, oder Vicarius residirt, und der für die besagten Eingeschriebenen so bequem als möglich ist. Sie sollen einen an besagtem Orte wohnhaften Schmidt bestimmen, mit jährlich zwei Ducaten Gehalt und nicht mehr. Bei allen ersten Musterungen, die über Neueingeschriebene gehalten werden und das erstemal, sollen sie einen von ihnen Abgeordneten senden, der mit dem Rector des besagten Ortes,

mit dem Schmidt und mit ihrem Condottieri alle Leute einschreibt, die zu besagter Musterung zusammen kommen, und ihre Pferde nach Haar und Zeichen aufschreibt, wobei zugleich der Werth eines jeden Pferdes nach der Schätzung aller vier aufzumerken ist. Von diesen Listen bleibt eine Abschrift bei besagtem Rektor einregistrirt, um seinen Nachfolgern successive übergeben zu werden; eine zweite Abschrift erhält der Schmidt, eine dritte ihr Condottiere, und eine vierte ist dem Magistrat der Neun einzureichen, welche der Kanzler der besagten achtbaren Neun oder sein Gehülfe in ein zu diesem Zweck bestimmtes Buch, „Reiterbanner" betitelt, einzuregistriren hat. Wenn dann die Zeit kömmt, wo ihnen die obengenannte Löhnung auszubezahlen ist, sollen die achtbaren Neun dem Rektor, bei dem die Liste ist, wie oben, so viele Goldgulden senden als Reiter auf besagter Liste stehen und so viel mehr als die doppelten Löhnungen betragen. Der besagte Rektor soll sie alle am selben Tage versammeln, und mit dem Schmidt, dem Condottiere und dem Abgeordneten Musterung über sie halten und die Listen vergleichen, und jedem seine Löhnung geben, unbeschadet jedoch der unten genanten Fehler und Bestimmungen.

Wer nicht bei der Musterung erscheint und keine rechtmäßige Entschuldigung hat, verliert das erstemal nur seinen Ducaten Löhnung. Das zweitemal verfällt er überdies in eine Geldstrafe von drei Liren, die jedes folgendemal um drei Lire steigt bis zum Ende des Jahres. Dasselbe ist jedes Jahr zu beobachten, den Anfang des Jahres von dem Tage an gerechnet, wo gegenwärtiges Gesetz in Kraft tritt. Die rechtmäßigen Entschuldigungen sind, wenn er mit Erlaubniß der achtbaren Neun abwesend ist, oder wenn er krank ist, doch mit der Bedingung, daß er im Falle einer Krankheit einen Mann mit seinem Pferde und mit dem Zeugniß seiner Krankheit, von seinem Pfarrer eigenhändig ausgestellt, sendet. In diesem Falle soll ihm der Ducaten bezahlt werden, als wenn er persönlich bei der Musterung gewesen wäre.

Wer bei der Musterung mit einem andern Pferd, als dem in der Liste eingetragenen erscheint, soll zu zwei Goldducaten verurtheilt seyn. Jeder der besagten Eingeschriebenen darf wohl sein Pferd nach seinem Gutbefinden verkaufen oder vertauschen, er muß aber

in Zeit von zehn Tagen nach dem Verkauf oder dem Tausch das neue Pferd dem, wie oben angeordneten Rektor, Schmidt und Condottiere vorführen. Nehmen sie es an, so haben sie das alte Pferd aus der Liste auszustreichen, und das neue einzuschreiben, auf die Weise, wie es von den andern gesagt wurde, und indem sie dem Magistrat der Neun ihre Meldung machen, damit das gleiche geschehe. Alle, bei besagter Musterung Fehlenden, hat der besagte Rektor sogleich den besagten Neun zu melden, und ihnen das Geld zurück zu senden, das er aus diesem Grunde bei besagter Musterung übrig behält. Diese Fehlenden muß er bei jeder folgenden Musterung ihrem Kanzler oder den Gehülfen desselben in Erinnerung bringen.

Sind aber die besagten Eingeschriebenen im Kriegsdienst, so sollen sie auf die Art und Weise bezahlt und gemustert werden, wie die übrigen gewöhnlichen leichten Reiter von Florenz bezahlt und gemustert werden. Besagte Neun sind dann gehalten, auf jede Aufforderung der Beamten der Condotta, denselben eine Abschrift der Listen besagter Reiter zu geben. Während des Kriegsdienstes wird besagten Reitern obenbesagte Friedenslöhnung nicht fortbezahlt.

Das Geld, das zur Bezahlung besagter Reiter bei obenbesagten Musterungen nöthig ist, und etiam für die besagten Schmidte, können sich besagte Neun auf ihre direkte Anweisung von der Behörde ausbezahlen lassen, welche die übrigen gewöhnlichen Soldaten von Florenz bezahlt, wozu jedoch die Zustimmung der jeweiligen erlauchten und hohen Herrn und ihrer verehrlichen Collegen, oder zweier Drittel derselben nöthig ist, wie dies gegenwärtig gebräuchlich ist. Sogleich nach dieser Zustimmung soll jene Behörde gehalten seyn, das Geld dem Quartiermeister des besagten Magistrates der Neun auszubezahlen. Besagter Quartiermeister soll die Gelder dahin schicken, wo es ihm die Neun befehlen, und in Empfang nehmen, was ihm die Rektoren zurücksenden werden, indem er über alles, in einem zu diesem Zwecke bestimmten Buche, sorgfältige Rechnung führt, und Mann für Mann die besagten Eingeschriebenen als Schuldner aller der Gelder aufführt, die ihnen Löhnungstag für Löhnungstag ausbezahlt werden. Er ist alle vier Monate, vor Ablauf derselben, bei Strafe von 50 Goldgulden in Gold und der Unfähigkeit zu jedem öffentlichen Staatsamte (in welcher Hin-

ſicht er den Erhaltern der Geſetze untergeordnet iſt) gehalten und ſoll über alle Gelder, die ihm während beſagter vier Monate in die Hände gekommen ſind, den Sindici des Monte Rechnung ablegen, und von ihnen die Beſcheinigung empfangen, daß er beobachtet habe was oben geſagt iſt. Das Geld, das er etwa noch übrig hat, ſoll er ſogleich dem Schatzmeiſter des Monte übergeben. Und beſagtes Geld oder irgend einen Theil davon darf von den achtbaren Neun weder direkter noch indirekter Weiſe, noch unter irgend einem Vorwand zu einem andern Zweck verwendet werden, als oben geſagt iſt. Beſagte Gelder, die den wie oben beſagt Eingeſchriebenen als Löhnung bezahlt werden, ſollen aus dem Buche ausgeſtrichen werden, und ſie nicht mehr Schuldner ſeyn, ſo oft ſie ins Feld geſchickt werden. So wie ſie aber wieder nach Hauſe zurückgekehrt ſind, ſollen ſie von Neuem als Schuldner derjeniger Gelder aufgeführt werden, welche man ihnen Monat für Monat ausbezahlen wird. Ziehen ſie von Neuem in den Krieg, ſo ſollen die Gelder wiederum ausgeſtrichen werden, und ſo fort ſoll es jederzeit in Zukunft gehalten werden. Beſagte achtbare Neun können beim Neueinſchreiben beſagter leichten Reiter jedem derſelben bis zur Summe von zehn guten Goldgulden in Gold leihen, zu entnehmen wie oben. Als Schuldner dieſes Geldes ſoll ein jeder von ſeinem Quartiermeiſter eingetragen werden, um es abzurechnen, wenn die Reiter im Felde ſeyn werden, auf die Art und Weiſe, wie beſagte achtbare Neun beſchließen werden.

Beſagte achtbare Neun dürfen keinen beſagten Eingeſchriebenen ausſtreichen, etiam nicht in der erlaubten Zeit, wenn er nicht zuvor ihrem Magiſtrate alles zurück erſtattet hat, was er ſchuldet, ſowohl Darlehen als Löhnung, bei der Strafe, die im Geſetze für das Fußvolk ausgeſprochen iſt. Jedoch können zwei Drittel der in hinreichender Anzahl verſammelten Signoren, Kollegen und Neun zu jeder Zeit des Jahres alle diejenigen ausſtreichen laſſen, die, ihrem Urtheil nach aus irgend einer gerechten und geſetzmäßigen Urſache ausgeſtrichen werden müſſen. Gleichfalls können ſie ihnen die ganze vorbeſagte Schuld oder einen Theil davon erlaſſen, je nachdem ſie durch eine Stimmenmehrheit von zwei Dritteln beſchließen werden, was gänzlich ihrem Gewiſſen anheimgeſtellt wird.

Wenn einer der besagten Eingeschriebenen im Kriege oder im Dienste stirbt, so soll seine ganze Schuld als getilgt zu betrachten seyn. Stirbt er aber außer dem Dienste, oder wird er verbannt oder verwiesen, so daß er nicht mehr dienen kann, so soll besagter Magistrat der Neun seine Leibes- oder andern Erben zur Erstattung derjenigen Schuld, die er allein wegen eines Darlehens haben sollte, zwingen, oder sich an seine Güter halten. Besagter Magistrat kann ihn sogleich durch einen Stellvertreter ersetzen, wie er ihm gut scheinen und gefallen wird.

Wird einem der besagten Eingeschriebenen im Kriege sein Pferd getödtet oder unbrauchbar, so ist der besagte Magistrat gehalten, besagten Eingeschriebenen zwei Drittel des Werthes zu bezahlen, wozu sein besagtes Pferd in den obenbesagten Listen angeschlagen ist, indem jedoch die Anweisung wie oben zu ertheilen ist. Fällt ihm aber außer dem Dienste sein Pferd oder wird es unbrauchbar, so daß er es nicht mehr im Dienste brauchen kann, so sind alle diejenigen, welche unter demselben Banner mit ihm eingeschrieben sind, gehalten, ihm auf Heller und Pfennig die Summe von zehn guten Goldgulden in Gold zu geben und zu schenken. Hierzu dürfen sie durch jedes passende Mittel von besagten achtbaren Neun gezwungen werden, hauptsächtlich damit die Kompagnien stets beritten bleiben, ohne dem Staate weitere Kosten zu verursachen.

Keiner der besagten Eingeschriebenen darf irgend Jemand, weß Ranges oder Standes er seyn mag, sein Pferd auf länger als zwei Tage leihen; bei Strafe von zwei guten Goldgulden in Gold für den Dawiderhandelnden, und zwar für jedesmal; und bei Strafe von vier Goldgulden in Gold für den, welcher besagtes Pferd länger als besagte Zeit annimmt oder behält; in welcher Hinsicht er dem Magistrat der besagten achtbaren Neun untergeordnet seyn soll.

Besagte achtbare Neun können zur Führung der besagten Reiter Condottieri in Sold nehmen, zu bestätigen im Rathe der Achtzig, auf die Weise wie die Bataillonschefs in Sold genommen und bestätigt werden, mit dem Gehalte, der ihm passend scheint. Keinem Condottiere dürfen sie weniger als ein Banner zu führen geben, und unter einem Banner dürfen nicht weniger als fünfzig

Pferde stehen. Alle drei Jahre im Monat November sollen sie den Condottieri andre Banner zu befehligen geben; und denselben Wechsel sollen sie in Zukunft mit den Bataillonschefs des Fußvolkes vornehmen.

In Betracht auch, daß nach der Meldung der besagten achtbaren Neun die Einschreibung aller Leute des Gebietes, welche jedes Jahr vorgenommen wird, von keinem Nutzen ist, da die eine Einschreibung der andern zu nahe ist, wird verordnet: daß sie alle drei Jahre vorgenommen werden soll, anzufangen den ersten November laufenden Jahres. In besagtem Monat sollen sie alle drei Jahre unter dieselben Fähnlein ihrer Ordonanz wenigstens 2000 Mann zum Kriegsdienst zu Fuß neu einschreiben, damit die Republik aus den Jünglingen, die in dieser Zeit herangewachsen sind, zum gemeinschaftlichen Heile Vortheil ziehe.

Es dürfen sowohl zur Reiterei als zum Fußvolk nur Einwohner der Orte und des Distriktes, wo das Fähnlein oder Banner liegt, eingeschrieben werden.

Non obstàntibus in prædictis vel aliquo prædictorum aliquibus legibus, statutis, ordinamentis, provisionibus, aut reformationibus consiliorum civitatis Florentiæ, vel aliis quibuscumque, quæ et prout supra in secunda Provisione hujus libri continetur et scriptum est, etc.

Gutachten.

über

die Wahl eines Befehlshabers des Fußvolks.

Nichts kann Euer Fußvolk und die Ordonanz mehr in Unordnung bringen oder beschimpfen, als ein unbedeutender Befehlshaber; eben so kann Euch nichts größere Gefahr bringen, als daß ihr schlecht für einen Befehlshaber gesorgt habt. Um beide Unordnungen zu vermeiden, glaube ich, gibt es kein anderes noch bequemeres Mittel, als den Signor Jacopo zum Hauptmann Eures Fußvolkes zu ernennen, denn jede andre Maßregel, die man ergreifen würde, würde entweder langsam oder gefährlich seyn.

Um den ersten Theil, die Unordnung des Fußvolkes betreffend, zu erörtern, da es sich davon handelte, sogleich ein Heer zu bilden, so müßte man sagen, daß diese Häupter nichts taugen. Wenn Ihr entweder neue Häupter nehmt, oder niedre, unbekannte Männer dazu ernennt, so macht Ihr im ersten Fall das Fußvolk unnütz, im zweiten Fall würden diese Häupter so wenig geachtet seyn, daß sie nichts Gutes zu Stande bringen könnten. Denn sogleich würde man haben wollen, daß Cecotto oder Guicciardini oder dergleichen diesen Tanz führten, oder ein Anderer, den Ihr nicht kennt, und der noch schlimmer wäre als diese, obgleich Ihr ihn für besser hieltet. Die Folge würde seyn, daß alle Ordnung und alles Gute gestört würde. Macht Ihr hingegen Signor Jacopo zum Hauptmann des Fußvolks, so werden ihn die Bataillonschefs anbeten, er wird sie befriedigen, denn er kennt sie, er kennt die Fußknechte. Ihr stopft Jedem den Mund, der sagen möchte, das Fußvolk habe keinen

Führer, und er wird ihm gute Dienste leisten, denn auf diese Weise ernannt und eingeführt, wie er es seyn wird, wird er wohl erkennnen, daß er ernannt ist, dieser Einrichtung Ansehen zu geben. Ich kann Euch das versichern, da wir vor zwei Jahren mit einander über das gesprochen, was ich jetzt sage.

Was die Zulänglichkeit des Signor Jacopo betrifft, so wißt Ihr, was ich Euch gesagt habe; Ihr seht, was Alexandro Euch über ihn schreibt. Laßt Euch bei Antonio Giacomini erkundigen, sprecht über ihn mit Niccolo Caponi. Ich sage Euch von Neuem, ein Condottiere, der ihn an Zulänglichkeit überträfe, müßte weit vor seyn. Wenn Ihr keinen andern Feldherrn ernennt, so ordnet Euch dieser Hauptmann das Fußvolk völlig oder größtentheils Euer Heer, denn da ihm das Fußvolk und seine Kompagnie gehorchen und die Reiterei der Ordonanz da ist, so wird er sammt dem Commissär so viele Soldaten unter seinem unmittelbaren Befehl haben, daß er durch sie wohl ein Lager in Einigkeit erhalten kann.

Diese Ernennung bewirkt noch ein anderes Gute. Ihr könnt nicht wohl ohne Hauptmann der Gendarmen seyn, und einen ernennen ist gefährlich, entweder weil Ihr dadurch einen dieser großen Fürsten beleidigt, oder weil Ihr einen wenig treuen oder wenig zulänglichen ernennt. So gibt es keinen sichereren Weg, als einem Geschöpfe von Euch nach und nach Ansehen zu geben, um es mit der Zeit zu dieser Würde zu erheben. Man kann aber nicht besser Ansehen geben, noch eine weniger schädliche und zweckmäßigere Probe machen als diese, denn die Würde, die Ihr ihm gebt, ist nicht von der Art, daß sie die Gendarmen entrüstet. Nehmt die Venetianer zum Beispiel, die Giovantista Nomagio zum Hauptmann ihres Fußvolkes hatten, während Alviano und so viele große Herrn ihre Condottieri waren, die sich nie über die Würde des erstern entrüstet zeigten. Ihr seht jetzt, daß der Pabst Marc Antonio Colonna zum Hauptmann des Fußvolks gemacht hat, und die andern schreien nicht. Dann habt Ihr Condottieri von zweierlei Art, neue und alte. Die neuen, wenn sie diese Würde vergeben finden, haben keine Ursache sich zu beschweren, noch sich zu verwundern. Von den alten wird keiner etwas sagen wollen, als Muzio, und es ist gut, daß dieser seiner Wege geht. Wenn daher jemals der Zeitpunkt günstig

war zu dieser Maßregel, so ist es jetzt, ehe Euch noch diese Condottieri auf dem Nacken sitzen.

Wenn Ihr ihm diese Würde gebt, so macht Ihr eine sichre Erfahrung von seiner Tapferkeit, seiner Gesinnung, seiner Umsicht und seiner Handlungsweise. Findet Ihr ihn so, daß Ihr ihm mehr Ansehen geben wollt, so könnt Ihr es thun, und da Ihr dann schon die gemachte Erfahrung für Euch habt, so werdet Ihr es zu größerer Sicherheit und zu größerem Ansehen der Stadt thun.

Was mich zu meinem Rathe bewegt, ist das Wohl der Stadt und die Furcht, daß durch die Ernennung eines Hauptes die Ordonanz in Unordnung kömmt, wenn dieses Haupt nicht ein Mann von Ansehen ist, der sie zu vertheidigen und zu befehligen versteht. Noch eine andre Ursache will ich Euch mündlich sagen. Was man zu thun hätte, wäre also, ihn durch den Rath der Achtzig zum Hauptmann Eures Fußvolks ernennen zu lassen, mit den Pakten, worüber Alessandro Nasi mit ihm übereinkommen wird. Piero Guicciardini gefällt die Sache, so wie Francesco di Antonio di Taddeo, und die andern werden gleichfalls beistimmen. Valete.

Bericht

erstattet

über eine Besichtigung der Einfassung von Florenz zum Zwecke der Befestigung der Stadt 1526.

Wir besahen zuerst, zu Monte Ulivetto anfangend, das Terrain nach dem Plane, der besprochen worden, die Berge mit einzuschließen, welche noch diesseits des Arno liegen, und besahen alles bis Ricorboli. Dem General*) schien dies ein großes Unternehmen, das vieles Gute zur Folge haben würde; nur, sagte er, dürfe man weder durch Kälte noch durch Mangel an Lebensmitteln leiden, und zur Besetzung habe man viele Leute nöthig. Dagegen ziehe man daraus den Vortheil, daß man ein ganzes Heer hieher legen könne, ohne die Stadt durch Einquartierung zu drücken.

Nach Besichtigung des oberen Theiles begaben wir uns näher an die Mauern und zwar an die, welche das diesseitige Ufer des Arno vertheidigen, um von ihm zu hören, wie man sie befestigen könne, ohne eine neue Mauer aufzuführen. Wir fiengen vor dem Thor zu St. Niccolo an. Dem General schien es, daß man dieses Thor mit der ganzen Vorstadt bis zum Thore von St. Miniato, weil das ganze vom nahen Berge beherrscht wird, auf keine Weise halten noch vertheidigen könne, und was noch schlimmer ist, daß man es gar nicht befestigen könne. Er ist daher der Meinung, daß

---

*) Graf Petro Navarra, General des französischen Fußvolks, berühmt als Erfinder der Minen und wegen seiner Geschicklichkeit in der Befestigung der Städte nach dem neuen Bastionärsystem. Einiges nähere über diesen Mann folgt unten.

man die Vorstadt außerhalb der Einfassung der Stadt lassen, und sie nicht allein preis geben, sondern zerstören müsse. Er will eine Mauer vom ersten Thurm oberhalb des Thores zu St. Miniato quer nach dem Arno gezogen haben, bis sie unterhalb der Mühle von St. Niccolo an den Arno stößt. An den Winkel, den die neue Mauer mit der alten macht, würde er ein Bollwerk errichten, das der alten und neuen Mauer Seitenvertheidigung gäbe. In die Mitte der neuen Mauer sollte das Thor kommen mit seinem Bollwerk oder einem Ravelin, wie es nach dem heutigen Befestigungssystem gebräuchlich ist. Nachdem dies so, wie gesagt worden, geschehen wäre, will er alle außerhalb liegenden Häuser der Vorstadt geschleift und den Boden geebnet haben.

Wir setzten hierauf unsern Weg fort, und nachdem wir außerhalb ungefähr 200 Schritte längs der Mauer gegangen, bestiegen wir den Gipfel des Hügels, worauf ein hoher Thurm steht. Er ist der Meinung, daß man hier ein starkes Bollwerk anlegen soll, er will, daß man den Thurm niederer machen und daß man ungefähr 60 Schritte weiter vorrücken soll, so daß einige kleine Häuser, die hier stehen, umfaßt werden. Dieses Bollwerk macht diese Stelle sehr fest, weil es alle umliegenden Hügel bestreicht, die schwachen Theile der Mauern, die oberhalb und unterhalb daran stoßen, bis nach St. Georgio vertheidigt, und den Feind abschreckt, sich vor diesen Theil der Stadt zu legen.

Wir kamen hierauf an das Thor von St. Georg. Er ist der Meinung, es niedrer zu machen und ein Bollwerk davor zu errichten, so daß der Ausgang in die Flanke kömmt, wie es gebräuchlich ist.

Wenn man außerhalb an diesem Thore vorbeigegangen ist, kömmt man ungefähr in einer Entfernung von 150 Schritten an eine Ecke, wo die Mauer die Richtung ändert und sich rechts dreht. Hier will er entweder eine Kasematte oder ein rundes Bollwerk angelegt haben, das Seitenvertheidigung gibt.

Zu bemerken ist, daß er überall, wo Mauern sind, Gräben gezogen haben will, denn diese sagt er, sind die Hauptschutzmittel der Festungen.

Nachdem wir ungefähr andre 150 Schritte weiter gegangen, kamen wir an die Stelle, wo einige Strebepfeiler stehen. Hier will

er ein zweites Bollwerk. Machte man dies Bollwerk stark, und schöbe man es wohl vor, so ließe sich das Bollwerk im oben genannten Winkel entbehren.

Nachdem wir an dieser Stelle vorbei waren, kamen wir an einen Thurm, den er dicker und niederer gemacht haben will, so daß man darauf zwei Stücke schweres Geschütz handhaben kann; und so soll es auch bei allen übrigen Thürmen geschehen. Er sagt, dadurch, daß sich die Werke amphitheatralisch über einander erheben, und daß man Geschütz in mehreren Reihen über einander aufstellen kann, wird der Platz sehr fest, nicht sowohl weil sie den Feind in der Flanke beschießen, sondern durch ihr Frontalfeuer. Denn, sagt er, man muß immer annehmen, daß die Festungen mehr Geschütz haben, als ein Heer nachschleppen kann; und so oft Ihr mehr Stücke gegen den Feind aufpflanzen könnt, als er gegen Euch, ist es ihm unmöglich, Euch etwas anzuhaben, da die größere Menge der Stücke die kleinere besiegt. Könnt Ihr daher schweres Geschütz auf und in alle Eure Thürme placiren und stehen viele Thürme nahe bei einander, so folgt nothwendig, daß Euch der Feind nur schwer etwas anhaben kann.

Unsern Weg verfolgend kamen wir an den Punkt, wo man gegen das Thor von St. Peter Gattolino herabzusteigen beginnt. Hier blieb der General stehen, und um besser das ganze Terrain von dem Thor von St. Georg bis hieher übersehen zu können, begaben wir uns auf das Grundstück Bartolomeo Bartolini's. Nachdem wir alles gesehen, dachte er eine andre Art aus, diesen ganzen Theil von besagtem Thor von St. Georg an bis zu dem Punkte, wo wir waren, zu befestigen, ohne die Bollwerke errichten zu müssen, von denen oben gesprochen wird. Diese andere Art ist, eine eigne Mauer auf der äußeren Crete des Mamelons, der sich gegen St. Peter Gattolino hinzieht, aufzuführen, sich stets am oberen Rande der Abdachung haltend, die in diese kleinen Thäler herabführt, und diese Mauer an das Thor von St. Georg anzustoßen; die alte Mauer aber, die innen bliebe, einzureißen. Diese neue Mauer würde von dem Punkte, wo sie anfängt, bis an den, wo sie endet, in gerader Linie ungefähr 500 Schritte lang seyn, und ihre größte Entfernung von der alten Mauer würde nicht 200 Schritte betragen. Sie würde folgende

Vortheile gewähren: Sie würde Euch diesen Theil besser vertheidigen, denn die alte Mauer ist baufällig; diese würde neu und fest seyn. Die alte Mauer, weil sie den Abhang hinter sich hat, erlaubt nicht, Abschnitte anzulegen, wogegen diese mit Abschnitten versehen würde, da sie den flachen Rücken des Mamelons hinter sich hat. Sie läge weiter vor, um die umliegenden Hügel zu bestreichen, so daß sie der Feind schwer beschießen könnte, während die alte leicht zu beschießen ist. Sie würde die Kosten der Gräben ersparen, da ihr die Abhänge als Gräben dienen. Sie würde die Kosten aller Bollwerke ersparen, die in der alten Mauer angelegt werden sollen, denn es würde hinreichen, in der neuen Mauer einige Seitenvertheidigungen anzubringen, die nicht viel kosten. Man schätzt daher, daß es fast weniger kosten würde, diesen Theil der Mauer vorzuschieben, als die alte Mauer durch Bollwerke und Gräben zu befestigen.

Nachdem wir das Terrain betrachtet, kehrten wir zur Mauer zurück, und stiegen gegen St. Peter Gattolino hinab. Er will am vorletzten Thurm ein Bollwerk errichtet haben, das dreißig Schritte weiter vorspringt als der Thurm. Alle andern Thürme sollen, wie gesagt, dicker und niederer gemacht werden. Das Thor von St. Peter Gattolino soll niederer gemacht und daselbst ein Bollwerk aufgeführt werden, welches das Thor so umfaßt, daß es die Mauer gegen St. Georg und gegen St. Friano zu bestreicht.

Nachdem wir hierauf betrachtet, wie nahe der Hügel von St. Donato a Scopeto der Mauer liegt, die das Thor von St. Peter Gattolino mit einem zugemauerten Thor auf der Seite von Camaldali verbindet, so schien es ihm, daß die ganze Mauer zwischen diesen beiden Thoren, nämlich dem von St. Peter Gattolino und dem zugemauerten, niederzureißen sei. Dafür sollte man weiter rückwärts eine andre neue zwischen beiden Thoren aufführen, deren weiteste Entfernung von der alten 200 Schritte betrüge, um sich mehr von den Hügeln zu entfernen. Weil hier viele Gärten sind, wäre kein andrer Schaden anzurichten, als daß ein Kloster der Nonnen des heiligen Nicolaus geschleift werden müßte.

Hierauf setzten wir unsern Weg gegen St. Friano fort. Er will am vorletzten Thurm, gegen St. Friano zu, ein Bollwerk errichtet haben, das 15 Schritte über den Thurm vorragte. Das Thor von St. Friano will er mit einem starken Bollwerk versehen, und die Thürme bis an den Arno dicker und niederer machen. An der Ecke der Mauer gegen den Arno zu, wo eine Mühle steht, will er ein Bollwerk, das die Mühle umfaßte und die ganze Umgegend bestriche.

Von hier stiegen wir an den Arno hinab und gingen längs der Mauer gegen die Brücke von Carcaia hin. Er ist der Meinung, daß man diese Mauern überall mit Schießscharten versehen soll, um mit Kanonen nieder über den Arno zu feuern. Wo die kleine Schleuße ist, will er ein Thürmchen, mehr des gefälligen Anblicks wegen, als daß es Seitenvertheidigung gewährte.

Nachdem wir auf die oben gemeldete Weise alle Mauern jenseits des Arno und die nahen Hügel in Augenschein genommen, befragten wir ihn über die Mauern auf der Seite von Prato, über die von St. Georg, die St. Donato a Scopeto überhöht, und über die beim Richtplatz, die St. Miniato überhöht, welche Mauern man sämmtlich von diesen Hügeln übersehen konnte. Er sagte, dies habe nichts zu bedeuten, theils weil die Hügel ferne sind, theils weil man sich durch Traversen schützen könne; so könne Euch der Feind nicht leicht von dieser Seite schaden.

Nachdem wir den ganzen Theil jenseits des Arno besehen hatten, begaben wir uns auf das diesseitige Ufer des Flusses. Wir fingen bei dem kleinen Thore der Mühle von Prato an, und machten ihn zuerst auf die Mühlgrabenstraße aufmerksam, wo die Häuser an die Mauer stoßen, welche mit dem Arno parallel läuft. Dann gingen wir durch das Thor und begaben uns an den Mühlgraben der Medicis, den wir bis ans Ende verfolgten, wo wir uns auf die Erhöhung oder vielmehr Terasse begaben, die am Ausfluß des Mühlgrabens ist. Diese Stelle könnte man, seiner Ansicht nach, sehr fest machen, indem man ein Bollwerk aufführte, das alle Mühlen umfaßte. Die innere Mauer desselben gegen den Garten des Mühlgrabens zu könnte man dünn machen, weil sie nicht beschossen werden kann. Am niederen Ende des Gartens des Mühlgrabens, wo ich sage, daß die Terasse ist, würde man ein zweites

Bollwerk anlegen, dessen Flanke die Façe des ersten vertheidigte, und dessen Façen das jenseitige Ufer des Arno bestrichen. Er sagte, wenn man dies so mache, so könnten sich die Feinde unmöglich nähern, weil der Mühlgraben da sei, welcher statt eines Grabens diene, und weil sie durch die Bollwerke in Fronte und Flanke, und durch das Geschütz des Stadtheiles jenseits des Flusses im Rücken beschossen werden könnten. So verursachten die Häuser der Mühlgrabenstraße keine schwache Stelle. Die Wendung des Dammes in der Nähe dieses Bollwerkes der Terasse will er mit einer Plattform versehen, damit man zwei Stücke Geschütz darauf placiren kann. Da ferner die Häuser von der Terasse an bis an das Thor von Carraia den Fluß beherrschen, so will er ihnen diese Herrschaft nehmen, indem er eine Mauer errichtet, die sie verdeckt, denn er sagt, es sei in Betracht einer möglichen Verrätherei nicht gut, daß Privatleute die Herrn dieses Punktes seien. Das kleine Thor der Mühlen, sagte er, würde durch das Bollwerk vertheidigt seyn.

Nachdem wir diesen Theil betrachtet und entworfen, gingen wir durch das Thor der Mühlen auswärts längs der Mauer bis zur Ecke am Mugnone, wo sich die Mauer zur Rechten gegen das Thor von Prato wendet. Er ist der Meinung, an dieser Ecke ein sehr starkes Bollwerk zu errichten, das sowohl gegen die Mühlen zu, als gegen das Thor von Prato zu Seitenvertheidigung gewährte. Den Mugnone will er hier, so wie überall, wo er an den Mauern vorbeifließt, als Graben herrichten, und an dieser Stelle von der Ecke bis zum Thor von Prato soll längs dem Mugnone eine Mauer gebaut werden, die die Erde des linken Ufers stützt. Dann soll in der Nähe des Bollwerks an der Ecke der Mugnone eine Schleuße erhalten, um das Wasser, je nach dem Bedürfniß anstauen und ablassen zu können. Längs der Mauer, die das Bollwerk mit dem kleinen Thore der Mühlen verbindet, soll ein Graben gezogen werden, in den ein Theil des Mugnone zu leiten ist. Bei den Mühlen soll dann dieser Graben gegen den Arno zu gewendet und seine Ausmündung auf beiden Seiten gemauert werden. Alle Erhöhungen, die sich auf dieser Mauer befinden (es sind dies gewisse zackige Mauerränder, die über die Zinnen hinausragen), sollen den Zinnen gleich gemacht werden. Er ist der Ansicht, daß das Thor von Prato

niederer gemacht und mit einem Bollwerk gedeckt werden soll, wie bei den Thoren jenseits des Arno gesagt worden ist.

Wir gingen sodann an das Thor von Faenza. Alle Thürmchen, an denen wir vorbei kamen, will er abgetragen und den Zinnen gleich gemacht, und verstärkt oder vielmehr erweitert haben, besonders oben. Da die Strecke vom Thore von Faenza bis an das von Prato lang ist, so scheint ihm gut, einen dieser dazwischen befindlichen Thürme zum Bollwerk zu verwandeln, ihn so viel erweiternd, daß man unten hinein Geschütz stellen kann.

Von da gingen wir an das Thor von San Gallo, das wie die andern befestigt werden soll. Einer der hier befindlichen Thürme soll zu einem kleinen Bollwerk gemacht werden. Da der Mugnone hier anfängt längs der Mauer zu fließen, so will er, um ihn auch noch oberhalb zu den Gräben zu benutzen, hier eine kleine Stauung veranstalten, damit das Wasser in die Gräben läuft. Der General wollte die Anhöhe sehen, die dem Thore von San Gallo gegenüber liegt. Als wir hinangestiegen, sagte er, hier hätten die Feinde ein festes und schönes Lager, allein der Stadt könne die Anhöhe nichts anderes schaden, als daß der Feind dahinter sicher liege.

Wir gingen hierauf an das Thor von Pinti, das wie die andern befestigt werden soll. Zwischen demselben und dem Thor von San Gallo soll einer der mittleren Thürme in ein kleines Bollwerk verwandelt werden, auf die Art wie wir bei den beiden andern gesagt haben.

Von dem Thore von Pinti an, der Mauer ungefähr 600 Schritte folgend, kömmt man an eine Ecke, wo ein dreieckiger Thurm steht; die Mauer wendet sich stark zur rechten Hand gegen das Thor von Croce, und ihre Länge von der Ecke bis an das Thor beträgt 400 Schritte. Er ist daher der Ansicht, daß hier an dieser Ecke ein großes Bollwerk zu errichten sei, das dreißig Schritte oder mehr weiter vorspringt als der Thurm, die beiden Mauerstrecken wohl vertheidigt, und in Fronte kräftig das Feld bestreicht.

Wir kamen sodann an das Thor von Croce, das wie die übrigen befestigt werden soll. Von hier längs der Mauer weiter gehend, kamen wir an den Thurm, der dem Erzengel Raphael

gegenüber liegt. Diesen Thurm will er gehörig verstärkt haben, um das Terrain in der Nähe des Arno besser zu bestreichen.

Wir kamen an das Thor am Richtplatz, wo er den Tempel und alle Baulichkeiten, die hier stehen, niedergerissen haben will; oder man müßte hier ein sehr starkes Bollwerk aufführen, um den Einfluß des Arno in die Stadt kräftig zu vertheidigen. Auch will er, daß der Pulverthurm, der in der Nähe des Thores steht, niederer und dicker gemacht werde, damit auch dieser Theil stärker sei.

Briefe.

An den Gesandten der Republik am römischen Hofe.

Vorgestern erhielten Wir Euer Schreiben vom 28. verwichenen Monats, das auf das Unsrige vom 24. antwortet.

Zuerst lobten Wir Eure schnelle Besorgung sehr, und waren erfreut, daß Se. Heiligkeit die Rücksichten billigt, die Wir beim Beginnen dieses heiligen Werkes nehmen, Niemand zu drücken, um es nicht verhaßt zu machen, ehe es durch den Erfolg erkannt und verstanden wird. Freilich können Wir bis jetzt nichts thun, als den Stoff ordnen, so lange Wir nicht über die Form einig sind, die diese Bollwerke haben sollen, und über die Stellen, wo sie anzubringen sind. Dies scheint Uns aber nicht eher möglich, als bis alle diese Ingenieure und Andern hier sind, mit denen Wir uns berathen wollen. Obgleich Signor Vitello gestern zu Florenz ankam und Wir Baccio Bigio in zwei Tagen erwarten, so wünschten Wir doch auch Antonio da S. Gallo hier zu sehen, von dem Wir noch keine Nachricht haben. Da er nämlich aus Auftrag Seiner Heiligkeit die festen Plätze der Lombardei einsieht, so haben Wir für nothwendig gehalten, ihn zu erwarten, damit Uns was er gesehen, Nutzen bringe. Ihr werdet daher Seine Heiligkeit ehrfurchtsvoll erinnern, daß sie ihn antreibe; Wir haben hier Se. Hochwürden den Legaten aufgefordert, dem Statthalter von Bologna zu schreiben: wenn er erführe, wo er sei, sollte er ihn zur Eile antreiben.

Die Rücksichten, welche bei den Werken gegen Prato und den Richtplatz auf dem jenseitigen Ufer des Arno und auf der Bergseite

zu nehmen sind, wie Se. Heiligkeit weise erinnert, sollen alle genommen werden. So soll es in keiner Hinsicht an Uns fehlen, wenn nur die Mittel dazu nicht fehlen, den der Depositarius hat schon Schwierigkeiten gemacht, eine kleine Summe zu bezahlen, die Wir von ihm bezogen haben, und in Zukunft, glauben Wir fast, wird er noch größere machen, vorschützend, er habe kein Geld. Es scheint Uns daher nothwendig, daß Se. Heiligkeit Befehl gibt, daß wir die nöthigen Summen beziehen können. Will Uns Se. Heiligkeit jemals unterstützen, so ist es jetzt die gelegenste Zeit, und würde viel Gutes wirken; denn Wir sind jeden Tag mehr der Meinung, daß es nicht gut ist, gleich Anfangs die Beutel der Bürger durch eine neue Auflage in Anspruch zu nehmen. Tragt daher diesen Punkt Sr. Heiligkeit gehörig vor.

Was das Modell der Berge betrifft, welches Se. Heiligkeit wünscht, so soll, so wie nur Baccio Bigi eingetroffen ist, keine Zeit verloren werden, damit Wir es so bald als möglich senden können. Ueberhaupt werden Wir es, was Uns betrifft und in Unsern Kräften steht, in keiner Hinsicht an Eifer fehlen lassen. Da Wir dafür halten, daß nach der Erndte die Gräben diesseits des Arno, das heißt von drei Stadtvierteln angefangen werden sollen, so haben Wir allen Potesta's Unsers Gebietes geschrieben, daß sie Gemeinde vor Gemeinde nachsehen, wie viel Mann von achtzehn bis fünfzig Jahren da sind, und Uns besondere Verzeichnisse einsenden, damit sie die Listen genau aufstellen, und Wir nach der Erndte kräftig ans Werk gehen können.

An den General Guicciardini.

Erlauchter Herr und verehrter Gönner!

Heute um 22 Uhr empfing ich Euer Schreiben vom ersten dieses. Da Roberto Aiciajoli nicht hier ist, der nach Monte Gufoni gegangen, so begab ich mich sogleich zum Kardinal und theilte ihm

die Meinung Sr. Heiligkeit, über den Plan Pietro Navarro's, mit. Ich sagte hierauf, daß Se. Heiligkeit wolle, man solle sich von ihm einen Festungsplan von solcher Stärke entwerfen lassen, daß ein Volk, wie das unsrige, Muth gewänne und man die Stadt auch gegen den ernstlichsten und wüthendsten Angriff zu vertheidigen hoffen könne.

Se. Eminenz antwortete, er werde Pietro Navarro diesen Abend nochmals bei sich sehen, und er wolle ihn so nachdrücklich bitten und in ihn dringen, als er nur vermöge. Uebrigens schien uns der gegebene Plan, über den wir ausführlich sprachen, nicht verbessert werden zu können, wenn man bei der alten Einfassung bleiben will. Nicht dabei bleiben, geht aber nicht wohl, denn man müßte in diesem Falle entweder Florenz so sehr erweitern, wie Se. Heiligkeit schon weiß, oder das Stadtviertel des heiligen Geistes ausschließen, und die Stadt auf die Ebene beschränken. Die erste Art der Befestigung wäre schwach, wegen der großen Menge Vertheidiger, die man zur Besetzung der Mauer nöthig hätte, wogegen die Einwohner von Cairo kaum in Anschlag gebracht werden könnten. Die zweite Art wäre entweder schwach oder grausam. Schwach würde sie seyn, wenn Ihr die Häuser dieses Stadtviertels stehen ließet, da Ihr dem Feinde eine mächtigere Stadt ließet, als Ihr selbst seid, in deren Besitz er mehr aus dem flachen Lande zöge als Ihr, so daß er Euch eher ermüdete als Ihr ihn. Wie schwierig und seltsam aber die andre Art seyn würde, nämlich das Stadtviertel zu schleifen, begreift Jeder. Man muß es daher befestigen wie es ist; die Art schreibe ich Euch noch nicht, sowohl weil sie noch nicht fest abgeschlossen ist, als auch um meinen Obern nicht vorzugreifen. Es genüge Euch, daß von den Mauern des besagten Stadtviertels jenseits des Arno ein Theil mit Schießscharten versehen, ein Theil vorgeschoben, ein Theil hereingerückt wird. Mir scheint es, daß dieser Punkt sehr fest wird, ja fester als die Ebene; Signor Viletti, der eigends hieher kam, ist derselben Ansicht; und dasselbe behauptet Graf Pietro, mit einem Eide betheuernd, daß unsre Stadt, auf diese Weise befestigt, die stärkste Festung Italiens wird.

Wir werden uns morgen Früh versammeln, um alles noch einmal durchzusehen, besonders den größeren Plan; worauf die Abgeordneten über das Befohlene berathen werden. Plan und Be-

schreibung unsrer sämmtlichen Festungswerke werden wir Seiner Heiligkeit senden, und ich meine, es soll Ihr gefallen, besonders der Plan der Höhe, wo die außerordentlichen Werke angebracht werden sollen. Der Plan der Werke für die Ebene weicht vom Gewöhnlichen nicht ab, allein hierauf kam es auch weniger an, da ein Jeder solches Terrain zu befestigen weiß. Graf Pietro wird noch morgen und übermorgen hier bleiben. Wir werden uns bestreben, von ihm zu erfahren, was er etwa noch im Sinne haben sollte. Ich habe mich bis jetzt auf das Hören beschränkt, damit es mir nicht gehe, wie jenem Griechen mit Hannibal.

Den 4. April 1526.

Niccolo Machiavelli.

An Denselben.

Ich habe Euch seit meiner Abreise von Rom nicht geschrieben, weil ich den Kopf so voller Bollwerke habe, daß nichts anderes hinein gehen konnte. Das Gesetz ist auf ordentlichem Wege, und so wie es Se. Heiligkeit wünscht, durchgegangen. Man wartet noch mit der Bekanntmachung des Magistrates und zögert, ans Werk zu schreiten bis aus Rom der Stellvertreter Chimenti Scarpollonis kömmt, der, wie man sagt, wegen Unpäßlichkeit sich mit solchen Dingen nicht beschäftigen kann. Auch Antonio da Filicaja wird ersetzt werden müssen, denn vorgestern rührte ihn der Schlag, und es geht schlimm mit ihm. Der Kardinal ist betroffen, von Chimenti keine Antwort zu haben, und man fängt schon an zu fürchten, die Sache möge hintertrieben werden; doch kann man nicht daran glauben, da sie schon so weit vorgerückt ist.

Ich habe von den Unruhen in der Lombardei gehört; von allen Seiten zeigt sich, wie leicht es wäre, diese Schufte aus dem Lande zu schaffen. Nur um Gotteswillen diese Gelegenheit nicht verloren; erinnert Euch, daß das Glück, unsre schlechte Politik, und noch schlimmere Diener nicht allein den König (Franz I.), sondern auch den Pabst in Gefangenschaft gebracht haben. Schlechte Politik auf der andern Seite, und gleichfalls das Glück haben ihn daraus

befreit. Sorgt um Gotteswillen, daß der Pabst nicht noch einmal in dieselbe Gefahr kömmt, wovor Ihr nicht eher sicher seyn werdet, bis die Spanier auf eine Weise aus der Lombardei geschafft sind, daß sie nie mehr zurück kommen können. Ich glaube den Kaiser zu sehen, wie er dem Pabste die glänzendsten Anerbietungen macht, weil es ihm mit dem König mißglückt ist. Aber Eure Ohren sollte er taub finden, wenn Ihr Euch an die erduldeten Uebel erinnertet und an die Drohungen, die Euch früher gemacht wurden. Erinnert Euch, daß der Herzog von Sessa zu sagen pflegte: quod Pontifex cero Cæsarem ceperat timere; jetzt hat er die Dinge wieder so weit hergestellt, daß der Pabst in der Lage ist, den König fest zu halten, wenn er diese Gelegenheit nicht vorbeigehen läßt. Ihr wißt, wie manche Gelegenheit verloren wurde; verliert diese nicht, und verlaßt Euch nicht länger auf das Abwarten, auf das Glück und auf die Zeit vertrauend, denn die Zeit bringt nicht immer die nämlichen Verhältnisse hervor und das Glück ist nicht immer dasselbe. Ich würde mehr sagen, wenn ich nicht mit einem Manne spräche, der die Geheimnisse erfährt, und die Welt kennt. **Liberate diuturna cura Italiam, extirpate has immanes belluas quæ hominis præter faciem et vocem nihil habent.** *)

Hier ist man der Meinung, wenn die Befestigung vorwärts geht, daß ich das Amt des Proveditoren und Kanzlers versehen und einen meiner Söhne zu Hülfe nehmen soll; Daniello de' Ricci sollte Kasse und Schreibereien erhalten.

Den 17. Mai 1526.

Niccolo Machiavelli.

An Niccolo Machiavelli.

Theuerster Niccolo!

Aus der Bekanntmachung des Magistrates, die nun schon Statt gefunden haben muß, werdet Ihr gesehen haben, daß die

*) Befreiet Italien von der langen Sorge, rottet aus diese gräulichen Unthiere, die außer Stimme und Gestalt vom Menschen nichts haben.

Besorgniß ungegründet war, die Ihr in Florenz hegtet, wie Ihr mir in Eurem Briefe vom 17. geschrieben. Se. Heiligkeit ist noch derselben Gesinnung und wird, meiner Meinung nach, nicht erkalten. Der Stellvertreter, den er für Antonio Filicaja ernannt hat, ist der beste Beweis. Betreibt daher die Sache, damit endlich ein Anfang gemacht werde.

De rebus universalibus sage ich dasselbe, was Ihr sagt. Eure Betrachtungen sind nur allzuwahr, und man weiß hier recht wohl wie schlimm es steht. Wo sich mehrere Mächte zu einem Zwecke zu vereinigen haben, geht es immer langsamer, als Noth thäte. Doch hoffe ich, daß es keine an sich soll fehlen lassen, wenn auch nicht so bald, als Noth thäte, doch wenigstens nicht so spät, daß es gar nicht mehr Zeit ist.

Romae 22. Mai 1526.

Euer
Francesco Guicciardini.

An Francesco Guicciardini.

Obgleich ich weiß, daß Euer Bruder Ludwig Euch seine Meinung, hinsichtlich des Vorschlags, die Anhöhe von San Miniato in die Einfassung einzuschließen gemeldet hat, so will ich doch nicht ermangeln, ein Wort darüber zu schreiben, da mir die Sache von größter Wichtigkeit scheint.

Das verderblichste, was eine Republik thun kann, ist, innerhalb ihrer Mauern eine Feste zu bauen, oder ein Werk, das augenblicklich zur Citadelle gemacht werden kann. Betrachtet das Modell, das noch in Rom ist, und ihr werdet sehen, daß durch Miteinschließung der Höhe San Miniato und Errichtung des Bollwerks auf dieser Höhe, eine Citadelle da ist. Denn die Strecke vom Thore von San Miniato bis zu dem von San Niccolo ist so kurz, daß hier der Abhang des Berges von hundert Mann in einem Tag abgestochen werden kann, so daß San Miniato zur Feste wird. Kömmt nun je, in Folge irgend einer Unordnung, ein Potentat in die Stadt, wie der König von Frankreich im Jahre 1494, so

werdet Ihr unvermeidlich Knechte; denn da er das Werk offen findet, so könnt Ihr nicht verhindern, daß er hineingeht; und da es leicht geschlossen werden kann, so könnt Ihr nicht verhindern, daß er es schließt.

Erwägt die Sache wohl, und verhütet, so geschickt Ihr könnt. Rathet zu dem bewußten Plane an, der fest und sicher ist, denn wenn nach dem mit San Miniato zu bauen angefangen würde, so fürchtet, daß es allzugroße Unzufriedenheit erregt.

Ich habe Euch diese drei Briefe jeden besonders geschrieben, damit ihr sie sämmtlich benutzen könnt, wie es zweckdienlich ist.

Den 2. Juni 1526.

Niccolo Machiavelli.

An Denselben.

Erlauchter Herr Präsident.*)

Ich habe Euch seit mehreren Tagen nicht von der Mauer geschrieben; ich will Euch daher das Nöthige jetzt sagen. Man sieht in Florenz, daß der Pabst auf die Meinung mit den Bergen zurück gekommen ist, von der Ansicht Giovanni's del Bene bewogen, der in seinem Briefe sagt, die Einschließung aller dieser Anhöhen gewähre größere Festigkeit bei geringeren Kosten. Was die Festigkeit betrifft, so ist eine sehr große Stadt niemals fest, weil die Größe des Umfangs die Vertheidiger entmuthigt und weil viele Unordnungen entstehen können, die in einer Festung von mäßiger Größe nicht Statt finden. Was die geringeren Kosten betrifft, so ist dies nur ein Gerede, da er auf viele Voraussetzungen baut, die falsch sind. Zuerst sagt er, alle diese Berge könnten an der äußeren Abdachung steil abgestochen werden, mit Ausnahme der Strecke vom Grundstück Bonciano's bis zu dem Matteo Bartoli's, was nach ihm 1000 Schritte beträgt (es sind aber 1600), die allein mit einer Mauer versehen werden müßte. Bei allen übrigen, sagt er, können die Abhänge gleichsam zur Mauer verwandelt, und

---

*) Guicciardini war damals Präsident (Generalstatthalter) der Romagna.

darauf ein Wall von acht Fuß Höhe und sechzehn Fuß Dicke errichtet werden. Dies ist nicht richtig, denn eine Menge Stellen können nicht abgestochen werden, weil sie ganz eben sind. Zweitens würden alle die abgestochenen Höhen nicht von selbst halten, sondern die Abhänge einstürzen, so daß man sie mit einer Bekleidungsmauer stützen müßte. Ferner würde diese ausgedehnte Einfassung eine Welt kosten, und der Stadt nur Schimpf bringen, denn in wenigen Jahren müßte man sie wieder neu machen, so daß die Ausgabe groß und fortwährend und schimpflich seyn würde. Er sagte, die Stadt würde 80,000 Ducaten durch die Verbesserung ihrer gemeinen Güter gewinnen. Dies ist nun gar eine Fabel; er weiß nicht was er spricht, noch wo diese Verbesserung herkommen soll. Jedermann ist also der Meinung, es sei nicht daran zu denken. Man wird jedoch das Modell machen lassen, das der Pabst begehrt hat, und es ihm senden.

So lange noch keine besondere Anweisung für unser Geschäft gegeben wird, müssen wir von dem Gelde nehmen, das hier ist. In dem gemachten Gesetze wird daher bestimmt, daß der Depositarius der Signoria von den Geldern, die zu irgend einem Zwecke in der Staatskasse sind, so viel ausbezahlt, als ihm von den Signoren, im Verein mit den Beamten, befohlen wird. Allein Francesco del Nero wird dennoch mit dem Ausbezahlen Schwierigkeiten machen, wenn ihm Se. Heiligkeit nicht schreibt, daß er bezahlen soll. Das Amt hat dem Gesandten deßhalb geschrieben; ich bitte Euch, unterstützt die Sache, damit der Pabst schreibt.

Den 2. Juni 1526.

Niccolo Machiavelli.

Anhang.

Bruchstücke aus Quellenschriftstellern.

zur

Darstellung des Standes der Kriegskunst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Sicher würde der Freund der Kriegsgeschichte wünschen, bei diesem Werke eine genaue Darstellung des Zustandes der Kriegskunst zu finden, wie ihn Machiavel vor sich gesehen. Allgemeine Sätze können aber dazu nicht hinreichen, oder würden nur eine Wiederholung dessen seyn, was im Werke selbst vorkömmt; und eine ausführliche Geschichte der Kriegskunst, während der Uebergangsperiode in die neuere Zeit, würde ein Buch werden. Der Uebersetzer hat sich daher darauf beschränkt, einige der wichtigsten Schlachten und Belagerungen aus jener Zeit zu geben, nach den Berichten von Augenzeugen oder wenigstens von gleichzeitigen Schriftstellern, deren Glaubwürdigkeit anerkannt ist, denn eine kurze Betrachtung, ja oft ein Wort eines solchen gleichzeitigen Schriftstellers zeigt größtentheils deutlicher den Stand der Kunst, als die ausführliche Erklärung eines späteren. Wenn auf diese Weise der Wunsch des Lesers nur theilweise befriedigt ist, so dürften ihm doch die Bruchstücke selbst, gesammelt aus vielen, manchmal seltenen Werken fremder oft veralteter Sprachen, nicht unangenehm seyn.

I. Schlacht bei Poitiers 1356.

Der schwarze Prinz, Eduard von Wales, hatte aus Guienne einen Einfall in Frankreich gemacht, und verheerte ungestört viele Provinzen mit Feuer und Schwert. Der König Johann von Frankreich bot alle seine Lehensträger auf, und brachte durch dringende Briefe, worin er ihnen mit dem Verluste ihrer Lehen drohte, endlich ein Heer zusammen, das aus sechsundzwanzig

Großlehensträgern, mit dem Titel Herzog oder Graf, aus hundert und vierzig Herren, mit dem Recht ein Banner zu führen, und aus 20,000 Gendarmen bestand. Mit diesem Heere stand er nach mehreren planlosen Märschen in der Nähe bei Poitiers im Rücken des Feindes.

Als der König die Wahrheit erfuhr, berichtet Froissart *), daß er seinen Feinden, die er so sehr zu finden wünschte, nah im Rücken stehe, war er sehr erfreut. Diesen Samstag, spät Abends, ließ er sein Heer im offnen Felde lagern. Die Kundschafter des Prinzen von Wales berichteten ihm, daß das französische Heer überaus zahlreich sei. Dies entmuthigte den Prinzen nicht und er sagte: Gott ist auf unserer Seite; wir müssen also sorgen, wie wir sie zu unserm Vortheil bekämpfen. Diese Nacht lagerten die Engländer an einem sehr festen Orte, umgeben von Hecken, Weinbergen und Gebüsch; und war ihr Heer gut bewacht, und so auch das der Franzosen.

Wie der König von Frankreich befahl, daß Jedermann in die Ebene rücke; und wie er vier Ritter abschickte, die Schlachtordnung der Engländer zu erspähen.

Als der Sonntag Morgen kam, ließ der König von Frankreich, der ein großes Verlangen hatte, mit den Engländern zu schlagen, eine feierliche Messe in seinem Zelte lesen und communicirte mit seinen Söhnen. Nach der Messe kamen die nächsten aus königlichem Geblüte und die ersten des Heeres zum König, um Kriegsrath zu halten, was zu thun sei. Nach langer Berathung kam man überein, daß jeder Herr sein Banner entfalte und es im Namen Gottes und St. Denis vortrage, und daß man sich in Schlachtordnung stelle um alsobald zu kämpfen. Dieser Rath gefiel dem König sehr; die Trompeten erschollen durchs Lager. Es wappneten sich also

---

*) Collection des Memoires nationales françaises ecrites en langue vulgaire du treizième et seizième siècle avec notes et eclaircissement par J. A. Buchon. Paris 1824. Tom. III. Les Chroniques de Jean Froissard. P. 179 und folgende.

alle Streiter, stiegen zu Pferde und ritten in die Ebene, wo die Banner des Königs flatterten, und die Oriflamme *) aufgepflanzt war, die Messire Godefroy de Chargny trug. Hier bot sich ein herrliches Schauspiel von schönen Waffen, von reichen Wappen, von Bannern, von Pennons **), von schönen Rittern und Knappen ***) dar; denn hier war die Blüthe des französischen Adels versammelt, und kein Ritter noch Knappe war in seinem Zelte geblieben, wenn er nicht entehrt seyn wollte.

Hier wurden, nach dem Rathe des Connetables von Frankreich und der Marschälle, drei große Treffen gebildet; jedes zählte 16,000 Mann, die alle Gendarmen waren. Das erste führte der Herzog von Orleans mit sechsunddreißig Bannern und doppelt so viel Pennons; das zweite der Herzog der Normandie und seine beiden Brüder Messire Ludwig und Messire Johann; das dritte sollte der König selbst führen. Ihr könnt und müßt also wohl glauben, daß sein Treffen eine große Anzahl gute Ritter und Edle zählte.

Während diese Treffen sich in Schlachtordnung stellten, rief der König vier Ritter zu sich und sagte: „Reitet näher an das Heer der Engländer vor und besichtigt genau ihre Stellung und wie wir

---

*) Die Oriflamme war eine Fahne, die der Patriarch von Jerusalem Karl dem Großen als Fahne oder Banner des heiligen Grabes übersandt haben soll. Sie sollte anfänglich nur gegen die Ungläubigen entfaltet werden, und es war ein Volksglaube, daß diese bei ihrem Anblick erblindeten. Sie war mit Lilien gestickt, und da diese Aehnlichkeit mit einer Flamme haben, so ist vielleicht hieraus die Benennung Oriflamme entstanden. Sie wurde auf das sorgfältigste in der Abtei St. Denis aufbewahrt, und der König mußte sie beim Ausbruch eines Krieges immer in eigener Person daselbst abholen, um sie dem tapfersten Ritter des Heeres anzuvertrauen. Ihre Form war etwa die der Kirchenfahnen, die bei Prozessionen vorgetragen werden.

**) Jeder reiche Baron, der so viele Vasallen hatte, daß er eine Schaar von fünfundzwanzig Rittern zusammenbringen konnte, hatte das Recht, ein Banner zu führen. Pennon hieß die Fahne eines vom König ernannten Hauptmanns über eine Abtheilung Gendarmen, worauf das Wappen dieses Hauptmanns gemalt war.

***) Knappen, ecuyers, hießen die adeligen Gendarmen, die wegen Jugend oder Armuth nicht Ritter waren.

sie bekämpken können, zu Fuß und zu Pferd.“ Die Ritter antworteten: „Gerne Sire.“

Der König hielt unterdessen auf einem großen weißen Streitroß, seine Leute von Zeit zu Zeit betrachtend, und lobte Gott, daß er eine solche Menge sah. „Zu Paris,“ sagte er laut, „zu Chartres, zu Rouen oder Orleans drohtet ihr den Engländern und ihr wünschtet euch, mit dem Helm auf dem Haupte ihnen gegenüber zu stehen. Jetzt seid ihr da, hier zeige ich sie euch; jetzt könnt ihr euern Unwillen durch Thaten beweisen, und die Beleidigungen rächen, die sie euch zugefügt haben; denn unfehlbar werden wir mit ihnen schlagen.“ Die, welche ihn hörten, antworteten: „Gott sei auf unserer Seite, mit Freuden werden wir kämpfen.“

Wie die obenbesagten Ritter die Stellung der Engländer dem König berichteten.

Während der König auf diese Weise seinen Leuten Muth einsprach, bahnten sich die vier Ritter, die unterdessen zurück gekommen waren, einen Weg durch das Gedränge von Edlen und Rittern, die alle mit dem Connetable von Frankreich und den zwei Marschällen herbeigekommen waren, um zu hören, wie man schlagen werde. Der König fragte sie ganz laut: „Welche Neuigkeiten, ihr Herren?“ — „„Gute, Sire; Ihr werdet, so Gott will, einen schönen Sieg über eure Feinde gewinnen.““ — „Dies hoffen wir durch die Gnade Gottes,“ antwortete der König, „sagt uns aber jetzt die Art ihrer Aufstellung, und wie wir sie angreifen können.“ Es nahm also Messire Eustach von Ribeaumont, einer der vier Ritter, den die andern beauftragt hatten, wie man mir gesagt hat, das Wort und sprach: „Sire, wir haben die Engländer gesehen und betrachtet; es können unsrer Schätzung nach 2000 Gendarmen, 4000 Bogenschützen und 1500 Brigands seyn.“ — „„Und wie stehen sie?““ fragte der König. — „Sire,“ antwortete Messire Eustach, „sie haben eine sehr feste Stellung; zwar können wir nicht sehen noch denken, daß sie mehr als ein Treffen haben, aber sie haben es sehr schön und weise aufgestellt. Sie stehen

auf einer Höhe, zu der man nur auf einem Weg gelangen kann, der auf beiden Seiten mit einem starken Haag und Gebüsch bewachsen ist, und diesen Weg haben sie auf beiden Seiten mit ihren Bogenschützen besetzt, so daß man nur zwischen diesen eindringen oder vorreiten kann. Dieser einzige Weg, der zu ihnen führt, ist nur so breit, daß vier Gendarmen in Fronte hinanreiten können. Auf der Kuppe der Höhe stehen ihre Gendarmen, alle abgesessen zwischen Dorngebüsch und Weinbergen, durch die man weder reiten noch gehen kann. Vor ihren Gendarmen haben sie ihre Bogenschützen eggenförmig aufgestellt. Dies ist sehr weise gehandelt, denn man kann nur kämpfend zu ihnen gelangen und muß durchaus an diesen Bogenschützen vorbei, die niemals leicht zu besiegen waren.“— Hierauf sagte der König: „Nun Messire Eustache, wie rathet ihr uns, anzugreifen?“ Der Ritter antwortete: „Sire, sämmtlich zu Fuß, ausgenommen dreihundert eiserne Harnische von den Eurigen, von den erfahrensten und kühnsten, den härtesten und stärksten und unternehmensten Eures Heeres, und wohl beritten auf ausgesuchten Rossen, um die Bogenschützen zu durchbrechen und zu werfen. Sodann sollen alle Eure Treffen und Gendarmen rasch zu Fuße nachfolgen und mit den englischen Gendarmen zum Handgemenge kommen und sie wacker bekämpfen. Dies ist der einzige Rath, den ich nach meiner Ansicht geben und ersinnen kann, und wer einen bessern weiß, mag ihn sagen.“ Dieser Rath gefiel dem König sehr und er sagte, so soll es geschehen. — Zu Folge dieses Beschlusses wählten die beiden Marschälle die dreihundert Gendarmen aus. Hierauf wurde das Treffen der Deutschen geordnet, die zur Unterstützung der Marschälle zu Pferde bleiben sollten, und deren Führer der Graf von Saarbrück, der Graf von Nidau und der Graf Johann von Nassau waren. Hier stand der König Johann von Frankreich, er, der zwanzigste auf dieselbe Weise gewappnet, in seiner Nähe das Hauptbanner, die Oriflamme, getragen von dem tapfersten Ritter des Heeres, und jeden seiner Söhne hatte er der Obhut tapferer Ritter und Herren anbefohlen.

Wie sich der Cardinal Tayllerand von Perigord große Mühe gab, einen Vertrag zwischen dem König von Frankreich und dem Prinzen von Wales zu Stande zu bringen.

Als die Treffen des Königs in Schlachtordnung gestellt, und jeder Herr unter seinem Banner und in der Mitte seiner Leute war, und als auch ein jeder wußte, was er zu thun hatte, wurde im Namen des Königs befohlen, daß Jedermann absitzen sollte, mit Ausnahme der unter den Marschällen zur Durchbrechung der Bogenschützen bestimmten Ritter, und daß alle, die Lanzen hatten, diese bis auf fünf Fuß verkürzen sollten, damit man sich ihrer besser bedienen könne, und daß alle ihre Sporn ablegten. Dieser Befehl wurde befolgt, denn er schien Jedermann schön und gut. — Da alles so zur Schlacht bereit war, kam der Cardinal von Perigord in großer Eile zum König und bat, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen, da er durch seine Vermittlung die Schlacht verhüten wolle. Der Cardinal, dem seine Bitte nach einigem Widerstreben gewährt wurde, ging zum Prinzen von Wales und sprach: „Gewiß, schöner Sohn, wenn Ihr die Macht des Königs von Frankreich wohl überlegt hättet, Ihr würdet mir gestatten, Euch mit ihm auszusöhnen, wenn ich könnte.“ Der Prinz, der noch Jüngling war, antwortete: „Herr, meiner und meiner Leute Ehre unbeschadet, würde ich wohl jeden billigen Vertrag eingehen.“ Die Versuche des Cardinals, der diesen ganzen Sonntag von einem Lager zum andern ging, waren fruchtlos, da der König verlangte, der Prinz von Wales solle sich mit 100 seiner Ritter gefangen geben.

Wie Messire Johann von Clermont, Marschall von Frankreich, und Messire Johann Chandos in Wortwechsel geriethen.

Während der Unterhandlung und des Waffenstillstandes ritten einige tapfere und verliebte junge Ritter im Felde umher, um die Schlachtordnung des Feindes zu erspähen. Unter diesen befand sich Johann Chandos, ein tapferer Ritter, geschickt und adeligen

Sinnes, mit Erfindungsgabe begabt, der sich sehr ergötzte, als er eine solche Menge der französischen Ritterschaft erblickte. „Gott verhüte," sagte er bei sich, „daß wir ohne Schlacht abziehen, denn wenn wir von so schönen Rittern gefangen oder besiegt werden, und von einer so großen Menge als ich vor mir sehe, so werden wir keinen Tadel verdienen; und gewinnen wir die Schlacht und zeigt sich uns das Glück günstig, so werden wir die geehrtesten Männer auf der Welt seyn." Als er sodann weiter ritt, begegnete er Messire Johann Clermont, mit dem er in Wortwechsel gerieth. Ich will Euch sagen, warum. Diese beiden Ritter, die jung und verliebt waren, trugen jeder dieselbe Devise einer blauen Dame auf einem Sonnenstrahl auf den linken Arm gestickt; und diese Devise sah man immer auf ihrem Oberkleid, wie sie sich auch tragen mochten. Nun gefiel es Messire Johann von Clermont gar nicht, daß er Messire Johann Chandos seine Devise tragen sah; er hielt ganz nahe bei ihm und sprach: „Chandos, längst wünschte ich Euch gegenüber zu stehen; seit wann wagt Ihr meine Devise zu tragen?" — „Und Ihr die meinige?" antwortete Messire Johann Chandos, „denn ebensowohl gehört sie mir als Euch." „Ihr lügt," sagte Messire Johann von Clermont, „und wenn der Waffenstillstand nicht wäre, so wollte ich Euch sogleich beweisen, daß Ihr kein Recht habt, sie zu tragen." „Ha, antwortete Messire Johann Chandos, morgen Früh sollt Ihr mich gerüstet und bereit finden, Euch durch die Waffen zu beweisen, daß sie ebensowohl mein als Euer ist."

Wie die Engländer ihre Bogenschützen sich verschanzen ließen.

Diesen Sonntag hielten sich die Franzosen den ganzen Tag über auf den Feldern, und Abends begaben sie sich in ihre Zelte und letzten sich an dem, was sie hatten. Sie hatten Lebensmittel genug, und große Vorräthe an Fourage, während die Engländer an allem Mangel litten. Dies war es auch, was die Engländer am meisten beunruhigte; denn sie wußten nicht, wo, noch wie sie zum Fouragiren ausziehen sollten, so stark war ihnen der Paß versperrt, und sie konnten nicht abziehen, ohne sich der Gefahr

auszusetzen, während des Rückzugs von den Franzosen angegriffen zu werden. Wirklich fürchteten sie auch nicht so sehr die Schlacht, als, daß sie an diesem Orte eingeschlossen bleiben und, gleichsam belagert, ausgehungert würden.

Den ganzen Sonntag benutzten sie auf das thätigste; sie ließen ihre Bogenschützen ringsum Verschanzungen aufwerfen und Gräben ziehen, um ihre Stellung fester zu machen. Als der Montag Morgen kam, stellten sich der Prinz und die Seinigen gerüstet in ihrer früheren Schlachtordnung auf, ohne im geringsten Furcht zu fühlen; eben so die Franzosen.

Wie der Prinz von Wales seine Leute in Schlachtordnung stellte.

Die Schlachtordnung des Prinzen von Wales war wirklich so, wie die vier französischen Ritter dem König gemeldet hatten, ausgenommen, daß er später noch einigen erfahrenen Rittern befohlen hatte, zu Pferde zu bleiben, um gegen die Schaar der Marschälle von Frankreich zu rücken. Ferner hatten die Engländer auf ihrem rechten Flügel, auf einer Höhe, die keinen allzusteilen Abhang hatte, 300 Gendarmen zu Pferde und eben so viel Bogenschützen zu Pferde verdeckt aufgestellt, um dem Herzog von der Normandie in die Flanke zu fallen, der mit seinem Treffen am Fuße dieser Höhe stand. Dies war alles, was sie neues gethan hatten. Der Prinz und sein Haupttreffen hielt sich im Hintergrund zwischen den Weinbergen, völlig gerüstet, ihre Pferde in der Nähe, um sogleich aufsitzen zu können, wenn es nöthig seyn würde. Sie waren auf der schwächsten Seite durch eine Wagenburg, aus ihren Packwagen gebildet, verschanzt und gedeckt, so daß man sie von dieser Seite nicht angreifen konnte.

Die Ritter des Prinzen von Wales waren vortrefflich, obgleich wenig zahlreich, denn das ganze englische Heer betrug nicht mehr als 8000 Mann und die Franzosen waren wohl 50,000 Mann,*) worunter über 3000 Ritter.

---

*) Dies ist die Totalsumme, wahrscheinlich nach einer allgemeinen Schätzung. Oben ist nur die Zahl der Gendarmen angegeben, nach denen man damals, und noch lange Zeit später, die Heere zählte.

Wie der Prinz von Wales weise seinem Heer Muth einsprach, und wie die Schlacht begann.

Als dieser junge Mann, der Prinz von Wales, sah, daß er fechten mußte und daß der Cardinal von Perigord nichts ausrichten konnte, und daß der König von Frankreich ihn gar wenig achtete und liebte, so faßte er selbst Muth und sprach sehr weise seinem Heere Muth ein, wie folgt: „Schöne Herren, wenn wir Wenige sind gegen die Macht unserer Feinde, lassen wir deßhalb doch den Muth nicht sinken, denn die Tapferkeit und der Sieg sind nie bei dem großen Haufen, sondern dort, wohin sie Gott schicken will. Kömmt es so, daß die Schlacht zu unserm Vortheil ausfällt, so werden wir die geehrtesten Männer der Welt seyn; fallen wir, so habe ich noch meinen Herrn Vater und zwei Schwäger, und auch ihr habt gute Freunde, die uns rächen werden. Ich bitte euch daher, daß ihr euch heute gut schlagt, und so es Gott und St. Georg gefällt, so sollt ihr mich heute als guten Ritter sehen."

Bei dem Prinzen, um ihn zu bewachen und zu berathen, war Messire Chandos; und er wich während der ganzen Schlacht nie von seiner Seite, was sich auch zutragen mochte.

Ein englischer Ritter ritt jetzt vor gegen die Deutschen, die zu Pferde geblieben waren, um die Marschälle von Frankreich zu unterstützen. Ihm entgegen ritt ein deutscher Ritter, und dieser Zweikampf, der mit der Gefangennehmung des Engländers endete, gab das Signal zur Schlacht.

Von allen Seiten begann der Kampf, und schon war die Schaar der Marschälle herangerückt und die Ritter ritten vor, welche die Bogenschützen durchbrechen sollten, und sprengten in den Weg, den der dichte Haag zu beiden Seiten einschloß. So wie diese Gendarmen darinnen waren, fingen die Bogenschützen um die Wette an zu schießen und legten auf beiden Seiten hinter dem Haag hervor Hand ans Werk, so daß sie die Pferde tödteten oder sie mit ihren langen gefiederten Pfeilen verwundeten. Die Pferde, von diesen Pfeilen getroffen und die Spitze fühlend, stutzten und wollten nicht vorwärts gehen; das eine drehte sich in die Quere das andere drängte zur Seite; oder sie stürzten und stiegen und schlugen unter

ihren Reitern aus, die sich nicht helfen, noch vom Boden erheben konnten. Unmöglich war es dieser Schaar der Marschälle, dem Haupttreffen des Prinzen zu nahen. Obgleich einige wohlberittene Ritter und Knappen über die Hecken setzten und vordrangen, so konnten sie doch nicht zum Gefechte mit dem Haupttreffen kommen.

Wie Messire Johann von Clermont, Marschall von Frankreich, getödtet ward; und wie das Treffen des Herzogs von der Normandie die Flucht ergreift.

Messire Johann von Clermont, Marschall von Frankreich, ein sehr tapferer und feiner Ritter, focht unter seinem Banner und vertheidigte sich auf das hartnäckigste so lange er es vermochte; allein er wurde vom Pferde gestoßen und konnte sich nicht gegen Lösegeld gefangen geben noch sich von der Erde wieder erheben. Hier ward er im Dienste seines Herrn getödtet. Es wollen wohl Einige wissen, sein Wortwechsel mit Messire Johann Chandos sei die Ursache gewesen. Kaum sah man je so großes Mißgeschick über Gendarmen und gute Streiter kommen, als es über die Schaar der Marschälle von Frankreich kam; denn sie stürzten einer über den andern und konnten nicht vorwärts kommen. Die hintersten, welche die Niederlage der vorderen sahen und nicht vorrücken konnten, wichen zurück und warfen sich auf das Treffen des Herzogs von der Normandie. Dieses Treffen, vorn groß und dicht, wurde bald lichter im Rücken, als die Niederlage der Marschälle bekannt wurde. Was die Pferde erreichen konnte, saß auf und entfloh, denn eine Schaar Engländer sprengte vom Berge herab, vor sich berittene Bogenschützen, und fiel dem Treffen des Herzogs der Normandie in die Flanke. In der That brachten die englischen Bogenschützen ihrem Heere großen Vortheil und erschreckten die Franzosen sehr, denn sie schossen so dicht und schnell und alle zugleich, daß die Franzosen nicht wußten, nach welcher Seite sie sich wenden sollten, um nicht getroffen zu werden. Die Engländer rückten allmählig vor und gewannen Terrain.

Wie der Prinz von Wales, als er das Treffen des Herzogs von der Normandie wanken sah, seinen Leuten vorzureiten befahl.

Als die englischen Gendarmen sahen, daß diese erste Schaar besiegt war und das Treffen des Herzogs von der Normandie wankte und sich zu öffnen begann, so verdoppelte sich ihr Muth und ihre Kampflust. Sie bestiegen alsobald ihre Pferde, die sie in ihrer Nähe halten ließen und vereinigten sich rasch, um die Feinde zu schrecken, mit lauter Stimme rufend: „St. Georg Guienne.“ Hier sagte Messire Chandos zum Prinzen ein großes ehrenvolles Wort: „Sire, Sire, reitet vorwärts, der Sieg ist Euer; Gott führt heute Euern Arm, brechen wir auf Euern Gegner, den König von Frankreich ein, denn auf dem liegen die Loose der Schlacht. Wohl weiß ich, daß ihm seine Tapferkeit niemals zu fliehen erlauben wird; so wird er in unsere Gewalt kommen so es Gott gefällt und St. Georg. Fechten wir wacker; Ihr sagtet ja so eben, daß man Euch heute als tapfern Ritter sehen solle.“ Diese Worte spornten den Prinzen an, daß er laut ausrief: „wohlan denn Johann, ihr sollt mich heute nie den Rücken wenden sehen, sondern immer vorwärts reiten.“ Und seinem Banner rief er zu: „Vorwärts Banner, im Namen Gottes und St. Georgs.“ Und der Ritter, der es trug, gehorchte den Befehlen des Prinzen. Hier entstand ein großes und gefährliches Gedränge, und viele Reiter wurden vom Pferde geworfen. Ihr müßt aber wissen, daß wer einmal heruntergefallen war, sich nicht mehr helfen konnte, wenn man ihn nicht kräftig unterstützte.

Wie der Herzog von der Normandie und seine beiden Brüder das Schlachtfeld verließen.

Als die Schaar der Marschälle völlig geschlagen war und das Treffen des Herzogs der Normandie sich zu brechen und zu öffnen begann, und als der größere Theil statt zu kämpfen, wie sie sollten, zu Pferde stieg und die Flucht ergriff, rückten die Engländer, welche zu Pferde waren, vor und hieben zuerst auf die Schaar des

Herzogs von Athen, des Connetable von Frankreich, ein. Der Stoß war heftig und viele Ritter wurden in den Sand geworfen. Montgoye St. Denis riefen die französischen Ritter und Knappen, in Schaaren gedrängt, St. Georg Guienne die Engländer. Große Tapferkeit zeigten beide Theile. Der Prinz und seine Leute hatten zuerst die Schaar der Deutschen unter dem Grafen von Saarbrück, Nassau und Nidau gegen sich. Diese konnte nicht lange widerstehen und wurde in die Flucht geschlagen, nachdem die drei Grafen gefangen und viele ihrer Ritter und Knappen getödtet worden waren.

Hier waren die englischen Bogenschützen rasch und behende, zu gleicher Zeit und so dicht zu schießen, daß sich Niemand in dem Bereich ihres Bogens halten konnte; sie verwundeten und tödteten viele Streiter, die weder zur Gefangennahme gegen Lösegeld kommen noch Gnade erhalten konnten.

Als das Treffen des Herzogs von der Normandie, so wie ich gesagt habe, die Schaaren des Prinzen so nahe kommen sah, welche die Marschälle und die Deutschen schon in die Flucht geschlagen hatten, verlor die Mehrzahl den Muth und war allein auf ihre Rettung bedacht. Hierunter waren auch die drei Söhne des Königs, der Graf von der Normandie, der Graf von Poitiers und der Graf von Touraine, die damals noch sehr jung und unerfahren waren, und daher leicht denen glaubten, die sie zu leiten hatten. Doch wollten Messire Guichard d'Angle und Messire Johann von Saintré, die beiden Ritter des Grafen von Touraine, nicht den Rücken drehen noch fliehen, sondern sie stürzten sich in das dichteste Schlachtgewühl. So verließen also die drei Söhne des Königs das Schlachtfeld und mit ihnen mehr als 800 Lanzen frisch und unberührt, die dem Feinde gar nicht ins Auge geschaut hatten.

Das Treffen des Herzogs von Orleans, noch völlig unangetastet, zog sich gleichfalls zurück hinter das Treffen des Königs. Wahr ist jedoch, daß mehrere gute Ritter und Knappen das Feld nicht räumen, und lieber sterben wollten, als daß ihnen die Flucht vorgeworfen würde.

Wie der König von Frankreich alle seine Leute absitzen ließ, und sehr tapfer als guter Ritter focht; wie auch seine Leute.

Ihr habt wohl von der Schlacht bei Crecy sprechen hören, wie das Glück wunderbar den Franzosen zuwider war; auch in der Schlacht bei Poitiers war es wunderbar ungünstig und grausam gegen sie, gerade so wie bei Crecy; denn die Franzosen waren wohl an Gendarmen sieben gegen einen stark. Nun seht, ob es nicht großes Mißgeschick für sie war, daß sie das Schlachtfeld nicht gegen ihre Feinde behaupten konnten. Aber, um die Wahrheit zu sagen, wurde die Schlacht bei Poitiers viel besser geschlagen, als die bei Crecy, und hatten alle Streiter mehr Muße sich zu bedenken und ihre Feinde ins Auge zu fassen, als bei Crecy; denn die Schlacht bei Crecy fing spät Abends an, ohne Ordnung und Befehl, und die bei Poitiers in früher Morgenstunde und in recht guter Ordnung, wenn nur das Glück für die Franzosen gewesen wäre. Und es wurden ohne Vergleich mehr schöne und große Waffenthaten ausgeführt, als bei Crecy; wenn man nur bedenkt, wie viele große Herrn des Landes in dieser Schlacht blieben. Und alle, die bei Poitiers blieben und gefangen wurden, thaten mit solcher Loyalität ihre Pflicht gegen ihren Lehensherrn, daß sich jetzt noch ihre Erben ihrer tapfern Thaten rühmen. Eben so wenig läßt sich sagen, daß der König von Frankreich je bei irgend etwas, was er sah oder hörte, verzagte, sondern er zeigte sich immer als guter Ritter und wackerer Kämpfer, und niemals dachte er an Rückzug oder Flucht. Seinen Leuten rief er zu: „abgesessen, abgesessen," und ließ alle absitzen, die zu Pferde waren, und er selbst stellte sich zu Fuß vor alle die Seinigen, mit einer Streitaxt in der Hand, und ließ seine Banner vortragen im Namen Gottes und St. Denis, und die Oriflamme, die Messire Geoffroi von Chargny trug, und so erwartete das dichte Treffen des Königs den Angriff der Engländer. Der Stoß war furchtbar, und grausam der Kampf, und unzählige Streiche von Streitärten, Schwertern und andern Waffen fielen von beiden Seiten.

Der König von Frankreich, seinen jüngstgebornen Sohn zur Seite, sah bald, daß seine Leute in Gefahr waren, denn er sah

seine Schaaren durchbrochen und seine Banner und Pennons wankend und zurückweichend; allein er glaubte durch Tapferkeit die Schlacht wieder herzustellen. Hier riefen die Franzosen Montjoye St. Denis und die Engländer St. Georg Guienne.*)

Wie ein großes Blutbad unter den Franzosen an dem Thore von Poitiers angerichtet, und wie der König Johann gefangen genommen wurde.

In Wahrheit war diese Schlacht bei Poitiers blutig und gefährlich, und viele schöne Waffenthaten wurden darin ausgeführt, die niemals bekannt wurden. Die Schlacht ward sehr gut geschlagen, wohl unterhalten und wohl geendigt, was die Engländer betrifft; denn beide Theile litten bedeutenden Verlust. Auf der andern Seite that der König Johann Wunder der Tapferkeit mit eigner Hand, und führte trefflich seine Streitaxt, zur Vertheidigung und zum Kampfe.

Allein seine Schaaren wurden durchbrochen und öffneten sich und flohen, vom Feinde verfolgt, bis an die Thore von Poitiers. Hier war das Morden groß und viele Gendarmen und Pferde wurden erschlagen, denn die Einwohner von Poitiers schlossen die Thore und ließen Niemand in die Stadt. Auf der Straße und vor dem Thore war das Blutbad schrecklich, die Zahl der Getödteten,

---

*) Hier folgen nun eine Menge einzelner Kämpfe zwischen englischen und französischen Herren und Baronen, was den Schlachtbeschreibungen Froissarts und andern Geschichtschreibern des Mittelalters die bekannte Aehnlichkeit mit den Schlachten in der Iliade gibt. Häufig liest man daher auch, daß die Kriegskunst wieder zur Kindheit herabgesunken sei, und daß in dieser Periode ein gepanzerter Ritter auf seinem gepanzerten Schlachtroß zwanzig Fußknechte nicht gefürchtet habe, und daß er dieselbe Wichtigkeit in der Schlacht und denselben Einfluß auf ihren Ausgang gehabt habe, als die griechischen und trojanischen Helden. Ohne auf eine nähere Erörterung einzugehen, sei nur bemerkt, daß Froissart über das beiderseitige Fußvolk, die Schlachtordnung und das in Hinsicht auf die Kriegkunst Wichtige kein Wort mehr enthält als hier wiedergegeben ist.

Verwundeten und Niedergeworfenen war erstaunlich, und die Franzosen ergaben sich, so wie sie nur von Weitem einen Engländer erblickten. Mehrere Engländer, Bogenschützeu oder andere, hatten vier, fünf oder sechs Gefangene. Nie sah man solches Mißgeschick, als hier über die Franzosen kam.

Hier focht nahe beim König tapfer Messire Geoffroy von Chargny; und alles drängte nach ihm, da er die Oriflamme trug. Er vertheidigte sie bis zum Tode. Die Schaar des Königs wurde durch die Masse von Engländern und Gasconiern, die herzuströmten, durchbrochen, und so dicht waren die Franzosen von allen Seiten von Feinden umgeben, daß man oft fünf Gendarmen mit einem Ritter kämpfen sah. Das Gedränge war furchtbar, weil jeder den König gefangen zu nehmen wünschte, und die, welche ihn kannten und am nächsten bei ihm waren, riefen ihm zu: „ergebt Euch, ergebt Euch, sonst seid Ihr des Todes.“ Hier war ein französischer Ritter aus St. Omer, den man Herrn Denis von Morbeque nannte, und der seit fünf Jahren bei den Engländern diente, da er ihn seiner Jugend wegen eines Todtschlags, den er in St. Omer begangen, aus Frankreich verbannt worden war, so daß er jetzt im Solde und Dienste des Königs von England stand. Diesem Ritter wollte das Glück so wohl, daß er ganz nahe am König war, als man sich herbeidrängte, ihn gefangen zu nehmen. Groß und stark, durchbrach er den Haufen und sagte auf gut Französisch zum König, der mehr auf ihn hörte, als auf die andern: „Sire, Sire, ergebt Euch.“ Der König, der sich in schlimmer Lage und gar sehr von seinen Feinden gedrängt sah, und daß fernere Vertheidigung fruchtlos wäre, fragte den Ritter: „Wem soll ich mich ergeben! wem? Wo ist mein Vetter, der Prinz von Wales? Wenn ich ihn sähe, würde ich sprechen.“ — „Sire,“ antwortete Messire Denis, „er ist nicht hier, aber ergebt Euch mir, ich will Euch vor ihn führen.“ — „Wer seid ihr?“ sagte der König. — „Sire, ich bin Denis von Morbeque, ein Ritter aus Artois; aber ich diene dem König von England, weil ich nicht im Königreich Frankreich wohnen darf, und um all das Meine gebüßt worden bin.“ — Also antwortete der König von Frankreich, wie ich später unterrichtet worden bin, oder soll geantwortet haben:„ Nun denn,

ich ergebe mich euch," und gab ihm seinen rechten Handschuh. Der Ritter nahm ihn und hatte große Freude. Hier war ein großes Gedränge und Gewühl um den König, denn Jeder bestrebte sich, sagen zu können: „Ich habe Ihn zum Gefangenen gemacht, ich habe Ihn zum Gefangenen gemacht." Und konnte der König nicht vorwärts gehen, noch Messire Philipp, sein jüngstgeborner Sohn.

Der Prinz von Wales, der kühn und muthig war, und wenn er den Helm auf dem Haupte hatte, wie ein grimmiger Löwe, und der diesen Tag großes Behagen am Kampfe und an der Verfolgung gehabt hatte, war am Ende der Schlacht sehr erhitzt, so daß ihm Messire Chandos, der nie von seiner Seite gewichen war, den Rath gab, zu ruhen und seine zersteuten Ritter zu sammeln. Der Prinz ließ sein Banner aufpflanzen und seine Minstrels in die Hörner blasen, und bald versammelten sich die Ritter um ihn.

Mit dem König und seinem jüngsten Sohn wurden siebenzehn Grafen gefangen, ohne die Barone, Ritter und Knappen; und zwischen 500 bis 600 Gendarmen wurden getödtet, und überdies 6000 Mann.*) Die Blüthe der französischen Ritterschaft blieb in dieser Schlacht, wodurch das edle Königreich Frankreich sehr geschwächt ward und in große Drangsal gerieth.

Der König Johann war in großer Gefahr, zerrissen zu werden, bis er endlich vor den Prinzen von Wales gebracht wurde. Von diesem wurde er als Lehenherr behandelt und auf das köstlichste bewirthet, wobei der Prinz sich weigerte, an der erhöhten Tafel des Königs zu sitzen, jedoch als Gefangener nach England abgeführt. Um seine Freiheit später wieder zu erlangen, mußte der König Johann drei Millionen Franken bezahlen, und ganz Aquitanien (wenigstens was er davon besaß) und viele andre Städte und Orte abtreten,

---

*) 13 Grafen, 1 Erzbischof, 70 Barone und Bannerherrn und 2000 Gendarmen wurden gefangen. Ohne die Grafen, Vicomtes, Bannerherrn u. s. w. zu zählen, wurden 3000 Mann bei der Verfolgung getödtet. Ueberdies ließen die Franzosen 8000 Gendarmen auf dem Schlachtfeld. Die Engländer verloren nur 1900 Gendarmen und 1500 Bogenschützen. Scala chronica apud Leland.

was fast ein Drittel des Königreichs ausmachte. Frankreich wurde dadurch so arm, daß es lange Zeit lederne Münzen hatte, mit einem kleinen silbernen Nagel in der Mitte.

Das erste stehende Heer.

Diese Schlacht, eine der geordnetsten und regelmäßigsten, ist in Froissarts anziehendem Styl ein lebhaftes Bild des Standes der Kriegskunst in diesem Zeitraum. Man sieht den Mangel strategischer Pläne, und, von französischer Seite, die gänzliche Unbekanntschaft mit den Regeln einer vernünftigen Taktik. Wenn in der Ebene ein wohlgeübter, von Piken strotzender Phalanx für die Reiterei unüberwindlich ist, so mußte doch ein unordentlicher Haufe im geschlossenen Kampfe völlig ungeübter Ritter gegen gleichbewaffnete Streiter im größten Nachtheil seyn, die auf schweren Streitrossen auf sie hereinsprengten, sie durch den ersten Stoß durchbrachen und dann im Nachgefecht mit ungeheuern Streithämmern und Schlachtschwertern von oben herab ihre Helme zerschmetterten. Das französische Heer war durch Aufrufung des Heerbannes (arrier ban*) zusammengebracht worden. Dies war ein Aufruf an die Edlen und Lehenträger, sich an einem bestimmten Orte zu einem Heere zu versammeln, wo sie vierzig Tage lang dem König auf ihre Kosten zu dienen gehalten waren. Auch die Städte und Gemeinden mußten unter ihrem Amtmann ihr Contingent dazu senden. Auf dieselbe Weise wurden in allen andern Ländern die Armeen zusammengebracht, wenn man ihrer bedurfte. Die Bewaffnung und Fechtart der Ritter, dieses wenig gehorsamen Hauptbestandtheils der Lehenherrn, so wie überhaupt die Kriegführung, war im Mitelalter bei allen christlichen Völkern dieselbe. Das allen eigenthümliche Lehenwesen und Ritterthum ist die Ursache. Der Oberlehenherr bot seine Vasallen auf, machte einen kurzen Einfall in Feindesland, wo er nahm, was er fand und zerstörte, was er nicht fortführen konnte, lieferte eine Schlacht

---

*) Das Wort: arrier ban, sagt der Präsident Fauchet, sei eine verdorbene Aussprache des altdeutschen Heerbannes.

und kehrte heim, weil die Zeit der Dienstpflichtigkeit seines Heeres zu Ende war. Schwieriger war es dem Angegriffenen, ein Heer zusammen zu bringen, denn die Aussicht auf Beute fehlte, und wer nicht unmittelbar selbst bedroht war, beeilte sich nicht sehr, so daß der Schaden gewöhnlich schon geschehen war bis die Vertheidiger herbeikamen.

Frankreich sollte das erste Beispiel eines stehenden Heeres geben. Durch die oben genannten Uebelstände veranlaßt, nahmen die Könige von Frankreich, außer dem Lehenheere, in ihren Kriegen gewöhnlich noch fremde Kriegsvölker in Sold. Bretonen als Reiterei und genuesische Armbrustschützen als Fußvolk, waren in diesem Zeitraum geschätzt. Als aber durch die Kriege mit den Engländern und die Empörung der Häuser Orleans und Burgund gegen die Krone, Frankreich fast zur Einöde geworden und die Domaine der Könige so vermindert war, daß sie nicht einmal zum Unterhalt ihres Hofstaates hinreichte, so waren die schlechtbezahlten Söldner, nachdem sie das flache Land von Menschen und Pferden entblößt hatten, endlich gezwungen, das Königreich zu verlassen, wo nichts mehr für sie zu gewinnen, noch zu rauben war. In dieser Noth und zum Aeußersten gebracht, nahm Karl VII. seine Zuflucht zu seinem Adel, ihn seinen rechten Arm nennend. Die Edlen faßten Muth und zeigten sich, von guten und klugen Feldherrn geführt, gehorsamer und als bessere Krieger, denn vorher. Der Bastard von Orleans, La Hire, Xaintrailles, Vignolles, Renaud, Baudricourt, das Erscheinen der Jungfrau von Orleans klug benutzend, und unterstützt von vielen andern Baronen und Herren, gewannen Karls VII. sein Königreich wieder.

Als nun der Waffenstillstand, der bald darauf zum Frieden wurde, geschlossen war, baten die Bewohner des flachen Landes, schon durch so viele Heereszüge aufgezehrt, den König, daß er den Kriegsvölkern verbieten möge, ihre Häuser zu plündern. Da nun der König dem Volke entgegnete, daß der Fürst, welcher seine Soldaten nicht bezahle, ihnen zu erlauben scheine, zu rauben was sie fänden, da die Mehrzahl als arme Leute nicht ohne Sold leben könnten, so erboten sich die Bauern, den Unterhalt von so viel Soldaten zu bezahlen, als man zur Vertheidigung des Königreichs

für hinreichend erachten werde, jedoch unter der Bedingung, daß die Lebensmittel nach einer bestimmten Taxe zu bezahlen seien.

Man machte also aus diesem Grunde den Anfang, Steuern in den Städten und Dörfern zu erheben, die keine Mauern hatten oder nicht frei waren. Von der großen Zahl der räuberischen Kriegsvölker aber wurden 1500 Lanzen herausgezogen, sämmtlich Adelige und völlig eisengeharnischt (servêtu), die in der zu diesem Zwecke erschienenen Ordonanz Gendarmen genannt wurden. Die Gendarmen Karls VII. sollten vier Pferde haben, worunter zwei Dienstpferde, ein Lastpferd, und das vierte für einen Diener, der Coustillier (coutelier) genannt wurde, von einem langen Dolche oder Messer, das er führte. Zu seinem Unterhalte hatte jeder Gendarm einen halben Thaler täglich, der damals dreizehn Sols, sechs Deniers galt. Der Bogenschützen waren zweimal so viel, und jeder mußte zwei Pferde, ein Dienstpferd und ein Packpferd, halten. Die Schützen hatten nur halb so viel Besoldung als die Gendarmen, mußten jedoch gleichfalls sämmtlich Adelige seyn.

Diese Einrichtung fand so allgemeinen Beifall, daß der wahre Adel, die armen Bauern auszuplündern und aufzuzehren sich schämend, gerne unter diese Gendarmen und Schützencompagnien trat, die unter die Befehle der Prinzen und der tüchtigsten und angesehensten Hauptleute gestellt wurden. Die Zahl der Bewerber war so groß, daß Pferde zu 800 Thaler, wovon zwei einen Nobel ausmachten, gekauft wurden; so sehr bestrebte sich der hochherzige Adel, zu beweisen, daß er den Dienst des Königs, das Wohl des Vaterlandes und des gemeinen Volkes liebe, durch dessen Arbeit die Edlen ernährt werden.*)

Was das Fußvolk betrifft, beschloß man, die stärksten und gewandtesten jungen Leute in den Dörfern und Ortschaften im Schießen mit Bogen und Armbrust üben zu lassen, wobei die Geschicktesten Preise erhielten. Aus diesen wählte man die Besten aus, und diese waren steuerfrei, gegen die Verpflichtung, im Fall

---

*) Dies sind die Worte Fauchets, Präsidenten des Parlaments von Paris, in seinem antiquités gauloises, Abhandlung über das französische Kriegswesen, geschrieben in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

eines Krieges für eine gewisse monatliche Löhnung ins Feld zu rücken.

Dieses Reglement wurde im Jahr 1444 gegeben, als der König endlich mit den Engländern Waffenstillstand geschlossen hatte, nach einem dreißigjährigen ununterbrochenen Kriege, der, wie schon gesagt, das flache Land zu Grunde gerichtet hatte, das durch so viele Heere, die ohne zu bezahlen lebten, aufgezehrt worden war. Der König brauchte jetzt nicht mehr so viel Soldaten, und seine Hauptsorge mußte dahin gehen, die Wunden der Kriegsjahre zu heilen. Nachdem er daher die Besten der neu ausgehobenen Gendarmen zurückbehalten und in Compagnien getheilt hatte, schickte er alle übrigen unter dem Dauphin (später Ludwig XI.) nach Deutschland, um das schlechte Blut zu entfernen, das so lange Zeit den Staatskörper krank gehalten hatte, und er selbst fing mit Lothringen Krieg an, legte sich vor Metz und belagerte es sieben Monate lang; hauptsächlich darum, damit er seine neu angeworbenen Gendarmen an Kriegszucht und Gehorsam gewöhnen konnte. Der Dauphin griff mit einem Heere von 40,000 Mann 1500 Schweizer bei Basel an, und sah sie sterben bis auf den letzten Mann, ohne daß sie sich ergeben wollten. Der König schloß einen Vertrag, da er seinen Hauptzweck, die Disciplinirung seiner Streiter erreicht hatte. Später vertheilte er diese Gendarmen, die, gut bezahlt, enthaltsamer und gehorsamer waren als früher, in die zur Vertheidigung des Königreichs bequemsten Städte. Hier sollten sie sich nach einer zu diesem Zwecke erlassenen Ordonanz verhalten, woher ihre Benennung Ordonanzcompagnien entstanden ist.

Die Folgen dieser Einrichtung für Frankreich waren äußerst wohlthätig. Die armen Edelleute oder die Nachgebornen der größeren Häuser traten sämmtlich, wenn sie nur im Stande waren Pferde zu kaufen, in diese Compagnien, und konnten, auf ihre Garnisonen beschränkt, nun nicht mehr rauben, wie es ein Theil von ihnen früher zu thun pflegte, um standesgemäß leben zu können. Das flache Land fieng wieder an, sich zu bevölkern, die Bauern bauten wieder ihre Felder und machten diejenigen wieder urbar, die während eines so langen und anhaltenden

Krieges brach liegen geblieben waren, da die Kriegsvölker alles Vieh und alle Ackerpferde mit fortgeführt hatten.

Allein es währte nicht lange, daß die neue Einrichtung ihre Gegner fand. Die von den Bauern erhobenen Steuern schienen den bedeutenden Herren zur Last zu fallen, denen die großen Dörfer, die guten Ländereien und Pachtgüter gehörten. Obgleich die Bauern die Steuer unmittelbar bezahlten, sagte man, so seien doch ihre Herrn die eigentlichen Bezahler, denn die Bauern zögen den Betrag dieser Steuern vom Pachtgelde ab, das die Eigenthümer erhielten. Ueberdies war es dem Tyrannen Gem-pill-hommes, wie die Unterdrückten die Edelleute nannten, nicht mehr so leicht wie sonst, das Huhn, den Kapaun, das Schaf, die Rinder und manchmal die Magd, die Tochter oder die Frau seines Unterthanen zu nehmen, der nun Freischütze war oder doch einen Bruder oder Verwandte hatte, die bewaffnet das Dorf des Edelmanns bewohnten.*) Aus diesen Gründen widersetzten sich einige Edle der Bewilligung der Steuern, und der König war genöthigt, um die Zahl der Gegner zu vermindern, die widerspenstigsten und lautesten von diesen Edlen zu seinen Pensionären zu machen, indem er jedem zwanzig Thaler monatlich gab.

Als hierauf Ludwig XI. (der erste König, der ohne die Stände zusammen zu rufen, so viele Abgaben vom Volke erhob, als ihm beliebte) sah, daß im Kriege des öffentlichen Wohles das kriegsgeübte Volk und der Adel sich so schnell gegen ihn erhoben, daß sie eher im Felde standen als er, so fieng er an, die Einrichtung der Freischützen, der Unterthanen des Adels, zu vernachläßigen, und bediente sich in den Städten und Dörfern angeworbener Fußknechte. Diese, durch den Schall der Trommel eingeladen, im Kriege ihr Glück zu versuchen, nannte man Abenteurer.

Um aber ein Truppencorps zu haben, das von ihm allein abhing, nahm er 6000 Schweizer, sämmtlich Fußvolk, in beständigen Sold, da er dieses Volk schon bei Basel achten gelernt hatte. Das französische Fußvolk wurde nach Art der Schweizer bewaffnet und aufgestellt, und, so wie die Gendarmen, beständig unter den

---

*) Fauchet ibidem.

Waffen gehalten. Im letzten Jahr der Regierung Ludwigs XI. betrug die Zahl der Gendarmen 5000 und die des Fußvolkes über 25,000 Mann.

Dies die Art der Entstehung und Ausbildung des ersten stehenden Heeres in den christlichen Staaten Europa's.*) Diese neue Einrichtung, die von den übrigen Mächten früher oder später nachgeahmt wurde und die Anwendung des Geschützes in den Schlachten brachten eine völlige Umwälzung in der Kriegsführung hervor. Zwar datirt sich der Zeitpunkt dieser Aenderung vom Kriegszug Karls VIII., des Sohnes und Nachfolgers Ludwig XI., nach Neapel an, allein der verstandesarme Sohn ärntete durch einige kurze Augenblicke vorübergehenden Glückes und Ruhmes nur die Früchte der Anstrengungen seines Vaters, und wußte die Eroberung nicht zu behaupten, welche er der neuen und alles bis dahin Bekannte übertreffenden Organisation seiner Armee verdankte.

Kriegswesen in Frankreich während der Regierung Ludwig XI.

Schlacht bei Montlhery 1464.**)

Ludwig XI. bestieg nach dem Tode seines Vaters, Karls VII., im Jahr 1461 den Thron Frankreichs. Bald zeigte er seinen festen Willen, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und

---

*) Die Türken hatten schon in den Janitscharen ein vortreffliches stehendes Heer. Auch in England und Ungarn lassen sich schon früher stehende Heere nachweisen; man nimmt jedoch gewöhnlich das französische als das erste an.

**) Memoires de Messire Philipp de Comines Seigneur d'Argenton. Ausgabe von Godefroy. Brüssel 1706, drei Bände in Octav. Der zweite Band enthält in der zweiten Hälfte: Histoire de Louys XI. Roy de France, autrement dicte la Chronique Scandaleuse, escrite par Jean de Troyes Greffier de l'Hostel de Ville de Paris. Der dritte Band enthält Belege. Die Schlacht bei Montlhery ist im ersten Buche beschrieben.

die rebellischen Großen Gehorsam zu lehren, aber zugleich offenbarte sich sein Hang zur Willkührherrschaft, und unter den ersten Handlungen seiner Regierung entfernte er alle die treuen Diener seines Vaters, welche diesem sein Königreich wieder erobert hatten, von ihren Aemtern. Allgemeine Unzufriedenheit war die Folge. Im Jahr 1464 begab sich der Herzog von Bourbon an den Hof des alten Herzogs Philipp von Burgund, ihn zu bereden, daß er eine Armee in seinem Lande auf die Beine bringe, was alle Fürsten Frankreichs gleichfalls thun würden, um dem König seine schlechte Regierung und die Ungerechtigkeiten vorzuhalten, die er in seinem Königreiche beging, und ihn zum Nachgeben zu zwingen, wenn er es nicht freiwillig thun wolle. Der alte Herzog willigte ein, und sein Sohn, der Graf von Charolais, später Karl der Kühne, führte die Burgunder in diesem Kriege, der später der Krieg des öffentlichen Wohles genannt wurde, da er unter dem Vorwande angefangen ward, man kämpfe für das Wahl des Königreichs.

Das burgundische Heer, in dem sich viele Ritter und Herren befanden, bestand aus 1400 Gendarmen, zwar sehr wohl beritten und begleitet, denn fast alle hatten fünf bis sechs große Pferde, aber schlecht bewaffnet und ungeschickt, da Burgund lange Zeit im Frieden gelebt hatte. Die Zahl der Schützen belief sich auf 8000 bis 9000. Mit diesem Heere, das mit Ausnahme derer, die das Geschütz führten, sämmtlich beritten war, und eine so große Anzahl Wagen hatte, daß die dem Grafen von Charolais gehörigen allein fast hinreichten, das ganze Lager mit einer Wagenburg zu umgeben, setzte sich der Graf gegen Paris in Marsch.

Der König war indeß gegen den Herzog von Bourbon gezogen, als den schwächsten seiner Gegner. Als er aber sah, daß sich alle Barone des Königreichs gegen ihn oder doch gegen seine Regierung erklärten, und als sein Bruder, der Herzog von Berry, und der Herzog der Bretagne mit einem starken Heere immer unter dem Vorwand des öffentlichen Wohles gegen Paris heranrückten, so zog er in Eilmärschen nach Paris, denn er fürchtete theils die Vereinigung dieses Heeres mit dem burgundischen, theils fürchtete er, die übrigen Städte möchten dem Beispiel der Hauptstadt folgen, wenn diese dem Feinde ihre Thore öffnete.

Als der Herzog von Charolais das Heranrücken des Königs erfuhr, beschloß er, das Glück zu versuchen und lagerte sein Heer bei dem Dorfe Longjumeau in der Nähe von Paris, indem er seine Avantgarde, unter dem Grafen von St. Paul, zwei Stunden weiter nach Montlhery vorschob. Späher und Reiterpatrouillen wurden ausgeschickt, um die Ankunft des Königs sogleich zu melden. Zu Longjumeau wurde ein Schlachtfeld im Beiseyn des Grafen von St. Paul ausgesucht, und ausgemacht, daß sich der Graf dahin zurückziehen solle, wenn der König anrücken werde.

Den Herzögen von Bretagne und von Berry, die sich, wie oben gesagt, mit den Burgundern zu vereinigen suchten, stand der Graf von Maine mit 700 bis 800 Gendarmen entgegen. Da er aber zu schwach war, sich ihnen kräftig zu widersetzen, so zog er sich allmählig zurück, so wie sie vorrückten, und vereinigte sich in der Nähe von Paris mit dem König. Dieser hatte alle Ordonanzen des Königreichs, die wohl 2200 Gendarmen betrugen, den Heerbann der Dauphiné und an die fünfzig Ritter aus Savoyen bei sich, wollte indessen die Schlacht vermeiden. Der Großseneschall der Normandie jedoch, der die Avantgarde des Königs führte, war Ursache, daß es anders kam. „Der Großseneschall," erzählt Comines, „den man mit dem Feinde einverstanden glaubte, sagte zu einem seiner Vertrauten: ich will sie heute so nahe zusammenführen, daß der geschickt seyn soll, der sie auseinander bringt. So that er auch; und der erste Mann, der fiel, war er und seine Leute. Diese Worte hat mir der König erzählt, denn damals war ich beim Grafen von Charolais."

„Wirklich rückte den 27. Juli des Jahres 1465 diese Avantgarde nach Montlhery, wo der Graf von St. Paul gelagert war. Dieser machte eiligst dem Grafen Charolais, der sich zu Longjumeau, dem zum Schlagen bestimmten Orte, befand, seine Meldung, und ersuchte ihn um schleunige Unterstützung; denn schon seien Gendarmen und Schützen abgesessen und mit der Wagenburg umgeben, und unmöglich könne er sich auf ihn zurückziehen, wie befohlen gewesen, da sein Rückzug Flucht scheinen würde, was dem ganzen Heere große Gefahr bringen müßte. Der Graf von Charolais schickte eiligst eine Abtheilung seines Heeres dem Grafen

von St. Paul zu Hülfe. Er selbst überlegte lange bei sich, ob er folgen solle. Zuletzt setzte er sich in Marsch und kam ungefähr um sieben Uhr des Morgens zu Montlhery an, wo schon fünf bis sechs Fähnlein des Königs hinter einem breiten Graben standen, welcher beide Heere trennte.

Unsre Schaaren stellten sich sämmtlich, so wie sie anlangten, hinter den Grafen von St. Paul auf, der wirklich abgesessen war. Die Schützen fanden wir rüstig und jeder hatte einen Pfahl vor sich in die Erde gepflanzt. Mehrere Weinfässer waren angezapft, um sie trinken zu lassen, und nie sah ich kampflustigere Leute, was mir ein gutes Zeichen schien und uns bedeutend ermuthigte. Anfänglich wurde beschlossen, daß alle ohne Ausnahme absitzen sollten; später aber wurde diese Anordnung abgeändert, und fast alle Gendarmen stiegen wieder zu Pferde. Indessen wurden mehrere gute Ritter und Knappen beordert, zu Fuße zu kämpfen. Ueberhaupt galt es bei den Burgundern für eine Ehre, mit den Schützen abzusitzen, und stets gab man ihnen eine gute Anzahl Vornehmer bei, damit das Volk Zuversicht gewinne und besser kämpfe. Sie hatten dies von den Engländern entnommen, mit denen der Herzog Philipp in seiner Jugend jenen dreißigjährigen Krieg gegen Frankreich durchgekämpft hatte.

Daß die Burgunder zuerst absaßen und dann wieder zu Pferde stiegen, verursachte ihnen großen Zeitverlust und Nachtheil. Das Heer des Königs kam in Colonne heran und debouchirte aus dem Walde von Torfu, so daß erst kaum 400 Gendarmen entwickelt waren, als wir zuerst den Feind erblickten. Wären wir daher sogleich auf sie losgegangen, so würden wir wahrscheinlich wenig Widerstand gefunden haben, da der Rest der Colonne, wie ich gesagt habe, noch im Walde war, und nur in schmaler Fronte herausrücken konnte. Indessen wuchs ihre Zahl beständig. Als dies der Hr. von Contay, ein kluger Ritter, sah, sagte er zu unserm Herrn, dem Grafen von Charolais: wenn er die Schlacht gewinnen wolle, so sei es Zeit anzugreifen, wobei er die Ursache anführte, und wenn er es früher gethan hätte, so würden die Feinde schon geworfen seyn, denn er habe sie in geringer Zahl gefunden, während sie jetzt jeden Augenblick anwüchsen. Wirklich war dem so. Der ganze Schlachtplan

wurde nun geändert, denn Jeder beeilte sich jetzt, seine Meinung zu sagen.

Indessen hatte schon am Ende des Dorfes Montlhery ein Scharmützel zwischen den beiderseitigen Schützen begonnen. Die des Königs waren lauter Schützen der Ordonanz, wohlgeführt und geordnet; wogegen die Burgunder ohne Ordnung und Führung als Freiwillige fochten. Diese jedoch, an Zahl überlegen, gewannen ein Haus und bemächtigten sich einiger Einzäumungen, die sie zu ihrer Deckung benutzten, so daß sie in die Straße eindrangen und ein Haus anzündeten. Der Wind, der das Feuer gegen die Schützen des Königs wehte, nöthigte diese, abzulassen; sie saßen daher auf und räumten das Dorf.

Auf das Geschrei und Getöse dieses Kampfes setzte sich der Graf von Charolais in Marsch, indem er, wie ich gesagt habe, von der anfänglich festgesetzten Anordnung völlig abwich. Man hatte ausgemacht, zweimal zu halten, weil die Entfernung zwischen beiden Heeren bedeutend war, indem das Heer des Königs mit dem linken Flügel an das Schloß von Montlhery gelehnt war, einen Graben und einen starken Haag vor sich. Ueberdies waren die Felder voll Korn und Bohnen und andern Feldfrüchten, die bei dem guten Boden sehr hoch standen. Trotz dem marschirte der Graf von Charolais in einem fort, ohne seine Schützen und sein Fußvolk Athem schöpfen zu lassen, als ob er habe absichtlich die Schlacht verlieren wollen. Alle diese Schützen marschirten zu Fuß vor den Gendarmen und in schlechter Ordnung. Wie aber, meiner Meinung nach, die Bogenschützen die vortrefflichste Waffengattung der Welt in den Schlachten sind, so glaube ich jedoch, daß es Tausende seyn müssen (denn in kleiner Anzahl nützten sie zu nichts), und daß sie entweder schlecht beritten seien, um den Verlust ihrer Pferde nicht zu scheuen, oder daß sie gar keine Pferde haben. Und am Tage der Schlacht sind diejenigen besser, die noch nichts gesehen haben, als die erfahrenen; welcher Meinung auch die Engländer sind, die die vortrefflichsten Bogenschützen haben.

Als wir nun so gegen den Feind heranrückten, ritten die Gendarmen des Königs um die beiden Enden des Haages hervor. Als sie so nahe gekommen waren, um die Lanzen einzulegen, durch-

brachen die burgundischen Gendarmen die eigenen Bogenschützen und überritten sie, ohne ihnen Zeit zu lassen, einen Pfeil abzuschießen. Diese Bogenschützen aber waren der Kern und die Hoffnung des Heeres, denn von den 1200 Gendarmen, die wir hatten, waren keine fünfzig, die eine Lanze einzulegen verstanden, und keine 400 hatten Brustharnische, so wie auch nicht ein einziger Knecht gerüstet war, was alles von dem langen Frieden herkam. So warfen sie also selbst den Kern und die Hoffnung ihres Heeres, und dennoch wollte Gott, dessen geheimnißvolle Fügungen wir nicht errathen können, daß der Herzog mit diesem seinem rechten Flügel siegte, ohne irgend Widerstand zu finden. Ich war an diesem Tage bereits an seiner Seite, weniger Furcht fühlend, als jemals bei einer späteren Gelegenheit, denn ich war noch jung und kannte die Gefahr noch nicht. Ich war erstaunt, daß Niemand sich gegen diesen Fürsten zu vertheidigen wagte, und ich hielt ihn für den größten Mann. So thun Leute, die keine Erfahrung haben.

Unsern linken Flügel führte der Graf von St. Paul und mehrere andere Herren, denen es wohl schien, daß sie nicht genug Gendarmen hätten, ihren Gegnern zu widerstehen. Allein der Feind war schon so nahe, daß es zu spät war, an eine neue Disposition zu denken. Wirklich wurde der ganze linke Flügel über den Haufen geritten und bis zu den Wagen vom Feinde verfolgt, wo sich einiges burgundisches Fußvolk sammelte. Der größere Theil floh bis in einen eine halbe Meile entlegenen Wald, in dessen Nähe die Wagen aufgefahren waren, und die andern eilten noch weiter bis zur Brücke von St. Maxenze. Die Feinde glaubten die Schlacht gewonnen zu haben. In den Wald begab sich auch der Graf von St. Paul, der später bewies, daß er die Sache noch nicht verloren gab.

Auf dem rechten Flügel verfolgte unterdessen der Graf von Charolais den Feind bis eine halbe Stunde über Montlhery hinaus. Nur Wenige begleiteten ihn und doch leistete von den vielen Franzosen keiner Widerstand, so daß er sich schon Sieger glaubte. Allein die Franzosen hatten sich wieder gesammelt, und wenn er auf die Warnung des Herrn von Contay nicht umgekehrt wäre, so würde er wahrscheinlich gefangen worden seyn, wie dies einigen

seiner Gendarmen widerfuhr, die im Verfolgen vor ihm vorausgeritten waren. Der Graf von Charolais ging also durch das Dorf Montlhery zurück, wo er auf einen Schwarm flüchtigen französischen Fußvolkes stieß, die er auseinander sprengte, obgleich er im Ganzen nicht mehr als hundert Pferde hatte. Nur ein einziger Franzose leistete Widerstand und stieß den Grafen mit einem Knebelspieß auf den Magen, wovon das Mahl Abends zu sehen war. Dieser Franzose wurde getödtet, die übrigen retteten sich durch die Gärten. Als wir sodann nahe am Schloß vorbeiritten, sahen wir die Schützen der Garde des Königs ohne zu wanken vor dem Thore stehen. Der Graf, der nicht glaubte, daß noch Jemand an Widerstand denke, war hierüber sehr erstaunt und wandte sich zur Seite, um das Feld zu gewinnen, wodurch er jedoch von einem Theile der Seinigen getrennt wurde. Hier sprengten ungefähr sechzehn französische Gendarmen auf ihn ein, die seinen vorschneidenden*) Knappen, der eine Standarte mit des Herzogs Wappen trug, tödteten und ihm selbst hart zusetzten. Der Graf war in großer Gefahr und erhielt mehrere Streiche, worunter eine Schwertwunde in den Hals, deren Narbe so lang er lebte sichtbar blieb, denn sein Ringkragen war des Morgens schlecht befestigt worden und ich selbst hatte ihn herabfallen sehen. Schon hatten die Feinde den Grafen ergriffen, ihm zurufend: „Gnädiger Herr, ergebt Euch, ich kenne Euch wohl, laßt Euch nicht tödten;“ nichts destoweniger vertheidigte er sich hartnäckig. Als sie sich so herumzogen, sprengte der Sohn eines Arztes von Paris, Namens Johann Cadet, der im Dienste des Grafen stand, und ein großer starker Mann war und ein hohes schweres Pferd ritt, dazwischen und trennte sie. Da die des Königs zu gleicher Zeit einige Burgunder herbeieilen sahen, so zogen sie sich hinter den Graben zurück, wo sie des Morgens gestanden hatten, und der Graf von Charolais ritt, stark blutend, gleichfalls zu den Seinigen mitten in das Feld zurück. Hier waren keine vierzig Mann im Ganzen beisammen, zu denen wir, nicht über dreißig stark, in großer Furcht, stießen. Nachdem er sein Pferd gewechselt, ritt nun der Graf durch das

*) Escuyer trenchant.

Feld, seine Leute zu sammeln; aber die halbe Stunde, die wir so allein blieben, dachten wir nur an Flucht, wenn hundert Feinde gegen uns gezogen wären. Nur Abtheilungen von zehn bis zwanzig Mann, theils Fußvolk theils Reiter, kamen uns zu Hülfe, und die Fußknechte waren verwundet und ermattet, sowohl durch die Feinde, als durch den Schaden, den wir ihnen am Morgen selbst zugefügt hatten. Es waren wohl anfänglich keine hundert Mann bei uns, doch kamen nach und nach mehrere. Das Korn stand hoch, es war ein furchtbarer Staub, das Schlachtfeld mit todten Menschen und Pferden bedeckt, und keinen Todten konnte man vor Staub erkennen.

Alsbald sahen wir den Grafen von St. Paul aus dem Walde rücken, er mochte wohl 400 Gendarmen bei sich haben; sein Banner wehte, er kam gerade auf uns zu und seine Schaar verstärkte sich unter Wegs; aber er schien uns sehr fern. Drei oder vier Mal sandte man zu ihm, daß er sich beeile, aber er rührte sich nicht, und kam im Schritte, während er seine Leute Lanzen aufheben ließ, die auf dem Boden umher lagen. Er zog in guter Ordnung heran (was unsere Leute gar sehr ermuthigte) und viele vereinigten sich mit ihm, so daß wir bei seiner Ankunft wohl 800 Gendarmen waren. Fußvolk war keines da oder wenig; was die Ursache war, daß der Graf keinen völligen Sieg errang, wie ich später zeigen werde, denn es war ein Graben und ein Haag zwischen beiden Heeren.

Auf der Seite des Königs floh der Graf von Maine und mehrere Andere, und wohl 800 Gendarmen. Nie sah man eine wildere Flucht auf beiden Seiten; doch beide Fürsten blieben standhaft in der Schlacht. Auf der Seite des Königs war ein Staatsmann, der ohne zu essen bis Luzignan floh; auf der Seite des Grafen ein Vornehmer, der bis nach Quesnoy-le-Comte eilte. Diese beiden hüteten sich, einander zu beißen.

Als die beiden Heere einander gegenüber standen, wurden mehrere Kanonenschüsse abgefeuert, die auf beiden Seiten Leute tödteten. Auf Seiten des Königs wollte Keiner mehr fechten und wir waren stärker als er; allein seine Gegenwart und die ermunternden Worte, die er an seine Gendarmen richtete, wirkten viel. In der That

glaube ich nach dem, was ich später erfahren habe, daß alles die Flucht ergriffen hätte, wenn er nicht gewesen wäre.*) Von unserer Seite wünschten Einige den Kampf von Neuem zu beginnen, und wenn man 100 Bogenschützen auftreiben konnte, um durch den Haag zu schießen, wir wären sämmtlich vorgerückt.

Als wir so, ohne Scharmützel, mit diesen Gedanken beschäftigt waren, brach die Nacht herein. Der König zog sich nach Corbeil zurück, während wir glaubten, er lagere auf dem Schlachtfeld; denn zufällig fing ein Pulverkarren des Königs Feuer, das sich mehreren Wagen längs der Stellung des Königs mittheilte, so daß wir glaubten, dies seien die Lagerfeuer der Franzosen. Der Graf von St. Paul, der sich als guter Feldherr zeigte, befahl die Wagen herbeizuführen, und uns auf der Stelle, wo wir standen, mit einer Wagenburg zu umgeben. Dies geschah. Als wir so gesammelt in Schlachtordnung zum Lagern bereit standen, kamen viele von des Königs Leuten, die die Schlacht gewonnen glaubten, von der Verfolgung unsrer Flüchtlinge zurück, und waren gezwungen, durch uns hindurch zu gehen. Einige entkamen, die meisten fanden den Tod.**)

---

*) Die Chronique scandaleuse erzählt von dem Zusammentreffen des Königs mit dem Grafen von Charolais: „Der König war hier sehr im Gedränge und mehrere Mal in großer Gefahr für seine Person, denn er hatte nur wenig Leute um sich. Immer war er der erste beim Angriff, und oft war er im dichtesten Gewühl so gedrängt, daß er sich nicht rühren konnte.

**) Ueber den Rückzug des Königs erzählt die Chronik folgendes: Als gegen die Nacht hin die schottische Garde des Königs die große Gefahr sah, in der er sich befand, und den großen Verlust, den sie erlitten, und daß die Burgunder heftig verfolgten, so nahmen sie den König, der sehr ermattet und betrübt war und den ganzen Tag ohne Essen und Trinken keinen Augenblick vom Kampfe abgelassen hatte, und führten ihn in das Schloß Montlheri. Weil man nun nicht wußte, daß der König hier war und ihn Niemand fand, so glaubte das Heer, er sei todt oder gefangen, und ergriff zum größten Theil die Flucht. Der Graf von Main und viele andere Herren mit wohl 800 Lanzen verließen so den König, ohne an diesem Tag einen Streich geführt zu haben. Nachdem sich der König im Schlosse Montlheri ein wenig erfrischt hatte, wurde er nach der Stadt

Die Burgunder verloren mehr Fußvolk und geringe Leute als der König; der König mehr Gendarmen. Auf beiden Seiten blieben wenigstens 2000 Mann, und viele Vornehme waren schwer verwundet. Die Schlacht wurde gut gekämpft, und viel war es meiner Meinung nach, sich auf dem Schlachtfeld wieder zu sammeln, und drei bis vier Stunden lang so einander gegenüber zu stehen.

Als wir uns mit der Wagenburg umgeben hatten, lagerte sich Jeder so gut er konnte. Wir hatten viele Verwundete, und die Furcht war groß, die Pariser möchten ausrücken und wir von zwei Seiten angegriffen werden. Als es völlig Nacht war, gab man 200 Lanzen Befehl, zu sehen, wo der König sei. Ungefähr zwanzig davon gehorchten; bis zum Orte, wo wir glaubten, daß der König stehe, konnten es ungefähr drei Bogenschüsse seyn.

Indessen aß und trank der Graf von Charolais ein wenig, und seine Halswunde wurde verbunden. An der Stelle, wo er aß, mußte man zuerst drei bis vier Leichen wegräumen, um ihm Platz zu machen. Man legte zwei Bund Stroh hin, auf die er sich setzte; da begehrte einer dieser armen Leute, die ganz nackt da lagen, mit matter Stimme zu trinken. Man schüttete ihm etwas Tisane ein, davon der Graf getrunken hatte, wodurch er wieder zu Bewußtseyn kam, und man erkannte in ihm einen Bogenschützen der Leibwache des Grafen, Namens Savorat, der in großem Rufe stand.

Jetzt wurde Kriegsrath gehalten, was zu thun sei. Der Graf von St. Paul und alle Andern stimmten dafür, daß man einen

---

Corbeil geführt, wo er bis zum nächsten Donnerstag den 18. Julius blieb, wo er des Abends nach Paris kam. Er speiste bei seinem Generalstatthalter Messire Charles de Meleun zu Nacht, und mit ihm speisten viele Herren, Damen und Bürgersfrauen. Hier erzählte er nun seinen Unfall bei Montlheri wie oben und sprach viele schöne und rührende Worte, die allen Gästen, Männern und Frauen, viele Thränen entlockten. So es Gott gefalle, sagte er, wolle er nächsten Montag von Neuem gegen die Feinde ziehen und siegen oder sterben; wovon nichts geschah, denn er wurde eines bessern berathen, und schlecht dienten ihm seine Kriegsleute, und an ihm lag es nicht, denn er war sehr und nur allzu tapfer.

Theil des Gepäckes verbrennen und sich in der Richtung von Burgund zurückziehen solle, ohne daß man noch wußte, was die abgesandten Lanzen berichten würden. Zuletzt stimmte der Herr von Contay. Er sagte, sogleich wie dieser Beschluß im Lager bekannt werden würde, würde alles die Flucht ergreifen und sie würden eingeholt und gefangen seyn, ehe sie zwanzig Meilen zurückgelegt hätten. Sein Rath sei, die Nacht so gut zuzubringen als möglich, und mit Tagesanbruch den König anzugreifen; hier müßten sie leben oder sterben, und diese Maßregel halte er für sicherer als die Flucht zu ergreifen. Dieser Meinung stimmte der Graf von Charolais bei, ließ Jeden zwei Stunden ruhen, und auf den Schall seiner Trompete bereit seyn; worauf er mehrere Männer durchs Lager schickte, dem Heere Muth einzusprechen.

Ungefähr um Mitternacht kamen die ausgeschickten Lanzen zurück — ihr könnt denken, daß sie nicht weit waren — und meldeten, der König sei bei den Feuern gelagert, die wir gesehen hatten. Sogleich schickte man andre aus, und eine Stunde darauf machte sich Jedermann schlagfertig; allein den meisten war es eher ums Fliehen. Als der Tag anbrach begegneten die ausgeschickten Lanzen einem unsrer Troßknechte, der des Tags zuvor gefangen worden war, aber Mittel gefunden hatte sich zu befreien, und der jetzt aus dem Dorfe mit einem Krug Wein kam und ihnen sagte, alles sei fort. Sie ritten nun vor, und fanden, daß er wahr gesprochen habe, was sie eiligst meldeten. Große Freude verbreitete diese Nachricht im Lager, und gar Mancher sagte jetzt, man solle die Franzosen verfolgen, der eine Stunde vorher gar kleinlaut gewesen war. Ich hatte ein altes Pferd, äußerst ermattet; es trank einen Kübel voll Wein aus, in den es zufällig die Schnauze gesteckt hatte, ich ließ es forttrinken, und nie hatte ich es so gut und so frisch gefunden.

Als es heller Tag war, stieg alles zu Pferde, und nun sah man, daß die Schaaren sehr licht geworden waren; doch kamen viele Leute zurück, die sich im Walde versteckt gehalten hatten.

Diesen ganzen Tag blieb der Graf von Charolais noch auf dem Schlachtfeld, freudestrahlend, und den Ruhm als sein eigen

erachtend. Sehr theuer kam ihm dies später zu stehen, denn von diesem Tag an nahm er keinen Rath mehr an und folgte stets seinem eignen Kopfe. Während er früher kein Kriegsmann war und nichts vom Kriege hören wollte, änderten sich nun plötzlich seine Gedanken, denn er ließ nicht mehr ab bis zu seinem Tode, und so verlor er selbst das Leben, und sein Haus ging unter. Zwei Dinge will ich noch von ihm sagen. Das eine, daß es meiner Meinung nach nie einen thätigeren Mann gab, überall wo es galt, mit seiner Person zu bezahlen; das andere, daß ich nie einen Mann kannte, der kühner war. Ich hörte ihn nie sagen, er sei müde, und niemals sah ich ihn ein Zeichen von Furcht geben, und ich bin sieben Jahre lang ununterbrochen mit ihm im Felde gewesen, den Sommer wenigstens und einige Mal Sommer und Winter. Seine Gedanken waren erhaben, und groß seine Pläne, allein kein Mensch konnte sie zum Ziele führen, wenn ihm Gott nicht beistand mit seiner Macht.

Nach der Schlacht vereinigte sich das Heer der Fürsten bei Estampes mit dem Grafen von Charolais. Beide Heere setzten sich sodann gegen die Seine in Marsch, um auf einer Schiffbrücke, die die Burgunder auf Wagen nachführten, über den Fluß zu setzen. Es waren dies sieben bis acht kleine Schiffe und mehrere große, die man in Stücke zerlegt hatte. Eine Abtheilung königlicher Truppen widersetzte sich, aber der Ort war ihnen ungünstig, da sich das Terrain auf ihrer Seite amphitheatralisch erhob, und die Burgunder eine große Menge Geschütz hatten, das von einem Kanonier von großem Rufe befehligt wurde. Dieser, Meister Gerold genannt, hatte im Dienste des Königs gestanden, und war in der Schlacht gefangen worden. Die Königlichen mußten also weichen und man schlug die Brücke bis auf eine Insel, in der Mitte des Flusses. Den andern Tag wurden eine große Menge Böttcher in Arbeit gesetzt, die zerlegten Schiffe zusammenzufügen, und vor Mittag war die Brücke über den andern Flußarm fertig. Nachdem die beiden Heere über diese Brücke gezogen waren, lagerten sie, und die Fürsten begannen mit den Parisern zu unterhandeln. Keine drei Tage aber lagen sie vor Paris als der König daselbst ankam, und ein lebhafter kleiner Krieg begann. Die Seine, erzählt

Comines, war zwischen den Leuten des Königs und uns; sie fingen bei Charenton einen Laufgraben an und machten Brustwehren (un boulevart) von Holz und Erde bis an das Ende unsres Lagers. Dieser Graben zog vor Conflans vorbei längs dem Flußufer, parallel mit unserm Lager, und wurde mit einer großen Menge Geschütz versehen. Gleich Anfangs vertrieb das Feuer desselben den Herzog von Calabrien aus Conflans, der in großer Eile abzog, aber doch einige Leute und Pferde verlor.

Als nun ihr Geschütz auf der ganzen Linie in unser Lager zu feuern begann, setzte es das ganze Heer in große Furcht, denn es tödtete gleich anfänglich mehrere Leute, und zwei Kugeln flogen durch das Zimmer des Grafen von Charolais, der gerade bei Tafel saß, und ein Trompeter wurde auf der Stiege getödtet, als er eine Schüssel brachte.

Nach der Tafel begab sich der Graf ins Erdgeschoß, und beschloß, von hier nicht zu weichen. Der bei ihm versammelte Kriegsrath vereinigte sich sodann dahin, daß man das ganze Geschütz des Lagers gegen das königliche auffahren solle. Man brach also große Löcher in die Mauer, die sich hinter dem Schlosse Conflans längs dem Flusse befindet, und stellte hier die besten Stücke auf, die Bombarden und andere schwere Geschütze ausgenommen, die nicht feuerten. Der Rest des Geschützes wurde an den passendsten Orten aufgefahren.

Der Laufgraben, den die Leute des Königs gezogen hatten, war sehr lang, indem er von Paris aus angefangen war und immer weiter fortgesetzt wurde, indem sie die Erde gegen uns zu aufwarfen, um sich vor dem Geschützfeuer zu decken. Alle waren im Graben verborgen und Keiner hätte gewagt, den Kopf zu zeigen. Das Terrain war flach wie die Hand und eine schöne Wiese. Nie habe ich in so wenig Tagen so viel schießen sehen, denn wir bestrebten uns, sie durch Geschützfeuer zu vertreiben. Ihrerseits erhielten sie täglich aus Paris Verstärkung, feuerten lebhaft und sparten nicht das Pulver. Die Unsrigen deckten sich durch Aufwürfe oder benutzten die vorhandenen Vertiefungen, da hier Steine gebrochen wurden. So deckte sich ein Jeder die drei bis vier Tage über, während welcher das Feuer fortgesetzt wurde. Die Furcht

war auf beiden Seiten größer als der Verlust, denn es fiel kein Mann von Namen.

Als die Fürsten sahen, daß die Königlichen nicht wichen, urtheilten sie, dies müsse ihnen Schande und Gefahr bringen, und den Parisern Muth machen. Denn während eines Waffenstillstandes von einigen Tagen war eine solche Menschenmenge gekommen, daß man hätte glauben sollen, Niemand sei in der Stadt geblieben. Es wurde daher im Rathe beschlossen, daß man eine sehr große Schiffbrücke schlagen und den Uebergang über den Fluß erzwingen solle. Die großen Schiffe, die man dazu nehmen würde, sollten oben gleich abgeschnitten, dem Strome nach paarweise in den Fluß gefahren und die Bohlen der Breite nach darüber gelegt werden. Das letzte Paar sollte große Anker haben, um es am jenseitigen Ufer zu befestigen. Ueberdies wurden mehrere große Seineschiffe herbeigeführt, theils um zum Uebergang zu dienen, theils um die Königlichen anzugreifen.

Meister Gerold, der Kanonier, wurde beauftragt, diese Brücke zu schlagen. Es schien ihm ein großer Vortheil für die Burgunder, daß die Gegner die Erde nach unsrer Seite zu aufgeworfen hatten, denn wenn wir über dem Flusse wären, stünden sie viel tiefer in ihrem Laufgraben, als wir. Diese Gründe ermuthigten unser Heer sehr zum Uebergang. Die Schiffe wurden zubereitet und herangefahren, und die Brücke bis auf das letzte Paar geschlagen, das so befestigt war, daß es durch eine Schwenkung die Brücke mit dem jenseitigen Ufer verband. Drei Gendarmen, die Lanze am Schenkel, konnten in Fronte über die Brücke reiten, und sechs große Schiffe hatte man herbeigeschafft, die wohl 1000 Mann auf einmal hinüberführen konnten, so wie mehrere kleinere zum Uebersetzen des Geschützes. Nun wurden die Listen derjenigen angefertigt, die übersetzen sollten, und der Graf von St. Paul und der Herr von Hautbourdin erhielten das Commando. Nach Mitternacht fingen wir also an, unsre Rüstung anzulegen und uns zum Kampfe zu bereiten. Ich befand mich diese Nacht in einem großen Zelte in der Mitte des Lagers, wo die Wache gehalten wurde. Ich selbst war diese Nacht auf der Wache, denn Keiner war davon ausgenommen. Auf einmal hörten wir ein Getöse und den Ruf: „lebt wohl

Nachbarn, lebt wohl!“ Die Königlichen steckten ihr Lager in Brand, und zogen ihr Geschütz nach Paris zurück. Als hierauf der Tag anbrach, sahen wir sie schon weit von uns, und Jeder zog seine Rüstung aus, sehr vergnügt über diesen Abzug. Wirklich hatte der König auch nur die Absicht gehabt, unser Lager zu beschießen, keineswegs aber zu schlagen. Denn er wollte nichts dem Zufall anheim stellen, obgleich seine Streitkräfte so groß waren, daß er sich wohl mit unserm Heere messen konnte, so viele Fürsten auch beisammen waren. Sein Plan war (wie sich später zeigte), den Bund durch Unterhandlungen zu trennen, ohne seinen Thron — und etwas großes ist es, König dieses herrlichen Frankreichs zu seyn — durch eine Schlacht in Gefahr zu setzen, deren Ausgang immer ungewiß bleibt.

Der Krieg beschränkte sich also auf unbedeutende Scharmützel, da die Königlichen nur in geringer Zahl Ausfälle machten, und auf ein lebhaftes Geschützfeuer. Der König hatte gutes Geschütz auf der Mauer von Paris, das mehrere Kugeln bis in unser Lager schoß. Dies will viel sagen, denn es war zwei Stunden davon entfernt, aber ich glaube, man hatte die Nase dieser Röhren hoch genug erhoben. Als nun in einer Nacht ein gewaltiges Geschützfeuer eine ernsthafte Unternehmung vermuthen ließ, schickten wir Plänkler vor. Diese Plänkler kamen voller Furcht zurück und berichteten, die Gendarmen des Königs stehen in Schlachtordnung vor der Stadt. Das ganze Heer trat unter die Waffen; die Plänkler, hiedurch ermuthigt, ritten wieder vor, und als der Tag graute, erkannten sie in den Gendarmen große Distelsträuche. Kein Franzose war vor den Thoren zu sehen.

Die regelmäßige Form, die Karl VII. dem französischen Kriegswesen gegeben hatte, und die Bewaffnung des Volkes lieferte nach zwanzig Jahren das Ergebniß einer Kriegsmacht, wie sie Frankreich bis dahin noch nicht gehabt hatte, und auch eine lange Zeit hindurch später nicht mehr besaß. Als sich nach der Schlacht bei Montlheri die beiden Heere gegen Ludwig XI. bei Paris vereinigt hatten, zählten sie 100,000 Pferde. „Ich kann sagen,“ ruft Comines aus, „daß man die ganze Macht des Königreichs Frankreich

über diese Brücke (über die Seine) gehen sah, ausgenommen die, welche beim König waren, und ich versichere euch, es war ein sehr großes und schönes Heer, krieggeübt und eine große Zahl Leute von Stand enthaltend. Zu wünschen wäre, daß die Freunde und Gönner des Königreichs diese Armee gesehen hätten, damit sie es verdientermaßen achteten; so wie auch Frankreichs Feinde, denn niemals würden sie König und Königreich mehr gefürchtet haben, als damals." Burgunder waren bei diesem Heere 1400 Gendarmen und 8000 bis 9000 berittene Schützen, wie oben bei Beschreibung der Schlacht von Montlhery angeführt wurde, und wovon also der Verlust in dieser Schlacht abzuziehen ist. Neu hinzu waren unterdessen 900 Gendarmen aus Burgund gekommen, die sich dem Herzog Johann von Calabrien, dem Sohne König René's von Sicilien, angeschlossen hatten. Dieser kam, nach dem Berichte Comines, wohlbegleitet von Gendarmen, hatte aber wenig Fußvolk. Obgleich gering an Zahl, sagt der Geschichtschreiber, habe ich doch nie eine schönere und dem Anschein nach krieggeübtere Schaar gesehen, als die des Herzogs. Es mochten wohl 120 völlig gewappnete Gendarmen seyn, theils Italiener theils Andere, aufgewachsen in den Kriegen Italiens. Bei ihnen war Jacopo Galeotto, der Graf von Cambobasso, der Herr von Baadricourt, damaliger Statthalter von Burgund und andere. 300 Cranequiniers *) hatte der Pfalzgraf geliehen, sie waren sehr wohl beritten und hatten ein kriegerisches Aussehen. Ferner kamen noch 500 Schweizer zu Fuß, die ersten, die Frankreich sah, und die, welche ihren Landsleuten den ersten Ruf gaben, denn sie hielten sich bei jeder Gelegenheit sehr brav. **)

---

*) Cranequin ist ein Ende von einem Hirschgeweih, womit man eine Art starker Armbrust spannte. Cranequiniers (crenequins), hießen die Schützen, welche solche Armbrüste führten, und waren also Armbrustschützen zu Pferde.

**) Der Herzog von Calabrien hatte ein kleines Corps Schweizer, das rasch über den Fluß setzte, und die Gendarmen nicht fürchtete, denn es waren gewöhnlich drei Schweizer beisammen; ein Pikenträger, ein Couleuvrinier und ein Armbrustschütze, und sie waren so eingeübt, daß sie sich einander unterstützten, wenns nöthig war." Memoires de Messire

Der ganze übrige Theil des Heeres bestand aus Franzosen, die unter dem Herzog von Berry, dem Bruder des Königs, dem Herzog von Bretagne, dem Grafen von Dunois, dem Herrn von Bueil, dem Herrn von Chaumont und Messire Karl d'Amboise (der später ein wichtiger Mann im Königreiche wurde) standen. Alle diese hatte der König beleidigt und ihrer Würden entsetzt, da er im Anfang seiner Regierung mehr auf Rache, wegen seiner sechsjährigen Verbannung bedacht war, als der Klugheit Gehör gab, was er später oft bereute. 8000 vortreffliche Gendarmen begleiteten sie, wovon ein großer Theil Bretonen waren, die die Ordonanzcompagnieen des Königs verlassen hatten. Schützen und anderes Kriegsvolk, mit guten Brigandinen *) gerüstet, waren in

---

Olivier de la Marche. Gand. 1567. P. 477. Wie die Couleuvrines, Schlänglein, Handröhren, beschaffen gewesen, muß man aus Zeichnungen jener Zeit ersehen; wenigstens hat der Schreiber dieses Aufsatzes keine Beschreibung gefunden. Nach Zeichnungen waren die Handröhren ein etwa anderthalb Fuß, vielleicht auch längeres Rohr, von sehr starkem Kaliber, dessen Schwanzschraube sich in eine eben so lange eiserne Stange verlängerte. Am Ende der Stange war ein convexer eiserner Reif, den der Schütze an die Brust setzte. Mit der linken Hand hielt er die ganze Maschine in der Mitte und suchte ihr eine ungefähre Richtung zu geben, mit der rechten zündete er mittelst einer Lunte. Dies scheint die erste Art der Feuergewehre zu seyn, und das, was die Italiener sclopeto nannten. In Deutschland hatte man dagegen frühe Feuergewehre, die den unsrigen glichen, nur daß sie beim Abfeuern auf eine Gabel (Haken) gelegt, und durch eine Lunte gezündet wurden. Sie hießen daher Hakenbüchsen, woraus die Franzosen, die diese Büchsen durch die Landsknechte kennen lernten, haquebutte, harquebutte, arquebute, arquebouse gemacht haben, was dann auch ins Italienische überging. Guicciardini gebraucht noch sclopeti neben arquebusi, und es scheint, daß beide Gattungen von Feuergewehren mit einander im Gebrauch blieben. Wenigstens zeigt das Titelblatt einer italienischen Uebersetzung des Vegez (vom Jahre 1538 in Venedig) eine Schlacht, worin ein Regiment Schweizer solche Couleuvriniers in seinen Reihen hat, und ein in Deutschland gedruckter Vegez vom Jahre 1520 hat einen stattlichen Landsknecht, mit einer großen Hakenbüchse auf der Schulter und mit Kanonen und Munition reichlich umgeben, als Repräsentanten des römischen Miles auf dem Tikelblatt.

*) Leichter Brustharnisch.

großer Zahl da; es mochten wohl 6000 recht gute Reiter seyn. Fußvolk hatten wir in großer Zahl und gut. Das ganze Heer schätzte man auf 100,000 Pferde, und ich glaube, es waren so viele.*) Geschütz hatte das Heer der Fürsten mehr als der König.

Dieses Heer, furchtbar durch seine Zahl, war jedoch schwach durch die Theilung des Oberbefehls und die Verschiedenheit der Interessen der Befehlenden. Ludwig XI. hatte sich gefaßt gemacht, nach der Schweiz zu entfliehen, wenn Paris dem Feinde die Thore öffnete. Es gelang ihm jedoch dadurch, daß er sich schleunig selbst in die Hauptstadt begab, die Pariser, die schon mit den Fürsten in Unterhandlung standen, für sich zu gewinnen, was ihm Zeit gab, seine Armee wieder zu sammeln und den Krieg so lange hinaus zu ziehen, bis seine Gegner, die Mangel zu leiden begannen, zum Eingehen eines Vertrages geneigter wurden. Durch weise Staatsklugheit, Nachgeben, Ertheilung von Würden und Pensionen, und durch Versprechungen stellte er die Einzelnen zufrieden, und so kam der Traktat von Conflans zu Stande, in dem der König zwar harte Bedingungen eingehen mußte, jedoch im Besitze der Mittel blieb, sich an seinen Hauptfeinden später zu rächen. Stets dieses Ziel im Auge und durch die Erfahrung belehrt, wie leicht es den Baronen des Reichs und dem Adel sei, die Freischützen in einem Aufstand gegen die Krone nach sich zu ziehen, war er darauf bedacht, seinem Kriegswesen eine solche Verfassung zu geben, daß es allein von ihm abhing. Im Jahre 1467 erließ er zu Chartres den Befehl, daß alle Einwohner von Paris in Fähnlein eingetheilt werden sollten, die ihre Anführer und Unteranführer haben sollten. Alle sollten mit Bruststücken, Pikelhauben, Streitärten und Knebelspießen bewaffnet seyn, und Gewerbe, Beamte, Edle, Kaufleute, die Leute der Kirche und alle übrigen sollten in diese Fähnlein eingetheilt seyn. Bei der Musterung, welche der König hierauf hielt und wobei alle Einwohner vom sechzehnten bis zum

---

*) Die Chronik Ludwig XI., Seite 67, sagt dasselbe, enthält jedoch eben so wenig als Comines etwas Näheres über die Stärke des Fußvolks und die Zahl der Geschütze. Beaucaire enthält in seiner sehr ausführlichen Geschichte (rerum gallicarum liber 1) gleichfalls nichts Näheres.

sechzigsten Jahre in Rüstung und Kriegstracht, und wer keine Schutzwaffen hatte, wenigstens mit einer Angriffswaffe versehen, bei Strafe des Galgens, erscheinen mußten, zählte man unter zweiundsiebenzig Bannern der Gewerbe an die 80,000 Bewaffnete. Eben so viel oder mehr standen unter den Fahnen des Parlaments, der Rechnungskammer, des Schatzes, der Generalpächter, der Steuereinnehmer, der Münze, des Stadtgerichts und des Stadthauses.*) Bei einer andern Musterung im Jahre 1474 erschienen an die 100,000 Mann, sämmtlich in gleicher Livrée (Uniform), aus einem rothen Waffenrock mit weißem Kreuze bestehend. Eine große Anzahl Geschütze wurden hierbei aufgefahren.**)

Dies that der König, weil er seinem Volke, das er gegen die Edlen beschützte, mehr traute als diesen. Die Edlen und Barone des Reichs suchte er durch Strenge und grausame Strafen in Furcht und Gehorsam zu halten, und die Ordonanzcompagnien hielt er durch weise Verordnungen in Schranken. So erließ er im Jahre 1473 ein Edikt, die Gendarmen seines Königreichs betreffend, wodurch bestimmt wurde, daß jede Lanze***) nur sechs Pferde enthalten sollte. Die Lanze nämlich drei Pferde, für sich, den Pagen und den Coustillier, und die beiden Schützen zwei Pferde, und eines für ihren Knecht (varlet). Ferner sollten sie keinen Wagen mehr haben, um ihr Gepäck und Rüstung nachzuführen; und sollten nur einen Tag in demselben Dorfe bleiben dürfen. Ueberdies wurde ausgerufen, daß ihnen kein Kaufmann weder Seidenzeug noch Camelot verkaufen oder borgen solle, bei Strafe, ihre Forderung zu verlieren; gleichfalls sollten sie ihnen kein Linnen verkaufen, von dem die Elle mehr als 32 Sols Parisis kostete. †)

So lange der König jedoch seinen unversöhnlichen Feind, den Herzog Karl von Burgund, zu fürchten hatte, und Frankreichs Erbfeinde, die Engländer, drohten, war er genöthigt, sich der

---

*) Chronique scandaleuse P. 93 und 97.

**) Item P. 173.

***) D. h. die volle Lanze, lance fournie.

†) Chronique scandaleuse P. 170.

Freischützen und des Heerbannes zu bedienen. Im Jahre 1466 erließ er einen Befehl folgenden Inhalts: Da der König der ruchlosen und verdammten Unternehmung der Engländer (die große Rüstungen zu einem Einfall in Frankreich gemacht hatten) widerstehen will, beauftragt er den Connetable von Frankreich, in allen Provinzen, Städten und Ortschaften des Königsreichs an den Orten wo öffentlicher Ausruf geschieht, kund thun zu lassen, daß alle Edlen, die Lehen oder Afterlehen des Königs haben, von welchem Stand oder Rang sie seyn mögen, bis 15. Juni in Waffen und Rüstung bereit seyn sollen, bei Todesstrafe und Einziehung der Güter. Gleichfalls sollen alle Freischützen an besagtem Tage bereit seyn.*) Der Aufruf des Heerbannes im Jahr 1469 war der letzte während Ludwig XI. Regierung. Um diesem beabsichtigten Einfall der Engländer, erzählt die Chronik, nach allen Kräften und mit seiner ganzen Macht zu widerstehen, rief der König seinen Bann und Arrierbann auf, und befahl, daß der Prevost von Paris, ohne irgend Entschuldigung anzunehmen, kräftig und ohne Nachsicht alle Edlen und Nichtedlen, die Lehen und Afterlehen hatten, Privilegirte und Nichtprivilegirte, zwingen solle, sich sämmtlich, mit hinreichenden Waffen und Kleidung versehen, in Person, ohne einen Stellvertreter anzunehmen, am ersten Tag des nächsten März zu versammeln, bei Todesstrafe und Einziehung der Güter. Dem Prevost und jedem Andern war in besagter Ordonanz im Namen des Königs verboten, irgend eine Entschuldigung oder Zeugniß auszustellen oder anzunehmen, besagte Lehensträger oder Afterlehensträger betreffend; bei Verlust ihres Amtes, Todesstrafe und Einziehung der Güter, ohne Appellation. Die Fehlenden oder Widerspenstigen wurden als Feinde des Königs erklärt und sollten ihm mit Leben und Gütern verfallen seyn, ohne Nachlaß noch Gnade. Im Monat April des Jahres 1475 begab sich der König von Paris nach Vernon an die Seine, wo ihn der Admiral und die andern Feldherrn erwarteten, um über den Krieg zu berathen, da der Waffenstillstand mit Burgund am Ende des Monats ablief. Von da begab er sich nach Pont St. Marence um

---

*) Chronique scandaleuse P. 85.

sein Heer zu rüsten. Außer seinen Kammerherrn, seiner schottischen und französischen Garde und seinen Hofbedienten begleiteten ihn 800 volle Lanzen (Lances fournies). Eine große Menge schweres und leichtes Geschütz wurde herbeigeführt. Fünf Mauerbrecher (bombardes) waren darunter, wovon vier Namen hatten: der eine hieß London, der zweite Brabant, der dritte Bourg en Bresse und der vierte St. Omer. Ein bedeutendes Heer von Edlen und Freischützen traf ebendaselbst ein, und von allen Seiten wurden Lebensmittel zum Unterhalt des Lagers herbeigeschafft.

Der Rosenstock der Kriege.

In diese Zeit fällt Ludwigs XI. Rosenstock der Kriege. Werke der Alten über die Kriegskunst mußten die Aufmerksamkeit eines Fürsten wie Ludwig der XI. erregen, und Vegez ist es auch, der dem militairischen Theil dieses Rosenstocks der Kriege zum Grunde liegt. Aber die Kriegseinrichtungen des Mittelalters waren von denen der Römer so verschieden, daß man die Schriften der Römer nicht verstehen konnte. Der eisengeharnischte Reiter hatte sich allein den Ehrennamen Miles vorbehalten; das im Heer nicht gezählte Fußvolk wurde des Titels der Soldaten unwürdig gehalten. Miles verwandelt sich daher in diesem Rosenstock der Kriege in Ritter, und erst die Besiegung Karls des Kühnen, durch das Fußvolk der Schweizer, sollte zu den wahren Grundsätzen allmählig zurückführen. Einige Kapitel aus diesem Werke folgen. *)

Von der zum Schutze des öffentlichen Wohles bestimmten Ritterschaft, und welche Leute man dazu erwählen soll.

Der Ritterschaft liegt die Vertheidigung des Staates und allgemeinen Wohles ob. Die Sache des Königs ist es, sie in der Schlacht zu führen und den Krieg zu leiten.

Das gemeine Volk kann nicht besiegt werden, wenn der König

---

*) Der vollständige Titel ist: Le rozier des guerres, eomposée par le feu Roy Lois, XI. de ce nom: pour monseigneur le Dauphin Charles son fils. Mis en lumière sur le manuscript trouvé au Chesteau de Nerac dans le cabinet du Roy par le sieur Presidant D'Espagnet etc. Paris 1624.

die Kunst der Ritterschaft wohl versteht, denn er kann so viele Heere errichten und Ritter schlagen als ihm beliebt.

Von großem Nutzen ist es, die neuen Ritter weise auszuwählen, und sie im Waffenhandwerk zu unterrichten. Man muß sie durch tägliche Uebung mit der Kriegszucht vertraut machen, und sie antreiben sich an alles in Gedanken zu gewöhnen was im Heere und in der Schlacht vorkommen kann, ehe man sie ins Feld führt; und die Nachläßigen müssen gestraft werden, damit sie sich bessern und die Andern ein Beispiel nehmen. Denn die Kenntniß der Kriegskunst nährt den Muth in der Schlacht.

Niemand wird sich scheuen, das auszuüben, was er weiß; und ein kleines wohlgeübtes Heer erringt leichter den Sieg als eine rohe Menge, die nichts vom Waffenhandwerk versteht. *) Diese ist stets dem Tode geweiht.

Ehre macht den guten Ritter aus; sie befiehlt ihm, die Schande der Flucht zu fliehen, und seinen Feind zu besiegen. Der Ritter soll Verstand, Körperkraft, Muth, Loyalität und Uebung in den Waffen, seinem Handwerk, besitzen.

Wie ließe sich denken, daß ein Mann kräftig den Degen führe, der nur gelernt hat, die Feder oder die Nadel oder das Rasirmesser zu führen.

Der loyale Ritter ist unbestechlich, er würde lieber sterben, als die Feinde des Königreichs begünstigen oder schimpflich die Flucht ergreifen.

Da die Ritter zur Bewachung und Vertheidigung des öffentlichen Wohles aufgestellt sind, so verdienen sie, wenn sie richtig bezahlt sind und doch auf Kosten des Volkes leben, eher den Namen von Räubern als von Rittern, und selbst die, welche es ihnen gestatten, verdienen diesen Namen.

Ich sehe nicht, daß das römische Volk durch etwas anderes die Welt besiegt hat, als durch seine Uebung in den Waffen und seine Geschicklichkeit, die Heere in Schlachtordnung zu stellen, und durch den Gebrauch der Ritterschaft:

---

*) In omni autem proclio plus valet disciplina et ars militaris quam virtus indocta.

Die Zeichen eines starken Ritters.

Die sind würdig, Ritter zu seyn, welche lebhafte Augen, gerade Haltung des Kopfes, breite Brust, große und hohe Schultern, dicke und kräftige Arme, starken Hals, lange Finger, geringen Bauch, breite Hüften, nervige und harte Beine und Füße haben. Man darf die Größe der Statur nicht für Stärke halten.

Die fürchten am meisten, verwundet zu werden, die am wenigsten Blut haben.

Die, welche sich weniger einem wollüstigen Leben ergeben haben, fürchten den Tod weniger, als die Ueppigen und Lüstlinge.

Weder der Prunk der Kleidung, noch der Reichthum des Goldes, Silbers und der Edelsteine machen die Feinde zur Ehrfurcht und Nachgiebigkeit geneigt, sondern die Furcht der Waffen allein bewegt sie zum Gehorsam. *)

Vortheilhafter ist es, die Seinigen in den Waffen zu üben, als Fremde zu miethen, um sich ihrer im Kriege zu bedienen. Noch vortheilhafter und sicherer ist es, die Bewachung seiner Städte, Festungen und Schlösser denen anzuvertrauen, die ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum darin haben, als Fremden, die nichts zu verlieren haben und die bestechlicher sind, weil sie eben so viel zu Brügge haben als zu Gent.

Von den Reden, die die Fürsten zur Kriegszeit halten sollen.

Der Fürst soll den Krieg vermeiden so viel er kann, denn er bringt niemals seinem Fürstenthume Vortheil. Kann er es aber nicht, so soll er häufig die weisen Männer um Rath fragen, wie sein Königreich auf allen Seiten zu sichern sei, und er soll die kriegserfahrnen Männer um sich versammeln, theils zu seinem Rathe, theils zur Leitung des Krieges. Sodann soll er seine Unterthanen und Freunde auffordern, sich in seiner besten Stadt zu ver-

---

*) Ne la noblesse de vestemens, ne les richesses d'or, ne d'argent et de pierres precieuses ne font point. (Non enim vestium nitor, vel auri vel argenti gemmarum que copiae hostes ad reverentiam nostram aut ad gratiam inclinant sed solo terrore subiguntur armorum.)

sammeln. Hier soll er ihnen eine Rede halten, sie wegen ihrer Bereitwilligkeit loben, ihnen den Ruhm ihrer Vorfahren ins Gedächtniß rufen, die Treulosigkeit der Feinde zeigen, die Ehre und den Vortheil des Sieges, die Schmach und Schande der Niederlage vorstellen, ihren Muth, ihre Zuversicht, ihre Kampflust entflammen. Kein Wort soll ihm dabei entschlüpfen, das Zaghaftigkeit verriethe, Zorn und Unwille gegen den Feind soll seine Rede athmen, schrecklich sei sein Anblick, drohend seine Stimme, sein Pferd stampfe wiehernd die Erde, und solchen Eindruck mache seine Rede auf das Heer, daß Schlachtruf seinen Worten folgt und Waffengetöse, als ob man Kampfgetümmel und Handgemenge höre. Dann theile der König im feierlichsten Pompe mit eigner Hand die Fahnen und Banner aus.

Von den Zeichen eines weisen Ritters.

Ein weiser Ritter hat gewöhnlich einen großen runden Kopf, etwas gegen den Körper vorgebeugt, und an den Schläfen aufwärts sehr wenig behaart, wenn er das Alter von fünfundzwanzig Jahren überschritten hat. Seine Haare müssen dicht und braun seyn; auf dem Gesichte muß sich Selbstvertrauen aussprechen; er soll starke Augenbraunen und eine hohe Stirne haben, aber nicht sehr, denn eine große Stirne ist das Zeichen eines Dummkopfs. Die Augen müssen ein wenig tief liegen, und sind sie klein, so ist dies ein Zeichen von schlauer Klugheit; die Farbe der Augen muß zwischen grau und schwarz seyn, und er soll frei umherschauen, und manchmal durchdringende Blicke werfen. Ist sein Kopf kleiner, als er mit seinem Körper im Verhältniß steht, so kann er nicht weise seyn; und wenig gescheidte Leute sieht man, die große aus dem Gesicht hervorstehende Augen haben. Die Farbe des Gesichtes soll roth oder braun seyn, und die übrigen Gliedmaßen in richtigem Ebenmaß stehen.

Von den Zeichen eines kühnen Ritters.

Der kühne Ritter hat gemeiniglich dichte entweder braune oder schwarze Haare, stark und etwas kraus, aber nicht zu viel.

Bewegliche lebhafte Augen, gebogene Nase, kleine Naslöcher, breites viereckiges Gesicht wie ein Löwe, die Stirne ohne Falten, braune Farbe, hohe breite Schultern, hohe breite Brust. Und hat er einen kleinen hohen Kopf, behaarte Brust, und Haare unter den Armen, und ist er an den Seiten behaart, so ist dies ein um so größeres Zeichen von Kühnheit. Dicke Adern, starke Muskeln, harte Haut, und gerade Haltung.

Der kühne Ritter muß offen und feurig seyn, er muß leicht und stolz einherschreiten. Seine Schenkel und Füße sollen mager seyn, und die Beine etwas krumm, um gut zu Pferde zu sitzen. Harte starke Knochen, starke Nerven, wenig Fleisch, starke Stimme.

Ein frostiger (frilleux) Ritter ist untauglich zum Kriege, so wie der, welcher zartes Haar, gebeugte Haltung, schwache Augen und magere Hände hat, und der traurig aussieht. Große Augen sind ein Zeichen von Trägheit, und glasartige Augäpfel von Furchtsamkeit. Dicke Backen zeigen Faulheit und (foul) Dummheit an; sehr kleines Gesicht, Verschlagenheit, Schmeichelei, Heimtücke; magerer Hals, boshafte Dummheit (foul jangleux) und Verzagtheit.

Von den Dingen, die sich für den Fürsten ziemen.

Der Fürst soll nicht in Person Schlacht und Kampf aufsuchen, und mit den Verwegenen in den vordersten Reihen fechten.

Seine Sorgfalt sei ganz dahin gerichtet, daß sein Lager mit Waffen, Geschütz und Lebensmitteln wohl versehen ist, und er bestrebe sich aus allen Kräften, sich als tüchtiger Feldherr zu zeigen. Selbst zu fechten braucht er nur im Nothfall, denn wenn der Hirte verunglückt, läuft die Heerde auseinander und ist in Gefahr.

Wer im Frieden leben will, rüste sich zum Kriege; und wer siegen will, übe fleißig seine Ritter. Wer die Schlacht gewinnen will, schlage mit Kunst, und überlasse nichts dem Zufall.

Kein weiser Fürst darf über seinen Feldherrn in Zorn gerathen, der mehr vom Kriege versteht, als er.

Welche Güter, welche Reichthümer lassen sich sicher bewahren ohne den Schutz der Waffen?

Keiner ist so kühn, daß er ein Königreich zu verletzen und anzugreifen wagt, von dem er weiß, daß es bereit ist, sich zu vertheidigen und die Unbild zu rächen.

Man soll nicht Krieg führen um Krieg zu haben, sondern um den Frieden zu erkämpfen.

Wie der Fürst seine Leute ordnen kann, um jederzeit sogleich eine beliebige Anzahl beisammen zu haben.

Wenn der Fürst vier Haupt-Lieutenants hätte, und unter jedem zehn Vicarien, und unter jedem Vicarius zehn Capitaine, und unter jedem Capitain zehn Decurionen, und unter jedem Decurionen zehn Mann, so werden sich, alle zusammengerechnet, 40,000 Streiter finden.

Wenn er nun 10,000 Mann bedarf, so braucht er nur einen seiner Lieutenants mit seinen Untergebenen kommen zu lassen; und bedürfte er nur 1000 Mann, so würde er einen Vicarius mit seinen Untergebenen einberufen; und wollte er nur 100 Mann haben, so würde er nur einen Capitain mit seinen Untergebenen kommen lassen; und so würde die Last erleichtert und der Fürst keine so großen Ausgaben machen müssen.

Wie das Heer geführt werden soll.

Nachdem der Fürst sein Heer versammelt und für die nöthigen Vorräthe gesorgt, soll er in Feindes Land zu marschiren suchen, um dem Gegner zu schaden und ihn zu entmuthigen, und seine Unterthanen nicht zu drücken. Sein Lager soll er nicht allzu nahe an Flüssen und Bergen aufschlagen. In der Schlacht soll er den höheren Ort zu gewinnen suchen; und sich vor Verrath in Acht nehmen. Wankt ein Theil des feindlichen Heeres, so soll er die Angriffe hartnäckig fortsetzen, denn dies ist eine der Hauptursachen des Sieges.

Alles Sinnen und Trachten des Fürsten soll dahin gehen, den Feind durch List und Schlauheit zu hintergehen. Er soll sich daher stellen, als wolle er so handeln, während er auf die entgegengesetzte Weise verfährt. Niemand soll seine Pläne kennen, sei es um eine Schlacht zu liefern, eine Stadt zu belagern, über einen Fluß zu setzen, einen Streifzug zu machen oder dergleichen.

In der Schlacht darf man das Heer nicht zu sehr ausdehnen, um nicht augenblicklich vom Feinde durchbrochen zu werden, aber auch nicht zu dicht gedrängt stellen, um sich nicht einander am Gebrauch der Waffen zu hindern.

Die Schlacht ist die gefährlichste Sache der Welt; man kann daher nicht klug und vorsichtig genug seyn. Denn wenn man anderwärts einen Fehler macht, so kann man ihn später wieder gut machen; macht man hingegen in der Schlacht einen Fehler, so ist nicht zu helfen und man muß die Strafe leiden, die auf dem Fuße folgt. Wer nämlich in der Schlacht fehlt wird entweder getödtet, oder er flieht und wird dadurch so furchtsam, daß er den Sieger kaum mehr anzugreifen wagt.

Was man vor der Schlacht zu erwägen hat.

Ehe man eine Schlacht liefert hat man zwölf Dinge zu erwägen.

Das erste ist die Zahl der Gegner.

Das zweite, ob sie in den Waffen geübt und kriegsgewohnt sind.

Das dritte, ob sie muthig sind.

Das vierte, ob sie abgehärtet und kräftig sind.

Das fünfte, ob sie klug, verständig und einig sind.

Das sechste, ob sie kühner und tapferer sind als wir, und ob sie nicht leicht eine schimpfliche Flucht ergreifen werden.

Das siebente, ob sie mehr und bessere Pferde haben.

Das achte, ob sie mehr Schutzwaffen haben.

Das neunte, ob sie besser mit Lebensmitteln versehen sind.

Das zehnte, ob sie den höheren Ort inne haben.

Das eilfte, ob sie die Sonne und den Wind für oder gegen sich haben.

Das zwölfte, wer die bedeutendste Unterstützung erwartet.

Wie man sein Heer verständig ordnen und in Schlachtordnung stellen soll.

Der Feldherr, der sein Heer sicher an irgend einen Ort führen will, muß stets acht Dinge im Auge behalten.*) Folgt ein Auszug aus Vegez.

Von der Schlachtordnung.

Man findet fünf Arten von Schlachtordnung.

Die erste lang und dünn wie eine Linie. Diese taugt nichts, außer zur Vertheidigung eines Hafens.

Die zweite, ein Quadrat. Dies ist die schlechteste.

Die dritte, in Form eines Keils.

Die vierte, in Form eines Schildes.

Die fünfte rund, wie ein Kreis. Welche aber die beste ist, deßhalb verweist man auf die Kriegskünstler, obgleich es auf den ersten Anblick scheint, daß die keilförmige die beste sei; aber um richtig zu urtheilen, muß man auch den Bestand der Artillerie beider Theile in Betracht ziehen.

Woran der Fürst erkennen kann, ob seine Feinde stärker sind.

Der Fürst muß wissen, daß es sieben Dinge gibt, wodurch seine Feinde überlegen sind.

Das erste, wenn sie gut in Schlachtordnung gestellt sind, in Betracht nämlich des Zweckes, den sie erreichen wollen, des beiderseitigen Geschützes und der Zahl der Streiter.

Das zweite, wenn ihnen das Terrain günstig ist.

---

*) Le duc qui veut mener sainement son ost en aucun lieu, dolt toujours regarder en son coeur huit choses.

Das dritte, wenn den Feinden das Wetter günstig ist, als der Wind, der Regen, die Sonne, und ihm entgegen.

Das vierte, wenn sie von seinem Anrücken im Voraus unterrichtet sind.

Das fünfte, wenn sie ausgeruht sind und gegessen haben.

Das sechste, wenn Eintracht und Liebe zwischen ihnen herrscht.

Das siebente, wenn er wenig oder nichts von ihrer Disposition weiß.

Wann man die Feinde angreifen soll.

Der Fürst soll seine Feinde angreifen, wenn sie vom Marsche ermüdet sind, wenn sie einen Fluß oder ein Defilee passiren, wenn sie durch sumpfiges Terrain oder durch Besteigung eines Berges in Unordnung sind, wenn sie die Sonne, den Staub und den Wind gegen sich haben, oder wenn sie schlafen oder ruhen, und wenn sein Heer vernünftig gegessen und getrunken und ein wenig geruht hat. Vor der Schlacht essen ist nicht gut, denn wenn man zu sehr mit Fleisch angefüllt ist, sind die Wunden gefährlicher und schwerer zu heilen.

Von den Schlachtregeln.

Was dem Feinde nützt, schadet dir, was ihm schadet, nützt dir.*)

---

*) En toute bataille la condition de la fin est telle: Fu dois tousiours faire ce que est convenable à toy, et nonisible à ton adversaire, et penser que ce qui luy aide, te nuist to ousiours.

Nous ne devons nulle fois faire ne monstrer semblant de chose, qui plaise à noustre ennemy, ny chose qui soit à sa volonté, mais seulement devons faire ce que nous cuidons qui nous soit profitable, et à luy contraire et de plaisir car si tu fais pour toy, ce qu'il a fait pour soy, tu commences a estre contre toy, et aussi s'il vieult faire pour soy ce qu'il a fait pour toy, ce sera contre luy en la bataille.

Celuy, qui plus veillera et plus labourera pour soy accoustumer aux armes, soit champestre ou autre, moins deplaisir y aura.

(In omnibus prœliis expeditionis conditio talis est, ut quicquid tibi prodest, adversario noceat: quod illum adjuvat, tibi semper officiat.

Nunquam igitur ad illius arbitrium aliquid facere, aut dissimulare

Wen wirst du finden, der einem Andern lehrt, was er selbst nie gelernt hat. *)

Wer wird je glauben, daß der ein kühner Ritter ist, der aus Nachläßigkeit seine Waffen verrosten läßt.

Nie brachte ein Heer demjenigen Vortheil, der seine Ritter nicht kannte und zum Voraus geprüft hatte.

Viele Ritter giebt es, die ihrem Aeußern nach muthvoll scheinen; stellt man sie aber auf die Probe, so bewähren sie sich nicht.

Der Ritter soll bereiter seyn, zu thun was man ihm befiehlt, als zu antworten.

Wer einmal aus Furcht flieht, wird sicher stets die Schlacht fürchten.

Nichts bringt einem Ritter größere Schande, als Feigheit.

Du darfst niemals Ritter in die Schlacht führen, wenn du sie nicht zuvor geprüft hast, was sie dir durch Tapferkeit und Verstand nützen werden. **)

Weisheit hütet vor Fehlgriffen in der Regierung und bringt Vortheil im Kriegsrath.

Gendarmen des Heeres, wenn sie auf dem Marsch oder in der Schlacht sind, müssen die Ordnung im Marsche bewahren. Sie sollen eilig und in gleicher Gangart und geschlossen reiten; denn ein getrenntes und ordnungsloses Heer ist immer in Gefahr, großen Schaden durch seine Feinde zu leiden.

---

debemus, sed id solum agere, quod nobis utile judicamus. Contra te enim incipis esse, si imiteris quod fecit ille pro se: et rursus quicquid pro tua parte tentaveris, contra illum erit, si voluerit imitari.

In bello qui plus in angariis vigilaverit, plus que in exercendo milite laboraverit, minus periculum sustinet.)

*) Qui tronverastu, qui puisse aprendre à autre ce qu'il ne aprint oncques lui même.

(Quem invenias qui docere possit quod ipse non didicit? De historiis ergo nobis antiqua ars repetenda est.)

**) Tu ne dois jamais mener Chevaliers en bataille, si paravant ne les as esprouvées en fait d'armes, ou de sens à ce qu'il te serve.

(Nunquam miles in aciem poducendus est, cujus antea experientia etc.)

Die, welche Schutzwaffen haben, fechten beſſer als die, welche keine haben.

Die in der Sonne glänzenden Rüſtungen ſetzen den Feind in große Furcht.

Niemand fürchtet Kampf und Handgemenge, der ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit gewiß iſt.

Nichts trägt ſo viel dazu bei, den Sieg zu erringen, als den Zeichen der Fahnen zu gehorchen.

Vortheilhaft iſt es, ſich zur Friedenszeit an das zu gewöhnen, was man in der Verwirrung der Schlacht wiſſen muß.

Viel größere Gefahr läuft das Heer auf dem Marſch als in der Schlacht.

Der iſt durch ſich ſelbſt verrathen, deſſen Spion ſeine Feinde erkauft haben.

Wenn ein Theil des Heeres zu weit vor iſt, und angegriffen wird, ſo denkt es nicht ſowohl an Vertheidigung als an Flucht. Und die hinteren, von den vorderen verlaſſen, verlieren die Hoffnung des Sieges, und werden von der überlegenen Macht des Feindes geworfen.

Keiner verzweifle, auszuführen, was ehemals geſchah.

Leichter iſt es, die neuen Ritter Tapferkeit zu lehren, als die zu beſſern, die ſchon an die Flucht gewöhnt ſind.

Eine weiſe Regierung, Kenntniß der Kunſt eine Schlacht zu liefern, und umſichtige Anwendung dieſer Kunſt geben dem Fürſten den Sieg über ſeine Feinde.

Wenn du wohlgerüſtet, bereit und geordnet biſt, und deinen Gegner überfällſt, der ſein Heer noch nicht in Schlachtordnung geſtellt hat, ſo geräth er in Verwirrung und wird ängſtlich, und es iſt ein großer Theil des Sieges, den Feind in Verwirrung zu bringen, ehe du kämpfſt.

Beſſer iſt es, ſeine Feinde durch Mangel und Furcht zu beſiegen, als durch Tapferkeit. *)

---

*) Mieulx vault vaincre ses ennemis par mesaise ou par paour, que par vertu.

(Aut inopia, aut superventibus, aut terrore melius est hostem

Kein Plan ist besser als der, welchen dein Gegner nicht wissen kann, ehe du ihn ausführst. *)

Im Kriege ist nichts so nützlich, um dich vor Nachtheil zu hüten und deinem Gegner zu schaden, als genau von seinen Angelegenheiten unterrichtet zu seyn. Keine nützlichere Ausgaben lassen sich daher machen, als die für treue verständige Spione oder falsche Ueberläufer, die sich stellen, als fielen sie von dir ab, die aber treu bleiben.

Man muß immer Friede und Liebe im Heere aufrecht erhalten, besonders zwischen Reiterei und Fußvolk, denn zwischen beiden besteht gewöhnlich eine Art natürlicher Zwietracht.

In der Schlacht muß man sich immer in seinen Maßregeln der Nothwendigkeit unterwerfen.

Wenn die Kriegskunst vergessen wird, so ist kein Unterschied mehr zwischen Bauer und Ritter.

Was nützt es dem Fürsten, wenn seine gut bezahlten Gendarmen und Söldner auf Unkosten des Volkes leben zur Verminderung seiner Einnahme?

Man muß darauf achten, welcher Theil am meisten auf den Sieg vertraut, denn dieses Vertrauen vermehrt die Kraft und Tapferkeit; sie wird vermindert, wo es fehlt.

Wenn der gute Feldherr in seinen Ermahnungen zeigt, daß er nichts fürchtet, so wächst Muth und Kühnheit denen wieder, die schon die Hoffnung verloren hatten.

Man darf nur diejenigen Dinge zuerst versuchen, deren Mißlingen wenig schadet, wenn sie schlecht ausgeführt werden, und deren Gelingen, wenn sie gut ausgeführt werden, großen Vortheil bringt.

Traue nicht, wenn die neuen Ritter die Schlacht wünschen, denn die Schlacht ist süß für die, welche sie nie versucht haben;

---

domare, quam prœlio: in quo amplius solet fortuna potestatis habera quam virtus.)

*) Nuls conseils ne sont meilleurs, que ceulx, que ton adversaire ne peut savoir, avant que tu les faces.

(Nulla consilia meliora sunt, quam illa, quæ ignoraverit adversarius antequam facias.)

und oft ist es der Fall, daß der, welcher ehrenhalber mit dem Munde in die Schlacht geführt zu werden verlangt, in seinem Herzen mehr an Flucht denkt als an Kampf.

Es ist die Art der Prahler, von Weitem zu schreien; man darf daher nicht eher schreien, als bis die Heere auf einander stoßen.

Oft ereignet es sich, daß der kühne Blick und die Festigkeit der Streiter den Feind in Verwirrung setzt.

Uebung vermag mehr in der Schlacht als Tapferkeit.

Vortheilhaft ist es, Feinde herüber zu ziehen und aufzunehmen, wenn sie in redlicher Absicht kommen, denn die Ueberläufer bringen deinem Gegner mehr Schaden als die Getödteten *).

Besser ist es, hinter seiner Schlachtlinie gute Reserven zu halten als seine Ritter zu sehr auszudehnen **).

Schwer wird der besiegt, der seine und seines Gegners Stärke wohl zu beurtheilen weiß ***).

Tapferkeit vermag mehr als Menge: manchmal vermag der Ort mehr, als die Tapferkeit †).

Kunst und Klugheit sind mehr werth als Macht: denn oft ereignet es sich, daß wenig wohlgeordnete Streiter eine unordentliche Menge in die Flucht treiben.

---

*) Grant seurté est de atraire et de recevoire aucuns des ennemis, quant ils se viennent rendre en loyauté, car plus lassent et grevent les fuitifs leurs adversairis, que ceux, qui sont occis.

(In sollicitandis suscipiendisque hostibus, si cum fide veniant, magna fiducia est: quia adversarium amplius transfugæ frangunt, quam peremti.)

**) Mieux vault apres la bataille garder plusieurs aides, que espandre ses Chevaliers trop largement.

(Melius est post aciem plura servare præsidia, quam latius militem spargere).

***) A peine peut-il estre vaincu, qui cognoist veritablement la force de ses gens et de ses adversaires.

(Dificil vincitur, qui vere potest de suis et de adversarii copiis judicare.)

†) Vertu aide plus que ne fait multitude: aucunefois aide plus le lieu que la vertu.

(Amplius valet virtus quàm multitudo.)

Das Heer gewinnt durch Schanzarbeiten *).

Die Natur erzeugt wenig starke Männer, allein gute Kriegszucht macht die Krieger stärker als Körperkraft **).

So viel der Kern mehr werth ist als die Schale, so viel mehr ist List mehr werth, als Gewalt.

Führe deine Ritter niemals in die Schlacht, wenn sie nicht von der Hoffnung des Sieges durchdrungen sind.

Plötzliche Ereignisse erschrecken die Feinde, gewohnte verachtet man ***).

Wer sein Heer zerstreut und thöricht den Feind verfolgt, will diesem den Sieg geben, den er errungen hatte †).

Von der Größe des Heeres.

Wenig wohlgeübte Streiter sind würdiger den Sieg zu gewinnen, als eine rohe Menge ohne Kriegszucht, denn diese ist stets dem Tode geweiht.

In jeder Schlacht nützt niemals die Menge so viel, als die Tapferkeit ††). So weit die Auszüge aus dem Rosenstock der Kriege.

---

*) Ost profite par labourer et travailler.
(Exercitus labore proficet, ocio consenescit.)

**) Nature crée pou de fors hommes, mais par bonne doctrine plusieurs sont plus forts que par vertu corporel.
(Paucos viros fortes natura procreat, bona disciplina plureo reddit industria.)

***) Choses soudaines espouventent les ennemis, et celles, qui font accoustumées sont mises en despit.
(Subita conterrent hosteo, usitata vilescunt.)

†) Celuy, qui a ses gens espendus et suit ses ennemis follement, il leur vieult donner la victoire quil avoit acquise.
(Qui dispersis suis inconsulte insequitur, quam ipse acceperat, adversaris vult dare victoriam.)

††) En toutes batailles nulle multitude ne profite tant, comme fait vertu.
(Amplius valet virtus quam multitudo.)

Ausbildung des stehenden Heers.

Schweizer Soldtruppen.

Die erste Allianz Frankreichs mit den Schweizern wurde von Karl VII. im Jahre 1453 geschlossen. Friede zwischen beiden Mächten, sicheres Geleite, und die Verbindlichkeit, keinem Feinde der andern Macht beizustehen, oder den Durchzug durch die Staaten zu gestatten, ist alles was dieser Traktat enthält. Luwig XI. bestätigte ihn einfach im Jahr 4463. Im Jahr 1470 jedoch schloß er ein Bündniß mit den Schweizern gegen den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, worin er ausdrücklich verspricht, letzterem auf keine Weise gegen die Schweizer beizustehen, und im Jahre 1474 ein zweites und engeres Bündniß. Diese Offensiv- und Devensivallianz, gewöhnlich der erste Subsidientraktat genannt, enthält:

„Erstens soll besagter Herr König in allen unsern Kriegen und besonders in dem gegen den Herzog von Burgund uns treulich beistehen, Hülfe und Schutz leisten auf seine Kosten.“

„Ueberdies wird er uns, so lange er lebt, in seiner Stadt Lion die Summe von 20,000 Franken jährlich ausbezahlen lassen, um sie unter uns zu vertheilen.“

„Wenn besagter Herr König in seinen Kriegen und Armeen unsers Beistands bedarf und uns dazu auffordert, so sind wir gehalten, ihm auf seine Kosten die Zahl Soldaten zu liefern, die uns billig scheint und die wir zu geben im Stande sind; das heißt, wenn wir nicht mit unsern eigenen Kriegen beschäftigt sind. Die Löhnung jedes Soldaten soll monatlich vier und ein halber Gulden rheinisch betragen, das Jahr zu zwölf Monaten gerechnet.“

„Wenn besagter Herr König von uns diesen Beistand verlangt, so wird er in einer der Städte Zürch, Bern oder Luzern den Monatssold für jeden Soldaten bereit halten, welcher ihm ausbezahlt werden soll, und für die folgenden zwei Monate in der Stadt Genf oder jeder andern Stadt, die uns bequem ist nach unsrer Wahl und Willkühr.“

„Der Sold für die besagten drei Monate beginnt mit dem Tage, wo die Unsrigen ihre Häuser verlassen, und sie sollen alle Frei-

heiten, Ausnahmsrechte und Privilegien genießen wie die Unterthanen des Königs."

Es folgen sodann noch mehrere nähere Bestimmungen, das Schutz- und Trutzbündniß betreffend, wovon jedoch nur die hieher gehört, daß der König, wenn er mit eigenen Kriegen beschäftigt wäre, die Summe von 20,000 Gulden rheinisch statt eines Hülfsheeres vierteljährig den Schweizern zu liefern habe, so lange sie gegen einen Feind im Felde stünden *).

In einer näheren Erklärung vom Oktober desselben Jahrs wird die Zahl der Soldaten, die die Schweizer dem König jederzeit zu liefern haben sollten, auf 6000 Mann (Fußvolk) festgesetzt.

In der Schlacht bei Guinegate 1479 kommen die Freischützen zum letzten Male vor. Maximilian, damals noch Herzog von Oestreich, hatte die Tochter Karls des Kühnen geheirathet, und brachte ein großes Heer zur Vertheidigung des Herzogthums und zur Wiedereroberung der von den Franzosen besetzten Plätze zusammen. Als er Terouenne belagerte, zog der Statthalter der Pikardie, ohne Befehl abzuwarten, mit einer überlegenen Anzahl Gendarmen und einem Corps Freischützen zum Entsatz der Stadt heran. In der hierauf erfolgten Schlacht wurde die Reiterei Maximilians geworfen und die Freischützen plünderten schon sein Gepäcke, allein alle Angriffe scheiterten an seinem Fußvolk, das größtentheils aus Flandrern bestand, dem aber eine Schaar deutscher Landsknechte ihre unerschütterliche Tapferkeit mitgetheilt hatte. Maximilian behauptete das Schlachtfeld, und Ludwig XI., gegen dessen Willen diese Schlacht geliefert worden war, gab für jetzt die Hoffnung auf, ganz Burgund seinem Königreiche einzuverleiben, und schloß bald darauf mit Maximilian Friede, der im Besitze der Grafschaft Burgund blieb.

Im Jahre 1480 erließ der König ein Edikt, wodurch alle Freischützen des Königreichs abgesetzt und die Einrichtung völlig abgeschafft wurde. An ihre Stelle sollten die Schweizer und Pikenträger treten, und alle Schwertfeger wurden beauftragt, eine große Menge Piken, Hellebarden und große Schlachtschwerter mit

---

*) Dritter Band der Memoiren Comines. P. 187 und folgende.

breitem Stichblatt zu fertigen *). Nach einer andern Verordnung desselben Jahrs sollten 10000 Mann Fußvolk und 2500 Pioniers **) beständig mobil gehalten werden. 1500 Gendarmen der Ordonanz wurden dazu beordert, um abzusitzen, wenn es nöthig wäre. Eine große Anzahl Wagen wurden angefertigt, sie mit einer Wagenburg zu umgeben, so wie die nöthigen Zelte und Pavillions zum Lagern. Der König hatte dies von dem Lager des Herzogs von Burgund entnommen ***). Als alles fertig war, begab sich der König 1481 nach Pont - de - l'Arche in der Normandie, das Lager schlagen zu sehen, wozu auch die 6000 Schweizer gezogen wurden. Hier auf einer schönen Wiese wurden zuerst die Zelte und Pavillions aufgeschlagen, diese sodann mit einem Graben umgeben und die gehörige Anzahl Geschütze aufgefahren. Der König nahm alles in Augenschein und gab seine große Zufriedenheit zu erkennen †).

Was das Geschütz betrifft, so haben wir schon oben gesehen, daß man Stücke von ungeheurem Kaliber hatte. „Um sein Geschütz stets zu vermehren, befahl der König im Jahr 1477, daß zwölf schwere Bombarden von sehr großer Länge und Dicke von Metall gegossen werden sollten: drei zu Paris, drei zu Orleans, drei zu Tours und drei zu Amiens. Zu gleicher Zeit lies er in den Eisenhämmern im Walde von Creil eine große Menge eiserne Kugeln schmieden, und in den Steinbrüchen von Peronne steinerne Kugeln für die Bombarden anfertigen ††). Das Jahr darauf wurde eine

---

*) Chron. Scand. P. 263.

**) Die Bedienungsmannschaft beim Geschütz. Die Bombardiere, Kanoniere und Feuerwerker hatten einen höheren Rang und waren nur wenige. In Deutschland machten sie eine Art Zunft aus, und zogen, mit ihren Zeugnissen versehen, von einem Heer zum andern dem Kriege nach.

***) Comines P. 404 (siebentes Kapitel). Während der beständigen Kriege, die der Herzog von Burgund führte, zeigte sich der Nutzen einer guten Lagerordnung deutlich. Er verordnete daher, daß nach jedem Marsche das Lager auf gleiche Weise geschlagen und mit einer Wagenburg umgeben werden sollte, wenn man nur eine Nacht blieb, mit Graben und Pallisaden, wenn man länger blieb. Ueberdies wurden des Nachts Vorposten ausgestellt, die der Herzog selbst jeden Abend nachsah, indem er, nach Ablegung der kleineren Stücke seiner Rüstung, auf einem kleinen Grauschimmel die Runde ritt.

†) Chronique Scand. P. 266.

††) Item P. 246.

dieser Bombarden vor mehreren Beamten des Königs probirt. Man pflanzte sie auf dem Felde vor der Bastille auf, mit dem Schwanz gegen dieselbe gerichtet und mit dem Schlund gegen die Brücke von Charenton. Als man sie zum ersten Male geladen hatte und abfeuerte schoß sie recht gut, und der Stein flog bis zum Richtplatz bei besagter Brücke von Charenton. Da es aber den Beamten schien, daß nicht alles Pulver, das man in die Kammer der Bombarde geladen, sich entzündet habe, so befahlen sie, daß man noch einmal feure, vor dem Laden aber die Kammer reinige. Dies geschah, und eine Kugel, welche 500 Pfund Eisen wog, wurde in den Schlund der Bombarde gebracht. Als nun die Kugel den Flug hinab gegen die Kammer zu rollte, entlud sich die Bombarde plötzlich, ohne daß man weiß woher das Feuer gekommen ist.

Welche Resultate die unabläßige Sorgfalt Ludwigs XI. für die Vermehrung seines Geschützes lieferte, zeigt sich unter seinem Nachfolger beim Kriegszug der Franzosen nach Neapel. Außerdem *) ließ er bedeutende Bauten zur Befestigung der Städte des Königreichs vornehmen, wie man unter keinem seiner Vorgänger gesehen hatte. Während Karl VII. im Ganzen 1700 Gendarmen der Ordonanz auf den Beinen hielt, hatte Ludwig XI. im Jahre seines Todes ein stehendes Heer von an die 5000 Gendarmen und über 25,000 Mann Fußvolk. Alles dies und der beständige Kriegszustand kostete große Summen. Sein Vater hatte nie mehr als 1,800,000 Franken jährlich erhoben, er aber erhob in dem letzten Jahr seiner Regierung 4,700,000 Franken, ohne das Geschütz und dergleichen zu rechnen **). Das Volk wurde hierdurch sehr arm ***), aber Ludwig XI. häufte keine Schätze auf, sondern verwendete alles auf die Vergrößerung seines Reiches und Vermehrung der Macht des Thrones. Die weise Vorsicht, mit der er hierbei stets zu Werke ging, war Ursache, daß ihm

---

*) Alles folgende sind Comines Worte.

**) Comines P. 407.

***) An einem andern Orte gibt Comines auch die fortwährenden Züge der Gendarmen als einen Grund der Noth des Volkes an: „Später aber" sagt er, „haben sie es noch viel ärger getrieben." P. 425.)

fast alle seine Unternehmungen nach Wunsch gelangen. Nichts stellte er dem Zufall anheim, und suchte daher die Schlachten nicht auf. Seine Armeen machte er so zahlreich, das nur Wenige im Stande waren, den Kampf gegen sie zu versuchen, und Geschütz besaß er mehr als je ein König von Frankreich. Die Festungen suchte er durch Ueberfall zu erobern, besonders wenn er wußte, daß sie schlecht bewacht waren; und war in einem Platze der Gouverneur oder ein Andrer bestechlich, so konnte er sicher seyn, im König einen Käufer zu finden, denn die übertriebenste Forderung schreckte ihn nicht ab, und freigebig gab er die größten Summen. Hatte er aber einmal eine Festung, so versah er sie mit so viel Geschütz und legte so starke Besatzung hinein, daß es unmöglich war sie wieder zu nehmen. Bewundernswürdig war des Königs Thätigkeit; mit den kleinsten Details war er so vertraut, als mit den wichtigsten Geschäften, und die Angelegenheiten seiner Nachbarn beschäftigten ihn nicht minder als seine eigenen *), und sein Gedächtniß war so gut, daß er Jeden kannte, in fremden Ländern und in seiner Umgebung **). Zwei Parlamente, das letzte für Burgund, hatte er errichtet, und die Posten eingeführt. Sein Lieblingsplan am Ende seines Lebens war die Einführung eines allgemeinen Gesetzbuches für das Königreich und die eines gleichen Maßes und Gewichts.

Nachdem Comines seine Fehler aufgezählt, sagt er: Aber in unsrer Zeit gab es keinen Mann, der so weise war als er und so gut regierte ***). Andere Fürsten waren grausam und Tyrannen ohne Grund; er aber that Keinem Böses, der ihn nicht beleidigt hatte †); und wenn er sein Volk bedrückte, so hätte er doch niemals zugegeben, daß es ein Anderer that, mochte es nun ein Einheimischer seyn oder eine fremde Macht ††). Seine Staatsklugheit hatte zur Folge, daß ihm Alles nach Wunsch ging †††); und

*) Comines P. 398. 1. Band.

**) Item P. 433.

***) Le lesay presque tous vues, et sceu ce quils savais faire, parquoy je ne devine point. Comines 1. Band. P. 420.

†) Comines 1 Band. P. 430.

††) Item P. 433.

†††) Item P. 397.

so sehr gehorchte man ihm, daß es schien, ganz Europa sei nur da, ihm Gehorsam zu leisten *.) Und in der That nach seinen großen Eigenschaften und seiner Thätigkeit, schien er mehr gemacht, eine Welt zu regieren, als ein Königreich **).

Wenn aber Ludwig XI. der Gründer der Macht der Krone war, so hatte er doch durch die Entwaffnung des Volkes und dadurch, daß er Schweizer in Sold nahm, ein Beispiel gegeben, dessen Befolgung durch die spätern Könige die Macht Frankreichs bedeutend verminderte. Das nach dem Werbsystem zusammengebrachte französische Fusvolk konnte den Schweizern so wenig gleich kommen und war der Natur der Sache nach so schlecht, daß nach dem eigenen Geständniß der Franzosen die Könige in ihren Unternehmungen stets von dem guten Willen der Schweizer abhängig waren. Die Gendarmen hatten durchaus kein Vertrauen auf das französische Fußvolk und wollten ohne Schweizer oder Landsknechte nicht kämpfen. Die Ursache dieses Mißtrauens geht deutlich aus Brantom's Schilderung hervor. „Es gab" sagt er, „auch brave Soldaten, aber die Mehrzahl war schlechtes Raubgesindel, Taugenichtse, dem Galgen entsprungen, und besonders eine Menge die Schulter mit der Lilie gebrandmarkt, mit abgeschnittenen Ohren, was sie, es ist wahr, unter langem struppigem Haar und gräulichen Bärten verbargen, die sie sowohl deßhalb wachsen ließen, als auch um dem Feinde Furcht einzujagen" ***). Derselbe Schriftsteller sagt: „ich habe in unsern Heeren gesehen, daß wir uns für unüberwindlich hielten, wenn wir ein Corps Schweizer hatten" †); und der Marschall von Schomberg sagte: „das Fußvolk der Schweizer ist in den Armeen, was die Knochen im menschlichen Körper" ††).

Besonders in den italienischen Kriegen und im Jahre 1513 mußte Frankreich diesen Mangel eines guten Fußvolks schmerzlich fühlen, wie unten erzählt werden soll.

---

*) Item P. 423.

**) Item P. 433.

***) Hommes illustres de France Leyde 1666. Tom. IV. P. 48.

†) Item Tom. I. P. 291.

††) Menagiana. Paris 1695. Tom. II. P. 206.

Die Schweizer und Karl der Kühne.

Karl der Kühne besaß den Ehrgeiz und die Ruhmliebe eines Alexanders, aber sein Geist war seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmliebe nicht gleich. Mit vielen Eigenschaften begabt, die der große Eroberer haben muß, war er doch kein Feldherr im höheren Sinn des Wortes, und er hatte nicht Kraft genug, die augenblickliche Befriedigung eines eitlen Ehrenpunktes oder einer andern kleinen Leidenschaft seinen größern Zwecken aufzuopfern. Da er noch im Glücke war, lies er die Demüthigung seines schlimmsten Feindes außer Acht, indem er versäumte, sein Heer mit dem des Königs von England, der in Frankreich eingedrungen war, zu vereinigen, nur weil er es für nicht ehrenvoll hielt, die Belagerung von Neuß aufzuheben, und so gelang es dem schlauen Ludwig, mit England Frieden zu schließen, und Karl war genöthigt, diesem Frieden beizutreten. Hätte Karl einen schärferen Blick besessen, so würde er keinen großen Krieg angefangen haben, während sein mächtiger Feind gerüstet, ihm zur Seite die Gelegenheit abwartete, ihm zu schaden. Ein schärfererer Blick und ein unbefangener Geist würde in den Schweizern gefährliche Feinde und leicht zu erwerbende nützliche Freunde erkannt haben.

Mit ihrer Hülfe wäre es ihm leicht gewesen, das Ziel zu erreichen, das ihm vorschwebte, ein lotharingisches Reich zu gründen, das sich zwischen Deutschland und Frankreich, von der Nordsee bis zum Mittelmeer erstrecken sollte. Aber Karls Absicht war, daß auch die Schweizer Unterthanen dieses Reiches werden sollten, und daraus entsprang sein Untergang.

Drei Schlachten, in einem Zeitraum von neun Monaten verloren, entschieden sein Schicksal.

Ueber die Schlachten von Granson und Murten verweist der Herausgeber auf Müllers Geschichte der Schweiz.

Auf seinem vaterländischen Boden muß man dem großen Geschichtschreiber folgen, und nur dem, der alle Quellen benutzt und die Schlachtfelder selbst besucht hat, dürfte es erlaubt seyn, von Müllers Darstellung abzuweichen.

Die Schlacht bei Nancy gibt der Herausgeber nach den unten genannten Quellen.

Schlacht bei Nancy am 5. Januar 1477.

Nach der Schlacht bei Murten nahm der Herzog René seine Hauptstadt Nancy nach einer hartnäckigen Vertheidigung der burgundischen Besatzung wieder ein. Karl der Kühne, der zum Entsatz heranrückte, kam um einen Tag zu spät. Er belagerte sogleich die Stadt und brachte sie in wenigen Tagen zum Aeußersten, da sie nicht mit Lebensmitteln versehen war. Der Herzog von Lothringen beauftragte eine Schaar, die Besatzung damit zu versehen, während er nach der Schweiz und Deutschland sandte, Hülfe herbeizurufen. Diese Schaar brach mit großer Kühnheit mitten durch das burgundische Lager, und kam zum größten Theil glücklich in die Stadt. Nur der Führer, ein Edelmann aus der Provence, Namens Cifron, mit dem Nachtrapp wurde gefangen. Gegen alle Kriegsgesetze ließ der Herzog von Burgund Cifron aufhängen, ohne ihn hören zu wollen, getrieben von seinem Verhängniß, denn Cifron wollte ihm die Verrätherei seines Günstlings Kampobasso entdecken *).

Mittlerweile waren 14,000 bis 15,000 Mann Schweizer und Deutsche herangekommen, ohne die Franzosen und Lothringer zu rechnen. Ludwig XI. nämlich, der seinen Waffenstillstand mit dem Herzog von Burgund nicht öffentlich brechen wollte, hatte heimlich Geld gegeben und ließ Gendarmen übergehen, sich stellend als wisse er von nichts **).

Den Tag vor der Schlacht kam Kompobasso mit 120 Gendarmen zu diesem Heere, nachdem er vierzehn Vertraute zurück gelassen, theils um die Flucht zu beginnen, theils um seinen Herrn zu tödten ***). Allein die Schweizer wiesen ihn ab mit den Worten, „sie wollten keinen Verräther †),“ so daß er sich

---

*) Comines 298. 1. Band (5. Buch).

**) Memoires de Comines P. 302. 1. Band (5. Buch).

***) „Ich habe zwei oder drei von denen gekannt, die zurück blieben, um den Herzog zu tödten.“ Comines 1. Band. P. 307.

†) Quils ne voulaient nuls traistres avec eux. Ibidem. Les genereux et nobles Suisses protestèrent, qu'ils ne combatteraient en la compagnie d'un traistre. Annales de Bourgogne. P. 985.

an die Brücke von Bridores begab, die er verrammeln ließ, um dem Herzog den Rückzug zu versperren.

Karl der Kühne hatte indeß einen Kriegsrath zusammengerufen, da sein Heer entmuthigt, schlecht bewaffnet und äußerst schwach an Zahl war. Nach Comines betrug es nur 1400 Mann (Reiter), wobei jedoch die weniger angeschlagenen Leute (menu gens) nicht gerechnet sind. Der weisere Theil des Rathes rieth von der Schlacht ab, allein der Herzog, der niemals geneigt gewesen war sich rathen zu lassen, und nach dessen Begriffen von Ritterlichkeit den Kampf auszuschlagen für Schimpf galt, beschloß, den überlegenen Feind zu erwarten. Er rückte also aus seinem Lager heraus und stellte sich in einer dem Ansehen nach festen Stellung in Schlachtordnung. Vor sich hatte er einen Bach, der zwischen dichten Hecken floß. Sein rechter Flügel lehnte an den Fluß und sein linker an die Waldgebirge. Ein Wirthshaus an der Landstraße, die seine Stellung senkrecht durchschnitt und auf der das Anrücken der Feinde zu erwarten war, hatte er besetzt und auf der Straße selbst seine schwersten Stücke sämmtlich aufgepflanzt

Um acht Uhr Morgens den 5. Januar 1477 kam das Heer seiner Gegner zu Neustadt an. Die Schweizer und Deutschen formirten sich in zwei Regimenter, deren eines sich gegen den Fluß (die Meurthe) hin ziehen, das andre die Landstraße von Neustadt nach Nancy einschlagen sollte. Die Franzosen stellten sich gleichfalls unter ihre Fahnen und alles rückte in der besten Ordnung in einer Linie vor. Das Geschütz der Burgunder begann ein lebhaftes Feuer, allein zu früh, um seine volle Wirkung zu thun. Ohne bedeutenden Verlust ging das Regiment Schweizer von der Straße ab, und zog sich rechts bergaufwärts gegen den Wald, bis es in der Flanke der Burgunder stand. Als der Herzog dies sah, befahl er seinen Bogenschützen, gegen die Schweizer Front zu machen, und bildete zu gleichem Zwecke zwei Geschwader Gendarmen, deren Führung er dem Italiener Galeotto, einem tapfern Condottiere, und Josse de Lalain, einem Herrn aus Flandern, übertrug.

Als die Schweizer den Vortheil des hohen Ortes gewonnen,

machten sie Halt und stürzten alsobald wie ein reißender Bergstrom *) auf die Burgunder herab. Auf eine Salve aus ihren Handröhren, auf kurze Entfernung, ergreift das Fußvolk des Herzogs, durch Kugeln und Knall entmuthigt, die Flucht. In demselben Augenblick rücken die Schweizer vor und fallen auf das Geschwader Galeottos, das trotz den Bemühungen seines Führers dem Fußvolk folgt. Das andere Geschwader Gendarmen, gleichfalls unvermögend, dem heftigen Stoß der Schweizer zu widerstehen, bricht sich und entflieht gegen die Brücke von Bridores. Hier wird das Blutbad größer als in der Schlacht, und da die Brücke durch Kampobasso gesperrt ist, findet, was dem Schwerte entgeht, den Tod in den Wellen. Der Herzog von Burgund wurde unter den Flüchtigen erschlagen **), ohne daß ein Schriftsteller nähere Umstände angibt, und sein nackter Leichnam wurde erst nach zwei Tagen auf dem Schlachtfeld gefunden, das Haupt halb in einen Graben eingefroren. Man erkannte ihn an seinem langen Barte und an den Nägeln seiner Hände, die er seit der Schlacht von Granson hatte wachsen lassen.

Dies ist das unglückliche Ende Karls des Kühnen von Burgund, der so lange Zeit der Gegenstand der Bewunderung und des Neides seiner Zeitgenossen gewesen war. Obgleich die Besiegung eines Reiterheeres durch das vortreffliche Fußvolk der Schweizer an sich nichts Wunderbares hatte, so erregten die Niederlagen und der Tod des Herzogs von Burgund doch damals das Staunen der Menschen im höchsten Grade. Ein so ungeheures Ereigniß war nöthig, zu den Grundsätzen der Alten zurück zu führen, und das Fußvolk, das man vorher gar nicht gezählt hatte, wenigstens als einen wichtigen Bestandtheil des Heeres zu betrachten.

„Nach dem Tode Karls des Kühnen," sagt Pirkheimer aus

---

*) Comme un torrant ou la foudre. Annales de Bourgogne. P. 986.

**) „Mehrere haben mir erzählt, sie hätten den Herzog vom Pferde werfen sehen, ohne ihm beistehen zu können, weil sie gefangen waren. Aber seinen Tod sahen sie nicht, sondern die Feinde kamen in großem Gedränge dazu, tödteten ihn, und zogen ihn aus, ohne ihn zu kennen." Comines 1. Band. P. 308 (5. Buch).

Nürnberg, „gab es keine Macht, die es gewagt hätte, die Schweizer anzugreifen *). Wir haben von ihnen die Waffen und die Taktik, welche jetzt bei uns gebräuchlich ist, angenommen. Von dieser Zeit an haben die Deutschen auch die Schilde abgelegt, deren sie sich früher, wie die andern Nationen bedienten, denn die Erfahrung lehrte, daß die Schilde dem Phalanx und dem Andrang der Piken unmöglich widerstehen können. Auch nannte man bis zu meiner Zeit die, welche Piken, Hellebarden und Degen führten, Schweizer, obgleich sie mitten in Deutschland geboren waren. Dies hat so lange gedauert, bis der Name Landsknechte, oder Soldaten aus dem Lande, aufgekommen ist, und wegen ihres Hasses gegen die Schweizer allgemein angewendet wurde" **).

Der Spanier Hernando del Pulgar erzählt: „Im Jahr 1483 kamen auch, um dem König und der Königin zu dienen, Leute, die sich Schweizer nannten, geboren im Königreich Schweiz, das in Oberdeutschland liegt. Es sind kriegerische Männer, die zu Fuß fechten, und entschlossen sind, niemals dem Feinde den Rücken zu kehren. Aus diesem Grunde halten sie ihre Spieße vor und sind weiter mit keiner Rüstung beschwert, was sie auch darum thun, um gewandter in der Schlacht zu seyn. Sie dienen für Sold in fremden Ländern und unterstützen sie in den Kriegen, die sie für die gerechtesten halten. Sie sind gottesfürchtig und gute Christen, und halten es für eine große Sünde, etwas mit Gewalt zu nehmen ***)." Nach dem Muster dieser Schweizer bildete sich das spanische Fußvolk, das sich später besonders unter Karl dem Fünften furchtbar machte.

In Italien, das vom Jahr 1494 an der Tummelplatz der meisten europäischen Heere war, bewiesen die Schweizer noch deutlicher den Werth des Fußvolkes. In den Ebenen Oberitaliens glichen ihre Regimenter, Massen von vier- bis fünftausend Mann, von

---

*) Bellum helveticum liber 1. pag. 11. Dies ist der Krieg des Kaisers Maximilian gegen die Schweizer.

**) Item liber II. pag. 27.

***) Cronica de los Reyes Don Fernando y Donna Issabel, por Hernando del Pulgar, en Zaragoza 1557 folio. Jahr 1483. P. 137.

Piken starrend und daher Igel genannt, beweglichen Citadellen, in die es der besten Gendarmie unmöglich war, einzudringen *). Hier war es auch, wo ihr Kriegsruhm den höchsten Punkt erreichte, wo sie sich durch viele glänzende Waffenthaten den Namen der modernen Spartaner erwarben, und wo sie sich wegen ihrer Siege über den König von Frankreich den stolzen Titel Königebändiger **) beilegten.

Kriegszug Karl VIII. nach Italien, im Jahr 1494.

Nach dem Tode Lorenz des Herrlichen von Medicis, der das politische Gleichgewicht in Italien hauptsächlich durch sein persönliches Ansehen erhalten hatte, begann Zwietracht Italien zu theilen. Lodovico Sforza, der das Herzogthum seines Mündels, Johann Galeazzo von Mailand, des Schwiegersohnes des Kronprinzen von Neapel, an sich reißen wollte, beredete Karl VIII., Neapel zu erobern, auf welches Königreich Karl die Ansprüche des Hauses Anjou errerbt hatte. Der König von Frankreich, jung und begierig nach Waffenruhm, ergriff diese Unternehmung mit Feuer. Karl VIII., berichtet Guicciardini, zog von Vienne, in Begleitung aller Herren und Fürsten des Königreichs ab, und ließ nur die nöthigsten Besatzungen unter dem Herzog von Bourbon, dem die Verwaltung in Abwesenheit des Königs anvertraut war, zurück. Er drang durch den Paß von Monginevra in Italien ein, der viel leichter zu passiren ist als der von Monsanesse, den Hannibal mit unglaublichen Schwierigkeiten durchzogen hatte. Der König rückte im September des Jahrs 1494 in Asti ein, und brachte unendliches Unheil, die schrecklichsten Unglücksfälle und Umwälzung alles Bestehenden nach Italien ***).

Das Heer bestand, außer 200 Edelleuten, der Leibwache des

---

*) Histoire militaire des Suisses au service de France par M. de Zurlauben. Paris 1751. 4. Band. P. 44.

**) Domitores regum.

***) La Historia d'Italia di M. Francesco Guicciardini gentil'huomo Fiorentino. libro I.

Königs, aus 1600 Gendarmen, von welchen jeder nach französischem Gebrauch zwei Bogenschützen bei sich hatte, so daß jede Lanze (so nennen sich ihre Gendarmen) sechs Pferde *) unter sich begriff, aus 6000 Schweizern und aus 6000 Fußknechten seines Reichs, die zur Hälfte aus Gascognien waren, welche Provinz nach dem Urtheil der Franzosen, die zum Krieg geschicktesten Fußknechte von ganz Frankreich liefert. Um sich mit diesem Heer zu vereinigen war zur See eine Anzahl groben Geschützes nach Genua geführt worden; es bestand zum Theil aus Mauerbrechern, zum Theil aus Feldgeschütz, war aber von einer Art, wie man früher nie ähnliches in Italien gesehen hatte **). Diese Pest, viele Jahre vorher in Deutschland erfunden, war zum ersten Mal von den Venetianern im Krieg, den sie 1380 gegen Genua führten, nach Italien gebracht worden ***). Die größeren hießen Bombarden, welcher man sich, nachdem diese Erfindung später durch ganz Italien verbreitet worden war, bei der Belagerung der Städte bediente. Einige waren von Eisen andere von Bronze,

---

*) Sechs Pferde war das Minimum. Es kommen Kompagnien von hundert Lanzen vor, die 1200 Pferde stark waren. Nach einer späteren Ordonanz Franz I., im Jahr 1526, sollte eine volle Lanze aus acht Pferden bestehen: ein Gendarm, zwei Bogenschützen und fünf leichte Reiter. Die Coustilliers und die Pagen oder Varlets (Knappen) waren junge Edelleute, die nach Erreichung des vorschriftsmäßigen Alters zu Bogenschützen und Gendarmen vorrückten. Diese letzteren, die eigentlichen Lanzen, standen in der Schlacht im ersten Gliede, die übrigen hinter ihnen und auf den Flügeln. Die Bogenschützen hatten jedoch schon lange aufgehört, Bogen und Pfeile zu führen. Ihre Waffen waren mit Ausnahme der Lanze dieselben als die der Gendarmen, ja man findet wohl auch, daß ein Bogenschütze eine Lanze führte.

**) „Hundert und achtzig Geschütze sagen Einige, ohne die Feldgeschütze zu zählen, doch sei ein guter Theil davon zur See nachgeführt worden. Alle Schiffe Frankreichs waren zu einer großen Flotte vereinigt. Das Heer bestand aus 1600 Gendarmen u. s. w., wie oben. Die Flotte hatte gleichfalls ihre Soldaten, deren Zahl wir nicht finden, noch von denen, die den Feldzug mitgemacht, bestimmt erfahren konnten." Beaucaire Rerum gallicarum liber 5, 24. P. 132 der Folioausgabe. Lion 1625.

***) Peter Doria der Heerführer der Genuesen wurde durch eine 195 Pfd. schwere steinerne Kugel getödtet, die aus einer Bombarde abgeschossen war, welche die Trevisanerin hieß.

aber alle so groß, daß wegen der Größe der Maschine und der Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit der Leute diese Werkzeuge sehr langsam und mit größter Schwierigkeit transportirt wurden. Mit denselben Hindernissen war ihr Aufpflanzen vor den Städten verbunden, und waren sie aufgepflanzt, so fand zwischen einem Schuß und dem andern ein so großer Zwischenraum Statt, daß man mit sehr geringem Erfolg, in Vergleich mit dem was später kam, viele Zeit verlor. Die Vertheidiger der belagerten Plätze hatten daher Zeit, bequem Wälle und Abschnitte anzulegen. Nichts destoweniger flogen durch die Gewalt des Salpeters, woraus das Pulver gemacht wird, bei der Entzündung die Kugeln mit so erschrecklichem Donner und erstaunenswürdiger Kraft durch die Luft, daß man, noch ehe dieses neue Kriegswerkzeug zu größerer Vollkommenheit gebracht wurde, über alle Werkzeuge lächeln mußte, deren sich die Alten zu so großem Ruhm des Archimedes und der anderen Erfinder, bei der Belagerung der Städte bedient hatten.

Allein die Franzosen gossen viel leichtere Stücke, alle von Bronze, die sie Kanonen nannten, und bedienten sich eiserner Kugeln, während früher steinerne und ohne Vergleich größere und schwerere Kugeln gebräuchlich waren. Sie führten sie auf Laffeten, von Pferden (nicht von Ochsen, wie es in Italien geschah) gezogen, mit solcher Gewandtheit der zu diesem Dienst angeordneten Leute nach, daß sie fast immer mit dem Heere auf dem Marsche gleichen Schritt halten konnten. Vor die Mauern geführt, waren sie mit unglaublicher Schnelligkeit aufgepflanzt, und die Schüsse folgten sich in sehr kleinen Zeiträumen. Sie schossen so oft und mit solcher Kraft, daß was früher in Italien in mehreren Tagen zu geschehen pflegte, jetzt in wenigen Stunden geschah. Dieses eher teuflischen als menschlichen Werkzeugs bedienten sie sich eben sowohl im Felde, als bei Belagerungen der Städte, und sie brauchten hierzu sowohl dieselben Kanonen, als auch andere kleinere Stücke, welche nach Verhältniß mit derselben Geschicklichkeit und Geschwindigkeit bedient und geführt wurden. Dieses Geschütz machte das Heer Karls VIII. für ganz Italien schrecklich. Außerdem war es nicht durch die Zahl, sondern

durch die Tapferkeit der Soldaten furchtbar. Die Gendarmen waren fast alle Unterthanen des Königs, und nicht aus dem Volke, sondern Edelleute; sie wurden nicht von ihren Befehlshabern nach Willkühr angestellt oder abgesetzt, und nicht von ihnen bezahlt, sondern von königlichen Beamten. Die Kompagnien waren vollzählig, die Mannschaft war blühend, und gut beritten und bewaffnet, da sie Armuth nicht daran verhinderte, und Jeder darnach strebte, sich im Dienste auszuzeichnen, sowohl aus Ehrgefühl, das eine edle Geburt in der Brust der Menschen nährt, als auch, weil er für tapfere Thaten Belohnung, außerhalb des Heeres und in dem Heere hoffen konnte, das so geordnet war, daß man durch mehrere Grade bis zur Befehlshaberstelle aufstieg. Denselben Antrieb hatten auch die Befehlshaber, die fast alle Baronen und Herren, oder wenigstens aus sehr edlem Blute, und fast alle Unterthanen des Königs waren. Sobald sie ihre Kompagnien beisammen hatten, und es erhielt nach dem Gebrauch in Frankreich keiner mehr als 100 Lanzen zu führen*), so richteten sie ihr Streben nur dahin, das Lob ihres Königs zu verdienen. Es konnte daher bei ihnen weder ein Wechsel des Kriegsherrn aus Ehrgeiz oder Habsucht, noch ein Wettstreit, wer die größere Soldatenzahl unter seinen Befehlen habe, Statt finden.

Gerade entgegengesetzt war es bei den italienischen Heeren. Viele Gendarmen waren entweder Städter oder aus dem Volke und Unterthanen eines andern Fürsten, sie hingen ganz von ihren Condottieris ab, mit denen sie über die Löhnung übereinkamen, und in deren Willkühr es lag, sie anzustellen und zu bezahlen, und sie hatten weder durch die Geburt noch durch die Umstände einen besonderen Antrieb, brav zu dienen. Die Condottieris, äußerst selten Unterthanen des Fürsten, häufig mit von den seinigen verschiedenen Interessen und Absichten, voll Eifersucht und Haß unter sich, ohne festgesetzte Grenze ihrer Mannschaft, gänzlich Meister

---

*) „In Frankreich ist es Herkommen, daß kein General mehr als hundert Gendarmen hat, außer dem Connetable, der 400 hat.“

Memoires du Marechal de Fleuranges P. 161. Diese Memoiren machen den siebenten Band der Memoires de Martin et Guillaume du Bellai-Langei, Paris 1753, aus.

ihrer Kompagnien, hielten weder die Anzahl Soldaten, welche ihnen bezahlt wurde, noch waren sie mit billigen Bedingungen zufrieden. Bei jeder Gelegenheit nöthigten sie den Fürsten zu übertriebener Bezahlung, und voll Wankelmuth gingen sie häufig in den Sold eines Andern über, indem sie der Ehrgeiz, die Habsucht oder andere Leidenschaften nicht nur zur Unbeständigkeit, sondern sogar zur Treulosigkeit bewegte.

Kein kleinerer Unterschied war zwischen dem italienischen Fußvolk und dem Karls VIII. Die Italiener fochten nicht in Reih und Glied und in Schaaren, deren Kopfzahl bestimmt war, sondern in der Ebene zerstreut, indem sie sich mehrentheils hinter die vorgefundenen Aufwürfe und Gräben stellten. Die Schweizer hingegen, eine sehr kriegerische Nation, die durch langen Kriegsdienst und durch viele ausgezeichnete Siege den Ruhm der alten Tapferkeit wieder erneuert hatten, rückten in geschlossener Ordnung mit bestimmten Unterabtheilungen ins Gefecht. Sie traten nie aus ihren Gliedern, und stellten sich dem Feind gleich einer Mauer standhaft und fast unüberwindlich entgegen, wo das Schlachtfeld erlaubte, ihre Regimenter nach ihren Kriegsregeln aufzustellen.*) Mit derselben Taktik und Ordnung, doch nicht mit derselben Tapferkeit, focht das französische und gaskognische Fußvolk.

An der Spitze dieses Heeres rückte der König in Italien vor, ohne irgend Widerstand zu finden. Pisa befreite er vom florentinischen Joche, und zu gleicher Zeit vertrieben die Florentiner die Medicis und nahmen eine demokratische Regierungsform an, unter in kurzen Zeiträumen wechselnden Signoren, deren beständiger Sekretair bald darauf Machiavel wurde und bis zur Rückkehr der Medicis blieb. Der König zog in Florenz ein, gab seine Einwilligung

---

*) Paulus Jovius beschreibt die Kleidung und Bewaffnung der Schweizer wie folgt: „Sie trugen kleine Degen und achtzehn Fuß lange Piken, die in eine scharfe Spitze ausliefen. Ihre Barette und Hüte waren mit Federn geziert. Die Mehrzahl hatte Hellebarden, die sie mit beiden Händen führten. Ihre Kleider waren vielfarbig und schmiegten sich den Gliedern völlig an. Ihr Marsch war ernst nach dem Schall der Trommel.“ Historia sui temporis Florentiæ 1550, in folio, liber II. P. 33.

zu dieser Staatsveränderung, und rückte sodann nach Rom. Der Pabst Alexander VI., ein Spanier mit dem Familiennamen Borgia, floh in die Engelsburg; das französische Geschütz wurde auf den öffentlichen Plätzen aufgefahren, und das Heer bivakirte auf den Straßen. Durch einige Cardinalshüte jedoch und die Auslieferung Zizims, den er vorher vergiftet haben soll, machte Alexander seinen Frieden mit den Franzosen. Ein König von Neapel starb aus Furcht, der zweite dankte ab, und der dritte floh, dem Beispiel seines Heeres folgend, das in Campanien dem Feinde widerstehen sollte, und die französischen Gendarmen ritten mit hölzernen Sporn in sein Königreich. Karl VIII. hielt seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, mit der Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in der Hand, unter dem Zuruf der Neapolitaner: „Es lebe der Kaiser Augustus.“ Bajazet fürchtete einen Angriff auf sein Reich.

Allein bald wendete sich das Glück; ganz Italien, von Kaiser Maximilian und Ferdinand von Arragonien unterstützt, der neue Herzog Sforza — Johann Galeazzo war kurz nach dem Einfall der Franzosen gestorben — nicht minder als die Andern, vereinigte sich gegen die Franzosen; die Neapolitaner, mißvergnügt über den Stolz und die Galanterie der Sieger, fingen an sich zu empören; und Karl VIII. mußte an den Rückzug denken. Nachdem er die festen Plätze mit Besatzung versehen, trat er mit 9000 Mann den Rückmarsch an. Am Taro stellte sich ihm das vereinigte Heer der Italiener entgegen; allein die Tapferkeit der französischen Gendarmen brach sich Bahn, die Schweizer *) retteten das Geschütz und lange Zeit blieb ihnen der Ehrendienst, das Geschütz zu bewachen. Zu Asti schloß der König einen Waffenstillstand, ohne auf des Herzogs von Orleans Einrede zu hören, der in der schlechtversehenen Stadt Novarra lag, und setzte ungestört seinen Rückzug nach Frankreich fort.

---

*) Es waren 3000, die Hoffnung des Heeres (l'esperence de l'ost). Comines. Jahr 1494.

Die Pulverminen Pietro Navarras.

Nachdem (1503) Gonsalvo von Cordova die Franzosen in der Schlacht bei Cerignola besiegt hatte, rückte er in Neapel ein, in dessen Citadelle und zwei Castelle die französische Besatzung sich zurückzog. Die Citadelle wurde beschossen und zu gleicher Zeit legte Pietro Navarra eine Mine an. „Dies war damals leicht, da ihre Mauern alt waren und mit dem Fundamente fast auf ebener Erde standen, jetzt ist sie geschleift und das neu erbaute Castell mit guten Mauern versehen und unterminirt. Als Pietro seine Mine weit genug vorgetrieben, zündete er sie an und die Gewalt des Pulvers brachte eine weite Mauerlücke zu Stande. Die bereit stehenden Spanier stürmten alsobald die Bresche, erstiegen mit Leitern von mehreren Seiten die Mauer und drangen in die Citadelle ein. Damit sie sich hier nicht festsetzen sollten, machte die Besatzung des benachbarten Castells, Nuovo, einen Ausfall, mußte aber diese Unvorsichtigkeit theuer bezahlen. Denn von der Ueberzahl überwältigt zogen sie sich in das Ravelin vor dem Thore zurück, und im Handgemenge drang Freund und Feind zu gleicher Zeit in das Castell, das gleichfalls von den Spaniern genommen wurde. Es war nun noch das dritte Castell, dell Uovo, zu erobern, und Pierto Navarra wurde damit beauftragt, während Gonsalvo gegen Gaëta marschirte. Da von der Landseite mit einer Mine nicht leicht beizukommen war, ließ Navarra bedeckte Barken anfertigen, um sich damit von der Seeseite sicherer dem Castell nähern zu können. Er legte also seine Mine auf der Seite von Pizzifalcone an, ohne daß die Besatzung seine Arbeit gewahr wurde. Als er die Mine zündete, flog ein Theil der Mauer mit den Vertheidigern, die darauf standen, mit großer Gewalt in die Luft. Der Castellan, mit den Vornehmsten in der Capelle zum Kriegsrath versammelt, wurde unter den Trümmern begraben, und der Rest der Besatzung gerieth durch diesen Unfall dermaßen in Furcht, daß das Castell in wenigen Augenblicken genommen war. Pietro Navarra erlangte dadurch einen solchen Ruhm, und Jedermann fürchtete so sehr seine Kunst, da neue Angriffsmittel schreckenerregender sind, indem man die Art, sich dagegen zu schützen, noch nicht kennt, daß man

allgemein glaubte, weder Mauer noch Festung könne ferner seinen Minen widerstehen. Sicher war es auch eine sehr furchtbare Sache, wie durch in die Höhlen oder vielmehr Minen gelegtes Schießpulver die stärksten Mauern umgestürzt wurden. Diese Angriffsart wurde das erste Mal in Italien von den Genuesern angewendet, bei denen, wie Einige versichern, Pietro Navarra als gemeiner Fußknecht diente, als sie im Jahr 1487 das von den Florentinern besetzte Fort Serezanello belagerten. Sie legten hier durch eine ähnliche Höhle Bresche in die Mauer, eroberten aber das Fort nicht, weil die Mine nicht so weit als nöthig unter die Fundamente der Mauer getrieben worden war, und so wurde das Beispiel dieser Sache in jener Zeit nicht weiter nachgeahmt." *)

Kriegszug Ludwigs XII. nach Italien 1507.

In Genua entstand blutige Zwietracht zwischen Optimaten und Volk. Die Partei des Königs von Frankreich unterlag, und dieser zog mit einem großen Heere über die Alpen (1507). Nach den Memoiren des Marschalls von Fleuranges war dieses Heer 50,000 Mann stark. Das Fußvolk bestand aus 10,000 Schweizern, 10,000 Gaskogniern, sämmtlich Schützen, und 3000 Italienern. Die Reiterei bestand aus den Gendarmen der Ordonanz, aus der Garde des Königs, die 500 Pferde ausmachte, und aus 2000 Albanesern. Der Meister des Geschützes hatte 140 Kanoniere unter sich, und zur Bedienung 2500 Pioniers, die besten, die man in der Bretagne finden konnte. Das Geschütz bestand aus sechzig schweren Stücken, worunter zwanzig verstärkte (renforcés) und zwölf Doppelkanonen waren, und aus 500 Doppelhaken (arquebutes à crochet); gut bespannt und Pulver und Kugeln für ein halbes Jahr. Den Oberbefehl führte unter dem König der Herr von Chaumont d'Amboise, Groß-

---

*) Guicciardini (6. Buch) S. 374, und Paulus Jovius.

meister *) von Frankreich. La Trimouille, la Palisse und der Ritter Bayard, der 2000 Fußknechte führte, waren im Heere. Beim König befand sich der Legat d'Amboise, der Pabst werden wollte. **)

Der König schickte seinen Herold Montjoye nach Genua, die Stadt zur Unterwerfung aufzufordern. Auf die abschlägige Antwort schwor er, er wolle sie zur Vernunft bringen und ließ die Armee vorrücken. Die Avantgarde kam bis an den Fuß der Berge, wo die Genueser ein Bollwerk gebaut hatten, worin eine starke Besatzung lag, wohl mit Geschütz versehen. Der Ort war gut gewählt, den Paß zu vertheidigen und das Bollwerk ein uneinnehmbares Fort ***), so daß Viele für gefährlich hielten, weiter zu ziehen. Allein die Verwegenheit des Führers der vordersten Franzosen veranlaßte ein Gefecht, in welchem diese zuerst im Nachtheil waren, jedoch von den Schweizern unterstützt mit den Genuesern zugleich in das Fort drangen und es einnahmen. Einige hundert Vertheidiger blieben und Genua ergab sich. †)

Der König zog in vollem Harnisch mit bloßem Schwerte in der Hand in die Stadt ein, während das ganze Volk Gnade schrie und die Kinder, weiß gekleidet, ihm zu Füßen fielen. ††)

Großes hätte man nach diesem Anfang erwarten sollen, allein Ludwig XII. löste alsobald sein Heer auf und begab sich nach Savona, um den Pabst zu beruhigen, der alles aufgeboten hatte, Verbündete zu gewinnen und besonders in den Kaiser drang, nach Italien zu kommen. Hier erwartete er Ferdinand, der nach Castilien, wo Philipp gestorben und schon Unruhen ausgebrochen waren, zurück kehrte, nachdem er Gonsalvo die Statthalterschaft über Neapel genommen hatte.

---

*) Grandmaitre (d'Hotel) de France, also eigentlich Oberhofmarschall. Er hatte, nach Guicciardini 9. Buch, außer seiner Verwandtschaft mit dem allmächtigen Minister wenig, was ihn zum Oberfeldherrn der französischen Heere in Italien und Generalstatthalter in der Lombardei empfahl.

**) Memoires de Fleuranges P. 36.

***) Et estoit ledit bastillon un fort imprennable. Item.

†) Item P. 44.

††) Mezerai. Histoire de France.

Um sich krönen zu lassen wollte Maximilian nach Rom ziehen, und hielt zu Constanz einen Reichstag, worauf alle Fürsten erschienen. Er beklagte sich über den König von Frankreich und die Beleidigung des heiligen römischen Reichs; ein großes Heer wurde bewilligt, das am St. Gallus-Tag bereit seyn sollte. Allein Frankreich und Venedig vereinigten ihre Streitkräfte, und versperrten ihm bei Trient den Weg. Vom deutschen Heer war wie gewöhnlich kein Drittel beisammen, und der Kaiser konnte nun nicht nach Rom ziehen, sondern verlor Görz und Triest an die Venetianer. Er schloß einen Waffenstillstand, doch Venedig mußte seine Eroberung bitter bereuen.

Maximilian, der die Venetianer für seine besten Freunde in Italien gehalten hatte, war aufs Höchste erbittert; Ludwig XII. glaubte von ihnen hintergangen zu seyn; der Pabst wollte Ravenna und die andern Städte der Kirche wieder haben; Ferdinand gelüstete nach ihren Städten im Königreich Neapel. So war der geheime Bund zu Cambray schnell geschlossen (1508).

Der König von Frankreich war zuerst auf dem Kampfplatz. Bei Aignadel (Vaila della Ghiaradadda) kam es zur Schlacht. Ein Drittel des venetianischen Heeres unter Bartolomeo d'Alviano focht gut, aber von dem andern Feldherrn verlassen, ohne Reiterei und von den französischen Gendarmen in Flanke und Rücken angegriffen, mußte es unterliegen und wurde fast gänzlich aufgerieben. *) Die andern zwei Drittel des Heeres retteten sich durch die Flucht. Sechzig große Stücke fielen den Siegern in die Hände, worunter eine längere Gattung als die längsten Feldschlangen, die Basilisken hießen und Kanonenkugeln schossen. Der König verfolgte die Flüchtigen bis ans Meer, und ließ als Zeichen des Triumpfes sechs dieser Kanonen aufpflanzen und mehrere hundert Kugeln auf gut Glück gegen Venedig abschicken, damit die späte Nachwelt sage, der König von Frankreich habe die uneinnehmbare

---

*) Es wurden 5000 Venetianer auf einem Haufen erschlagen, und besagter Haufen war über zwei Piken hoch, und einige von ihnen vertheidigten sich, aber sie wurden alle in einem Berg erstickt. Memoires de Fleuranges. P. 48.

Stadt Venedig kanonirt. *) Von da zog er vor Peschiera, nahm das Schloß, wohin sich die Besatzung und die Einwohner zurückgezogen hatten, mit Sturm, ließ alles niedermachen und den Commandanten, Proveditor und Potesta, die nach heldenmüthiger Gegenwehr in einem Thurme gefangen genommen wurden, aufhängen. **)

Alle Städte der Terrafirma fielen von Venedig ab, und die Venetianer blieben auf das Meer beschränkt. Die Verbündeten theilten sich in ihre Beute; der Kaiser, der Pabst, Spanien und Frankreich nahmen was ihnen beliebte.

Allein Ludwig XII. zog, nachdem er in Mailand seinen Triumpf gefeiert, nach Frankreich zurück; Maximilian zögerte, selbst nach Italien zu kommen; der Pabst und Spanien wurden zufrieden gestellt, und die Unterthanen der Venetianer sehnten sich nach der alten milden Regierung zurück. Nach fünf Monaten hatte der Kaiser alle seine Städte verloren, die sich gegen ihn empört hatten, und kam nun mit einem mächtigen Heere herbei, sie wieder zu erobern. Von den Verbündeten von Cambray jedoch schickte nur Frankreich Hülfsvölker, weil der Legat d'Amboise den Kaiser in guter Stimmung halten wollte, in der Hoffnung, endlich doch noch Pabst zu werden. ***)

Belagerung von Padua durch Kaiser Maximilian I. im Jahr 1509.

Erwartung großer Ereignisse, erzählt Guicciardini, hielt die Gemüther aller Menschen in Spannung. Der Kaiser sammelte alle Streitkräfte, die er selbst zusammenbringen konnte und die ihm von vielen Seiten zugeführt wurden, und rüstete sich mit einem mächtigen Heere, Padua zu belagern.

---

*) Brantome.

**) Memoires de Fleuranges. P. 52.

***) Cuidant à la fin venir à ceste Papalité. Memoires de Fleuranges. P. 64.

Auf der andern Seite sorgte der Senat von Venedig, in der Ueberzeugung, daß von der Vertheidigung dieser Stadt die Rettung der Repuplik abhänge, mit größter Thätigkeit für alle Vertheidigungsanstalten. Er verstärkte das Heer mit allen Truppen, die man zusammenbringen konnte. Eine Menge Geschütz jeden Kalibers, Kriegs- und Mundvorräthe aller Art, hinreichend für viele Monate, wurden in die Stadt geführt. Eine unzählbare Menge Bauern und Schanzgräber arbeiteten unaufhörlich an Wällen, an Holz- und Eisenwerk, kurz an staunenerregenden Festungswerken. Obgleich die Vertheidigungsanstalten so waren, daß man sie nicht besser wünschen konnte, so sann der Senat doch Tag und Nacht auf noch sicherere Maßregeln. Dem Vorschlag des ehrwürdigen Dogen Lionardo Loredano zu Folge zog die Blüthe der Nobili aus, nachdem ein Jeder aus der venetianischen Jugend so viele Freunde als er konnte versammelt, und alle waffenfähigen Knechte aufgeboten hatte. Von ihrem Einsteigen in die Barken bis nach Padua wurden sie von allen übrigen Edlen und einer unzähligen Volksmenge begleitet, wovon Jeder eine so große Bereitwilligkeit, dem Vaterland zu Hülfe zu eilen, mit höchstem Lobe und mit frommen Wünschen pries. Mit nicht geringerer Freude und mit allgemeinem Jubel wurden sie in Padua empfangen. Führer und Soldaten erhoben bis zum Himmel, daß diese jungen Nobili, in den Mühen und Gefahren des Kriegsdienstes unerfahren, die Liebe zum Vaterland höher als das eigene Leben setzten. Sich gegenseitig aufmunternd, erwartete man nun frohen Muthes die Ankunft des Kaisers.

Dieser war bis an die Brentabrücke, drei Miglien von Padua, vorgerückt, und erwartete sein Geschütz, das ihm, furchtbar an Zahl und Beschaffenheit, aus Deutschland nachgeführt wurde. Von der Brentabrücke dehnte sich Maximilian zehn Miglien gegen Polesine di Rovigo aus, um sich besser mit Lebensmitteln versehen zu können. Nachdem er einige Schlösser genommen hatte, kehrte er um, und faßte bei der Brücke von Bassanello, in der Nähe von Padua, Posten. Hier traf das Geschütz und die Munition ein, die zerstreuten Kriegsvölker wurden zusammengezogen, und der Kaiser setzte sich mit seinem ganzen Heer vor die Stadt, in der Absicht,

von dieser Seite einen Angriff zu machen. Da er sich aber überzeugte, daß hier die Stadt durch Lage, Mauer und größere Festungswerke besonders fest war, auch das feindliche Geschütz in seinem Lager großen Schaden anrichtete, so beschloß er, sein ganzes Heer an das Thor von Portello marschiren zu lassen, das gegen Venedig zu liegt, theils weil man ihm berichtet hatte, die Festung sei dort schwächer, theils um die Verstärkung abzuschneiden, welche von Venedig zu Land und zu Wasser nach Padua kam. Da er aber, durch Sümpfe und Wässer, die das Land überschwemmten, aufgehalten, nur auf einem großen Umweg dahin gelangen konnte, so kam er an die Brücke von Borolenta in einer Entfernung von sechs Miglien von Padua, wo sich 3000 Bauern mit einer großen Menge Viehs an einen von Wasser umgebenen und für sicher gehaltenen Ort geflüchtet hatten. Die Vorhut, aus Spaniern und Italienern bestehend, machte diese Bauern fast sämmtlich nieder, und beschäftigte sich mehrere Tage mit nichts, als mit dem Auffangen des Viehes, das bis ans Meer in zahlloser Menge umher lief.

Endlich den 15. September, nachdem er so viele Tage verloren und den Feinden Zeit gegeben hatte, die Stadt zu befestigen und mit Lebensmitteln anzufüllen, lagerte sich der Kaiser vor den Mauern von Padua dem Thore von Portello gegenüber. Nie in diesem Zeitalter und vielleicht nicht in manchen früheren sah Italien eine Belagerung, auf deren Ausgang die Erwartungen mehr gespannt, und worauf aller Augen mehr gerichtet gewesen wären, sowohl wegen der Berühmtheit der Stadt, als auch wegen den wichtigen Folgen, die ihr Verlust oder ihre Behauptung haben mußte.

Padua ist eine sehr edle und alte Stadt, berühmt durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit. Es ist mit einer dreifachen Mauer umgeben, und die Flüsse Brenta und Bacchiglione fließen hindurch. Sein Umfang ist so groß, als vielleicht kein anderer der größeren Städte Italiens. Es liegt in einem sehr fruchtbaren Lande, dessen Luft gesund und gemäßigt ist. Obgleich fast 100 Jahre unter die Herrschaft der Venetianer gebeugt, die die Familie Carrara vertrieben hatten, behielt es noch prächtige und große Gebäude, und

viele merkwürdige Reste des Alterthums, die seine ehemalige Größe und Glanz bezeugen. Von der Einnahme oder der glücklichen Vertheidigung dieser wichtigen Stadt hing nicht allein das Bestehen oder die Schwäche der Herrschaft der Deutschen in Italien, sondern auch die Ausdehnung derselben über Venedig ab. Denn wenn sie Padua behauptete, konnte diese Republik, voll der größten Reichthümer, einig und beständig in ihrem Streben, und den Veränderungen, welchen die Angelegenheiten der Fürsten unterliegen, nicht ausgesetzt, leicht hoffen, in nicht langer Zeit, einen großen Theil ihres Gebietes wieder zu erobern. Um so eher konnte sie dies hoffen, als der größere Theil ihrer Unterthanen, die einen Wechsel gewünscht hatten, den Erfolg ihren Hoffnungen nicht entsprechend fanden, aus der Vergleichung erkannten, welcher Unterschied zwischen der gemäßigten Regierung der Venetianer und der in der Verwirrung des Kriegs höchst unordentlichen Verwaltung der den italienischen Sitten fremden Deutschen sei, und die Augen zur alten Regierung zurück wendeten. Gegentheils verloren die Venetianer mit dem Verluste Paduas alle Hoffnung, den Glanz ihrer Republik wieder zu erneuern. Ja es war große Gefahr, daß die Stadt Venedig selbst, eines so großen Gebietes beraubt, von vielen Reichthümern durch die Verminderung der öffentlichen Einkünfte und den Verlust so vieler Güter, welche Privaten auf der Terrafirma besaßen, entblöst, sich entweder gegen die Waffen der verbündeten Fürsten nicht würde vertheidigen können, oder daß sie nach und nach im Verlauf der Zeit nicht weniger die Beute der Türken (an die sie auf einem so großen Raume grenzte, und mit denen sie immer im Kriege ist oder doch in treulosem und unsicherm Frieden), als der christlichen Fürsten werden würde. Nicht geringer war die Ungewißheit der Zeitgenossen, denn die mächtigen Zurüstungen, die man auf beiden Seiten sah, hielten das allgemeine Urtheil sehr in Zweifel, ob der Angriff, oder ob die Vertheidigung einen glücklichen Erfolg haben würde.

Im Heere des Kaisers waren, außer den 700 Lanzen des Königs von Frankreich unter den Befehlen von La Palisse, 200 Gendarmen, die ihm der Pabst zu Hülfe geschickt hatte, 200 andere vom Herzog von Ferrara unter dem Cardinal von Este, und unter verschiedenen

Condottieris 600 Gendarmen in des Kaisers Sold. Nicht geringer war die Stärke des Fußvolks, als die der Reiterei, denn er hatte 18,000 Deutsche, 6000 Spanier, 6000 Abenteurer verschiedener Nationen, und 2000 Italiener unter demselben Namen vom Cardinal von Este ihm zugeführt und bezahlt. Es folgte ihm ein staunenerregender Zug von Geschütz, und ein großer Vorrath Munition, die ihm zum Theil der König von Frankreich geschickt hatte. Obgleich seine eigenen Soldaten die meiste Zeit kein Geld erhielten, so verließen sie ihn wegen seines Rufes als großer Feldherr, in der Hoffnung Padua zu nehmen und zu plündern, und dann alles, was die Venetianer noch besaßen, als Beute zu gewinnen, dennoch nicht. Ja täglich und stündlich mehrte sich ihre Zahl, besonders weil Jeder wußte, daß der Kaiser, von Natur sehr freigebig und voll Güte gegen seine Soldaten, nicht aus Geiz oder Vorsatz, sondern aus Unvermögen, sie zu bezahlen versäumte. *)

So mächtig war das kaiserliche Heer durch eigene und fremde Streitkräfte und Hülfsvölker. Allein nicht weniger mächtig war das Heer, welches die Venetianer in Padua versammelt hatten. Es bestand aus 600 Gendarmen, 1500 leichten Reitern und 1500 Stradiotten unter berühmten und erfahrnen Condottieris, welchen allen der Graf von Pitigliano vorgesetzt war. 11,000 Mann der geübtesten und besten italienischen Fußvölker befehligten Dionisius

---

*) Bembo, venetianische Geschichte 9s Buch, schreibt: es sei gesagt und geglaubt worden, das Heer des Kaisers betrage über 80,000 Mann. Giustiniani sagt 100,000. 6s Buch seiner venetianischen Geschichte. Fleuranges erzählt: der Kaiser hatte das schwerste und schönste Geschütz vor die Stadt geführt, das ich in meinem Leben gesehen habe. Und wer mich um die schönste Armee seit vierzig Jahren fragt, dem sage ich, daß es diese war, denn sie bestand aus 28,000 Landsknechten und 20,000 deutschen Reitern, lauter treffliche Soldaten, denn alle große Fürsten Deutschlands waren da; und Franzosen waren unter La Palisse wohl 10,000 Landsknechte und Graubündner, 4000 bis 5000 französische Abenteurer und 1000 Gendarmen nach französischer Art gekommen, was eine große Zahl Pferde ausmacht. Außerdem hatte der Kaiser noch viele geringe Leute bei sich, eine Bande guter Pioniere und 10,000 bis 12,000 Mann aus der Gegend von Constanz und dem Friaul.

von Naldo und viele andere Obersten. Hierzu kamen 10,000 Sklavonier, Albanesen und Griechen, die man von den Galeeren genommen hatte; und obgleich unter diesen viel unbrauchbares zusammengerafftes Volk war, so war doch ein Theil von Nutzen. Endlich die venetianische Jugend mit ihrem Gefolge, welche, wenn auch hauptsächlich nur durch Adel und Vaterlandsliebe ausgezeichnet, doch durch Verachtung der Gefahr und durch das Beispiel, welches sie den andern gab, von nicht geringer Wichtigkeit war. *)

Außer den Kriegsvölkern waren alle andern nothwendigen Vorräthe im Ueberfluß vorhanden. Eine sehr große Anzahl Geschütze, eine erstaunliche Menge Lebensmittel aller Art, da die Bewohner der Umgegend nicht weniger besorgt waren, ihre Habe in Sicherheit zu bringen, als die venetianischen Beamten, die Herbeischaffung der Bedürfnisse anzuordnen. Eine fast unzählbare Menge Bauern, dafür bezahlt, arbeiteten ohne Unterlaß, so daß diese durch die Tapferkeit und die Zahl ihrer Vertheidiger schon sehr feste Stadt, auch noch auf bewundrungswürdige Art verschanzt und befestigt worden war.

Im äußersten Graben, der die ganze Festung umgab, war das Wasser zu beträchtlicher Höhe angestaut worden. An allen Stadtthoren, und an andern geeigneten Orten, waren Bollwerke nach Außen zu angelegt; sie hingen jedoch mit der Mauer zusammen, und hatten ihren Eingang nach Innen. Zahlreiches Geschütz war darin aufgepflanzt, um die Feinde zu beschießen, wenn sie in den Graben hinabgestiegen seyn würden. Damit jedoch der Verlust der Bollwerke der Festung keine Gefahr bringen könne, so waren unter dieselben Keller gemacht, und viele Fässer voll Pulver hineingebracht worden, um sie zu zerstören und in die Luft zu sprengen, wenn sie nicht mehr vertheidigt werden könnten.

Sie verließen sich nicht ganz auf die Dicke und Güte der alten

---

*) Bembo berichtet, es seien in Padua ungefähr 14,000 Mann Fußvolk gewesen, 1600 Gendarmen, 1700 Stradiotten und 500 Armbrustschützen zu Pferd.

Mauer, obgleich sorgfältig nachgesehen, wo es nöthig ausgebessert und die Zinnen ausgeschnitten worden waren. Sie hatten daher auf der innern Seite, im Umfang der ganzen Stadt, ein Pfahlwerk von Pappeln und anderm Holze in einem Abstand von der Mauer gleich ihrer Dicke angebracht, und den leeren Raum bis zur Höhe der Mauer mit Erde angefüllt. Als diese erstaunliche Arbeit, wobei eine unzählige Menge von Menschen beschäftigt war, mit unendlicher Mühe und größter Eile zu Stande gebracht worden, so schien sie denen, welchen die Vertheidigung der Stadt aufgetragen war, noch nicht völlig hinreichend.

Sie ließen daher hinter dieser so verdickten und verdoppelten Mauer einen 16 Ellen tiefen und breiten Graben ziehen, welcher, gegen die Sohle zu sich verengend und überall mit Casematten *) und Thürmchen voll Geschütz versehen, unmöglich zu nehmen schien. Diese Gebäude waren auf dieselbe Art, wie die Bastionen unterminirt, so daß man sie leicht durch die Gewalt des Feuers **) zerstören konnte. Um jedoch noch besser auf jeden Zufall vorbereitet zu seyn, errichteten sie hinter dem Graben einen Wall von derselben oder noch größerer Breite, welcher sich über den ganzen Umfang der Stadt erstreckte, mit Ausnahme weniger Punkte, gegen welche man augenscheinlich kein Geschütz aufpflanzen konnte. Vorn auf diesem Wall errichteten sie eine Brustwehr von 7 Ellen Dicke, die die Vertheidiger des Walles gegen das feindliche Geschütz deckte.

Damit nun solchen Vorbereitungen und Befestigungswerken die Stimmung der Soldaten und Bürger entspreche, rief der Graf von Pitigliano eine allgemeine Versammlung auf dem Platz des heiligen Antonius zusammen. Er legte ihnen mit gewichtigen und männlichen Worten ihre Erhaltung und Ehre ans Herz, schwor selbst und ließ alle Führer, das Heer und die Paduaner feierlich schwören, treu bis in den Tod in der Vertheidigung der Stadt auszuharren. ***)

---

*) Caponieren.

**) Del fuoco.

***) Gustiniani sagt noch ferner, man habe die Soldaten ermahnt mit freiem Gewissen und Leibe zu fechten.

Mit solchen Zurüstungen und gegen solche Zurüstungen führte also der Kaiser sein Heer unter die Mauern von Padua, und dehnte sich vom Thor von Pratello bis zum Allerheiligenthor, das nach Trevigi führt, und weiter bis zum Thor von Cotalunga aus, indem er eine Strecke von drei Miglien in der Länge einnahm. Sein Hauptquartier schlug er im Kloster der heiligen Helena auf, eine Miglie*) von der Stadtmauer, fast in der Mitte des deutschen Fußvolks. Nachdem er einer jeden Nation und einer jeden Abtheilung des Lagers ihre Verhaltungsbefehle gegeben hatte, fing er an, das Geschütz aufzupflanzen. Da es in großer Anzahl und einige Stücke von übermäßiger, fast wunderbarer Größe waren, und die Artillerie der Festung das ganze Lager sehr belästigte, besonders die Orte, wo das Geschütz aufgepflanzt werden sollte, so konnte dies nicht ohne bedeutenden Zeitverlust und große Schwierigkeit geschehen. Der Kaiser, unermüdlich an Geist und Körper, ausdauernd in den Strapazen, war Tag und Nacht überall zugegen, half persönlich bei allen Dingen, und betrieb mit größtem Eifer, daß die Arbeit zu Stande kam.

Am fünften Tag waren fast alle Batterien errichtet. An demselben Tag machten die Franzosen und das deutsche Fußvolk auf der Seite, wo la Palisse commandirte, einen Sturm auf das Ravelin des Thores, jedoch mehr versuchsweise, als um ernstlich zu stürmen. Als sie sahen, daß es tapfer vertheidigt wurde, zogen sie sich ohne längeres Verweilen in ihr Lager zurück.

Den folgenden Tag feuerte die Artillerie heftig von allen Seiten. Die Kugeln drangen größtentheils wegen ihrer Größe und der großen Menge Pulvers, welches man lud, durch die Wälle und zerstörten die der Mauer zunächststehenden Häuser. **) Schon war an vielen Orten eine große Strecke Mauer umgestürzt, und eine Bastion an dem Allerheiligenthor fast der Erde gleich gemacht, und doch sah man noch kein Zeichen der Furcht bei den Vertheidigern,

---

*) Miglia = 3000 Schritte = ½ Stunde.

**) Nach Fleurange's Erzählung that eine Art Steinmörser den Vertheidigern großen Schaden. „Outre ce avaient une manière de Petteraux que nous appellons mortiers, lesquels fisrent tant de mal à la ville, qu'il n'est point à dire car ils effondroient tout.

welche fortwährend mit ihrem Geschütz das Belagerungsheer beläſtigten.

Die Stradiotten, die kühn in den Dörfern lagerten, nachdem ſie ſich geweigert hatten in die Stadt zu rücken, und die leichten Reiter ſchwärmten unaufhörlich umher. Bald waren ſie vorne und im Rücken des feindlichen Lagers, bald griffen ſie die Bedeckung des Gepäcks und der Lebensmittel an, bald durchſtreiften und plünderten ſie das ganze Land und ſchnitten alle Wege ab, mit Ausnahme der einzigen Straße von Padua nach Monte Albano. Nichts deſtoweniger war das Lager reichlich mit Lebensmitteln verſehen, womit die Häuſer und die ganze Landſchaft angefüllt waren; denn weder die Furcht der Bauern, noch der ſorgliche Fleiß der Venetianer, noch der unendliche Schaden, den die Soldaten beider Theile anrichteten, konnten den Ueberfluß dieſer ſchönen und fruchtbaren Grafſchaft erſchöpfen.

In dieſen Tagen zog auch Luzio Maluezzo mit vielen Pferden aus Padua, um 40,000 von Venedig geſandte Ducaten herein-zubringen, und obgleich ſeine Nachhut auf dem Rückweg angegriffen wurde, ſo rückte er doch unverſehrt, jedoch mit Verluſt eines ſeiner Gendarmen, in die Stadt.

Am neunten Tag hatte das Geſchütz ſolche Fortſchritte gemacht, daß es nicht nöthig ſchien, mit Breſcheſchießen fortzufahren. *)

Den folgenden Tag ſtellte ſich daher das ganze Heer in Schlacht-ordnung, um gegen die Mauer anzurücken. Als man aber gewahrte, daß die Vertheidiger in derſelben Nacht das Waſſer des Grabens wieder angeſchwellt hatten, das früher abgelaſſen worden war, ſo wollte der Kaiſer ſeine Völker nicht in die offenbarſte Gefahr führen, und ließ alle wieder ins Lager rücken.

Das Waſſer wurde wieder abgelaſſen, und den folgenden Tag wurde ein Sturm auf die Baſtion am Thor von Cotalunga ver-ſucht, jedoch mit geringem Erfolg. Der Kaiſer beſchloß nun, daſſelbe mit aller Anſtrengung zu überwältigen, und richtete das

---

*) Es wurde die größte Batterie errichtet, die ich geſehen habe, und zwei Breſchen gelegt, breit genug, daß 100 Mann in Fronte eindringen konnten. Memoires du Marechal de Fleuranges.

auf der Seite der Franzosen aufgepflanzte Geschütz darauf, welche zwischen dem Allerheiligenthor und dem Thor von Cotalunga lagerten.

Als ein Theil dieser Bastion eingeschossen war, so ließ er nach zwei Tagen von dem deutschen und spanischen Fußvolk, in Begleitung einiger abgesessenen Gendarmen, Sturm laufen. Nach tapferem Gefecht erstiegen sie das Bollwerk, und pflanzten zwei Fahnen darauf. Allein so fest war der Graben, so groß die Tapferkeit der Vertheidiger, unter welchen Zitolo von Perugia, rühmlichst fechtend, schwer verwundet wurde, so groß die Menge der Vertheidigungswerkzeuge nicht allein an Geschütz, sondern auch an Steinen und Kunstfeuern, daß die Kaiserlichen mit Verlust vieler Todten und Verwundeten wieder herabgeworfen wurden *). Das Heer, welches bereit stand, sogleich nach Einnahme des Bollwerks die Mauer zu stürmen, rückte nun ohne irgend etwas unternommen zu haben wieder ein **). Der Kaiser aber verlor durch diese Er-

---

*) Moncenigo, Geschichte des Krieges von Cambray, und Giustiniano berichten übereinstimmend, daß Zitolo von Perugia, der Befehlshaber in dieser Bastion, die Feinde absichtlich heraufsteigen und ihre Fahne aufpflanzen ließ. Nun habe er plötzlich verborgen angebrachte Pulversäcke in Brand gesteckt, und sei sodann vorgerückt und habe ein schreckliches Blutbad durch Feuer und Schwert angerichtet.

**) Als die Bresche gangbar war, erzählt Fleuranges, rief der Kaiser alle französischen und deutschen Generale zusammen, um zu sehen was zu thun sei. Man beschloß, zu stürmen, wo die Deutschen die ersten seyn wollten, was die Franzosen lange nicht zugeben wollten. Endlich brachte sie der Kaiser zum Nachgeben und die Deutschen bereiteten sich für den Abend zum Sturm vor. Als aber der Abend kam, wollten sie nicht daran, was den Kaiser sehr entrüstete, denn er sah, daß die Paduaner die Festungswerke wieder herstellten und neue bauten. Indeß versammelte man sich noch diesen Abend, und beschloß, daß den andern Morgen je ein Franzose und ein Deutscher mit einander stürmen sollten. Alle Gendarmen bereiteten sich vor, das Abendmahl zu empfangen, und als der andre Morgen kam und Jeder gerüstet war, um zum Sturme vorzurücken, wollten die Deutschen nicht anbeißen, worüber der Kaiser sehr betrübt und erbittert war und der Hr. von La Palisse sagte, die Deutschen taugten nichts zum Sturme. (Memoires du Marechal de Fleuranges. P. 65.) Nach der Lebensbeschreibung des Ritters Bayard wollten jedoch die Franzosen eben so wenig stürmen als die Deutschen. Als

fahrung alle Hoffnung des Sieges und hob die Belagerung auf, vierzig Tage nachdem er vor Padua erschienen war.

---

sie der Kaiser durch ein Schreiben dazu aufforderte, sahen sich die versammelten Generale einander an und lachten. Endlich begann der Herr von Himbercourt, sich zu La Palisse wendend: Monseigneur, hier ist nicht lange zu besinnen, schickt zum Kaiser, daß wir bereit seien. Ich fange schon an, Langeweile im Lager zu haben, denn die Nächte sind kalt und der gute Winter fängt an auszugehen. Jeder lachte darüber, und alle stimmten der Meinung des Herrn von Himbercourt bei. Nur der brave Ritter Bayard stocherte sich die Zähne und that, als ob er nichts gehört habe. La Palisse sagte daher im Scherz zu ihm: Nun Herkules von Frankreich, was sagt ihr dazu; es ist nicht die Zeit, sich die Zähne zu stochern, wir müssen dem Kaiser eine schnelle Antwort schicken. Der brave Ritter, dessen Gewohnheit es war, scherzhafte Reden zu führen, antwortete: Wenn wir Hrn. von Himbercourt glauben, so ist weiter nichts zu thun, als gerade auf die Bresche loszugehen; da es aber ein schlechter Zeitvertreib für Gendarmen ist, zu Fuß zu gehen, so würde ich mich gerne entschuldigen lassen. Weil ich jedoch meine Meinung sagen muß, so will ich es thun. Der Kaiser verlangt in seinem Briefe, daß ihr alle französischen Edelleute absitzen lasset, um mit den Landsknechten zu stürmen; ich, ob ich gleich nichts auf dieser Welt besitze, so bin ich doch Edelmann. Alle ihr andern Herren seid große Herren aus vornehmen Häusern, und so sind es auch viele unsrer Gendarmen. Glaubt der Kaiser, daß es billig sei, so vielen Adel mit Fußknechten in Gefahr zu setzen, wovon der eine Schumacher, der andre Schmidt, der dritte Bäcker ist, und alle Handwerksleute, die ihre Ehre nicht so hoch anschlagen als Edelleute; dieß heißt uns zu gering anschlagen, ohne seiner Gnaden Ansicht zu nahe zu treten. Meine Meinung aber ist, Monseigneur, fuhr er zu Herrn von La Palisse gewendet fort, daß ihr dem Kaiser folgende Antwort geben sollt: Ihr hättet seinem Willen gemäß eure Generale versammelt, die bereit seien, seine Befehle auszuführen nach dem Range, den sie vom König ihrem Herrn haben, und daß er wohl wisse, wie ihr besagter Herr keine Leute in seiner Ordonanzkompagnie habe, die nicht Edelleute seien. Sie unter Fußknechte zu mengen, die geringen Standes sind, hieße wenig Achtung vor ihnen zeigen; er habe aber viele deutsche Grafen, Herren und Edelleute; diese solle er mit den französischen Gendarmen absitzen lassen und gerne wollten sie ihnen den Weg zeigen, und dann mögen die Landsknechte nachfolgen, wenn sie glauben, daß dort gut seyn ist. Als der brave Ritter seine Antwort gesagt hatte, wurde nichts dagegen eingewendet, sondern man fand seinen Rath tapfer und vernünftig. Dem Kaiser wurde also diese Antwort entboten, der sie sehr höflich fand. **Histoire du Chevalier Bayard, Lieut. General pour le Roy au gouvernement de Dauphiné, avec les annot. de F. Godefroy, Paris 1619. 4.**

Zu dieser glänzenden Vertheidigung Paduas trug die Befestigung der Stadt nach dem neuen Fortifikationssystem nicht wenig bei. Die Art der Entstehung dieses Systems war nach Guicciardini folgende. Unser Zeitalter, sagt er, sah eine völlige Veränderung der Kriegführung. Vor 1494 wurden die Kriege hauptsächlich mit völlig geharnischten Streitern geführt, und die Geschütze waren äußerst unbequem nachzuführen und anzuwenden. Obgleich daher viele Schlachten geliefert wurden, so wurde doch nur selten Blut vergossen, und die kleinste Stadt hielt große Heere viele Tage lang auf, nicht sowohl wegen der Geschicklichkeit in der Vertheidigung, als wegen der Ungeschicklichkeit im Angriff. So wurde ein Staat nur mit großer Schwierigkeit erobert. Als aber Karl VIII. nach Italien kam, so erfüllte die wilde Kühnheit seines anders zum Kriege geordneten Fußvolks und die zerstörende Wirkung seines Geschützes ganz Italien mit solcher Furcht, daß, wer im Felde nicht widerstehen konnte, ohne Rettung verloren war; denn unerfahren in der Vertheidigung ergaben sich die Städte beim bloßen Anblick des Feindes, oder wenn auch eine widerstand, so war sie doch in wenigen Tagen genommen. So wurde das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand fast an demselben Tag erobert und angegriffen. So gaben die Venetianer, in einer einzigen Schlacht besiegt, die ganze Terrafirma preis. So verließen die Franzosen beim bloßen Erscheinen der Feinde die Lombardei (nach der Schlacht bei Ravenna 1512), die Furcht machte die Menschen erfinderisch, um dem heftigen Angriff zu widerstehen sannen sie Vertheidigungsmittel aus; und so befestigte man sich mit Wällen, Gräben, Flanken, Abschnitten, Bollwerken, wodurch die Städte bei der immer größeren Vermehrung des Geschützes, das dem Belagerer mehr schadet als dem Belagerten, später so fest geworden sind, daß man sie nicht einnehmen kann. Auf diese Erfindungen führte vielleicht die Italiener die Wiedereroberung Otranto's, das die Türken erobert hatten, und wo der Herzog Alfons von Calabrien viele von den Türken errichtete und den Italienern unbekannte Festungswerke fand; die aber eher im Gedächtniß der Menschen blieben als damals nachgeahmt wurden *).

*) Guicciardini fünzehntes Buch.

Ereigniſſe ſeit der Belagerung von Padua bis zur Schlacht von Ravenna.

Die Schweizer, ſtolz auf ihren Kriegsruhm und überzeugt, daß alle Siege des Königs von Frankreich und ſeines Vorgängers Karl in Italien hauptſächlich ihrer Tapferkeit und dem Schrecken ihrer Waffen zu verdanken ſeien, verlangten in hohem Tone die Erhöhung ihrer Penſion, die in 60,000 Franken beſtand, ohne die Geſchenke an Privaten zu rechnen. Ludwig XII., von ſeiner Kargheit zurück gehalten und mehr ſeine Würde als König betrachtend, als der Klugheit Gehör gebend, weigerte ſich mit beleidigenden Worten, und die Schweizer vereinigten ſich mit dem Pabſte.

Maximilian erneuerte mit Ludwig XII. ſein Bündniß gegen Venedig: der Herzog von Anhalt und Chaumont nahmen Vicenza ein, deſſen Einwohner ſich vor der Wuth der Soldaten in zwei Höhlen flüchteten. Tauſend Menſchen wurden in einer derſelben von den Abenteurern durch Rauch erſtickt, ohne daß ſie der Ritter Bayard retten konnte.

Der Kardinal d'Amboiſe ſtarb im Mai 1510; allein die Furcht, in der Julius II. ſo lange für ſeinen Stuhl gelebt, hatte ſich in Haß gegen den König von Frankreich verwandelt, und ſein ganzes Streben ging dahin, die Franzoſen aus Italien zu vertreiben. Aus dieſem Grunde hatte er den Bann gegen die Venetianer aufgehoben, ſich eng mit den Schweizern vereinigt, Ferdinand die Inveſtitur mit dem Königreich Neapel für geringen Cenſus ertheilt, erklärte jetzt dem Herzog von Ferrara den Krieg, den er von der Allianz mit Frankreich nicht abbringen konnte, und griff vereint mit den Venetianern Genua, obgleich erfolglos an. Der König von Frankreich war einem Kriege mit dem Pabſt höchſt abgeneigt, doch alle Verſuche zu einem Vertrage ſcheiterten an dem ſtarren Willen Julius II., der Modena und mehrere andere Städte des Herzogs von Ferrara eroberte. Ludwig XII. rief daher ein Concilium zuſammen, den Pabſt abzuſetzen, das ſich zuerſt zu Orleans, dann zu Tours und ſpäter zu Piſa verſammelte, und lies eine Münze prägen, mit den Worten des Propheten zur Inſchrift: **Perdam Babilonis**

nomen. Julius II. legte sich während dessen vor Mirandola, leitete die Belagerung, errichtete die Batterien, war beständig zu Pferde, setzte sich jeder Gefahr aus, und zog über die zugefrornen Wassergräben in die Stadt ein (1511).

Doch Chaumont starb und eine kräftigere Führung gab den Angelegenheiten des Königs in Italien eine günstige Wendung. Bei Bologna gewannen die Franzosen unter Trivulce einen Sieg ohne Schlacht, und setzten die Bentivogli wieder ein.

Julius II. indessen blieb standhaft, weder seine Krankheit noch der Aufstand des Volkes in Rom konnte ihn bewegen, vom Kriege abzulassen. Er belegte die Florentiner und Pisa mit dem Interdict und brachte eine heilige Allianz zwischen der Kirche, Spanien und den Venetianern gegen die Franzosen zu Stande, zur Ausrottung der Winkelversammlung zu Pisa und zur Wiedereroberung Bologna's und der andern Städte der Kirche. Dem Kaiser, den er von dem Bündniß mit Frankreich abzubringen hoffte, und dem König von England blieb freigestellt, dieser Allianz beizutreten. Laut sagte Julius, er wolle die Barbaren aus Italien vertreiben.

Die durch innere Uneinigkeit schwachen Florentiner entsprachen der dringenden Aufforderung Ludwigs XII. nicht, und erklärten sich neutral.

Die Schweizer, durch den Pabst und mehr noch durch ihre Erbitterung gegen den König von Frankreich angetrieben, stiegen, 10,000 an Zahl, in die Lombardei herab. Der neue Statthalter, Gaston de Foix, beschloß, einer Schlacht auszuweichen und versah die Städte mit Besatzungen. Die Schweizer drangen bis unter die Mauern von Mailand vor, kehrten aber plötzlich wieder in ihre Berge zurück.

Indessen hatte sich das Heer der Alliirten zu Imola versammelt. Der Vicekönig von Neapel, Raimond von Cardona, führte den Oberbefehl. Tausend Gendarmen und 8000 Mann spanisches Fußvolk unter Pietro Navarra, nebst vielen Baronen des Königreichs Neapel, worunter Fabrizio Colonna, hatte der König von Spanien gestellt. 800 Gendarmen, 800 leichte Reiter und 8000 Mann italienisches Fußvolk hatte der Pabst zusammengebracht. Mit diesem Heere, reichlich mit Geschütz versehen, sollte vor Allem Bologna wieder

erobert werden. Diese Stadt wurde *) also belagert und Pietro Navarra trieb eine Mine unter die Mauer. Als die Mine fertig war, erzählt Guicciardini, und das Heer zum Sturme bereit stand, ließ sie Navarra spielen. Das unterminirte Mauerstück, mit einem darauf stehenden Kapellchen, wurde mit großem Getöse so hoch erhoben, daß die Belagerer durch den Raum zwischen dem Boden und dem in die Höhe gehobenen Mauerstück deutlich die Stadt und die zur Vertheidigung bereit stehenden Soldaten sahen. Allein augenblicklich fiel das Mauerstück wieder in dieselbe Lücke herab, woraus es die Gewalt des Feuers **) gerissen hatte, und vereinigte sich so fest mit der übrigen Mauer, als ob es niemals heraus gehoben gewesen wäre. Die Bolognesen riefen Mirakel und schrieben die Sache göttlicher Einwirkung zu, eingetreten auf die Fürbitte des Schutzpatrons jenes Kapellchens ***).

Da indessen auch Gaston de Foix mit dem französischen Heere aus der Lombardei herbeigeeilt und in Bologna eingezogen war, hoben die Alliirten zehn Tage nachdem sie vor der Stadt erschienen waren, die Belagerung auf und zogen nach Imola zurück. Den Tag vor Gaston de Foix Einzug in Bologna hatte sich Brescia empört und belagerte die französische Besatzung in der Citadelle. In drei Tagen eilte ihr Gaston de Foix zu Hülfe und nahm die Stadt wieder ein. Der französische Feldherr vereinigte hierauf alle Soldaten, die in der Lombardei standen, mit Ausnahme der nöthigsten Besatzungen, und zog ins Bolognesische, wo 3000 Gaskognier, 1000 Abenteurer, und 1000 Pikarden, als Fußvolk geschätzt, neu aus Frankreich gesandt zu ihm stießen. Sein Heer betrug nun 5000 Landsknechte, 5000 Gaskognier,

---

*) Don Remo von Cardona, Vizekönig von Neapel, war der Oberfeldherr, und bei ihm war der Graf Pedro Navarra, ein kleiner magerer Mann aus dem Thal des Rankal, der viele schöne Thaten gegen die Türken und im Königreich Neapel gethan hatte, ein geschickter Mann, Festungen zu nehmen und zu vertheidigen, und verstand sich auch darauf Minen und Contraminen zu machen, und war General des spanischen Fußvolks in der Armee des Pabstes. Memoires de Fleuranges P. 103.

**) Del fuoco.

***) Guiccardini P. 694.

8000 theils französische, theils italienische Fußknechte, und 1600 Lanzen, worunter sich die 200 Edelleute *) befanden. Der Herzog von Ferrara sollte mit 100 Gendarmen, 200 leichten Reitern und einem zahlreichen und vortrefflichen Geschützpark zu ihm stoßen **).

Gaston de Foix brannte vor Begierde, eine Schlacht zu liefern und rückte gegen Imola vor. Die Alliirten jedoch wollten die Schlacht vermeiden und zogen sich in die Romagna zurück. Hier folgt nun, wie Guicciardini die weiteren Begebenheiten dieses kurzen aber glänzenden Feldzugs des Prinzen erzählt.

Die Schlacht bei Ravenna, im Jahr 1512 ***).

Gaston de Foix hielt nicht für gut, den Feinden nach zu rücken, weil er ihnen wegen der Städte der Romagna die Lebensmittel nicht abschneiden und sie überhaupt nicht leicht zur Schlacht zwingen konnte. Da das französische Herr nun selbst anfing Mangel zu leiden, so beschloß Gaston de Foix nach Anhörung seines Kriegsraths, Ravenna zu belagern, in der Hoffnung, die Feinde würden ihm diese Stadt nicht Preis geben, wodurch er Gelegenheit zur Schlacht erhalten würde. Er setzte sich zwischen Cotignuola und Granarolo, wo er vier Tage blieb, um zwölf Kanonen und zwölf Stücke von kleinerem Kaliber von Ferrara zu erwarten.

---

*) Der König von Frankreich hatte außer den Ordonanzkompagnieen zwei Kompagnien Edelleute mit höherem Rang und bedeutender Besoldung. S. politischer Zustand Frankreichs von N. Machiavelli, sämmtliche Werke 2. Bd.

**) Des Herzogs von Ferrara Lieblingsbeschäftigung war es, erzählt Fleuranges, Kanonen zu gießen und Festungswerke zu bauen. Keiner seiner Gießer verstand es besser als er. Ich habe in zwei seiner Zeughäuser 300 Stück schweres Geschütz gesehen, und ich glaube, daß ganz Italien nicht so viel und so schönes Geschütz hatte, als er allein. Eine Kanone hies der große Teufel, die schönste, die ich gesehen habe, und die am besten schoß. Er hatte drei besondere Häuser, in einem war die Gießerei, im andern machte man die Formen, im dritten die Laffetten und Räder. Memoires de Fleuranges P. 95 und 97.

***) Guicciardini eilftes Buch (Tom. I. P. 712 und folgende).

Die Feinde vermutheten seine Absicht und schickten daher Marc Antonio Colonna nach Ravenna, der jedoch nicht eher dahin zu gehen einwilligte, bis ihm der Legat, der Vicekönig, Fabrizio Colonna, Pietro Navarra, und alle übrigen Hauptleute des Heeres ihr Wort verpfändeten, daß sie mit dem ganzen Heere zum Entsatz herbeikommen wollten, wenn ihn die Franzosen belagern würden. Mit Marc Antonio zogen 60 Gendarmen von seiner Kompagnie, Pietro da Castro mit 100 leichten Reitern, und Sallazart und Parades mit 600 spanischen Fußknechten. Der Rest des Heeres machte unter den Mauern von Faenza Halt, am Thore, das gegen Ravenna führt. Hier wurde den Feinden ein großes Scharmützel geliefert.

Unterdessen schickte Gaston de Foix hundert Lanzen und 1500 Mann zu Fuß ab, das Castell Bussi zu nehmen, das nur von den Einwohnern bewacht war. Diese zeigten sich, wie es bei der Menge gewöhnlich ist, anfangs kühn, fingen aber, da sogleich Furcht an die Stelle der Kühnheit trat, an, wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Als die Franzosen sahen, daß während dieser Unterhandlung die Wache vernachläßigt wurde, drangen sie ungestüm ein, plünderten das Städtchen, tödteten über zweihundert Mann und machten die andern zu Gefangenen.

Von Bussi zog Gaston de Foix gegen Ravenna und lagerte sich den folgenden Tag nahe an den Mauern zwischen den beiden Flüssen, in deren Mitte die Stadt liegt. Diese Flüsse entspringen in den Apeninen, wo das Gebirge die Romagna von Toskana scheidet, und nehmen die Stadt Forli in die Mitte; der Montone links fast an den Mauern, der Ronco rechts aber zwei Miglien davon entfernt. Bei Ravenna kommen sie so nahe zusammen, daß sie auf beiden Seiten seine Mauern berühren, und sich unterhalb vereinigend nach drei Miglien ins Meer münden, das einst die Mauern Ravennas bespühlt haben soll.

Das französische Heer nahm den Raum zwischen beiden Flüssen ein; indem die Fronte des Lagers dem adrianischen Thore gegenüber stand, das fast an das Ufer des Montone stößt. In der nächsten Nacht wurden die Batterien errichtet, und das Breschelegen so viel als möglich beeilt, um noch vor der Ankunft der

Feinde, die schon aufgebrochen waren, stürmen zu können. Ueberdies litt das Heer großen Mangel an Lebensmitteln, da die Venetianer alles, was zu Wasser aus der Lombardei kommen sollte, aufhielten. Auch das Fouragiren war mit Unbequemlichkeit und Gefahr verbunden, da man sich acht Miglien entfernen mußte, um etwas zu finden. Durch alles dies gezwungen, beschloß Gaston de Foix, den folgenden Tag zu stürmen, obgleich er die Schwierigkeit wohl kannte. Die Bresche war erst 30 Ellen weit, und man konnte nur mit Leitern eindringen, da noch fast drei Ellen der Mauer vom Boden an stehen geblieben waren. Um also diese Schwierigkeit durch Tapferkeit und Ordnung zu überwinden, und um seine Soldaten durch den Wetteifer anzufeuern, theilte er die deutschen Landsknechte, die Italiener und die Franzosen in drei abgesonderte Sturmkolonnen, und wählte aus jeder Kompagnie Gendarmen zehn der Tapfersten aus, die er, mit derselben Rüstung bedeckt, mit der sie zu Pferde fochten, an ihre Spitze stellte. So geordnet rückten sie zum Sturm der Bresche vor, und es entstand ein furchtbarer Kampf, da sich die Besatzung zum großen Lobe Marc Antonio's trefflich vertheidigte, der keine Mühe noch Gefahr scheute, und überall persönlich zu Hülfe eilte, wo es am nöthigsten war. Die Franzosen, die Hoffnung verlierend, die Feinde zurück drängen zu können, und aus einem Bollwerk durch eine Colubrine in der Flanke beschossen, zogen sich endlich nach dreistündigem Kampfe in das Lager zurück, nachdem sie 300 Mann Fußvolk und einige Gendarmen an Todten und nicht weniger an Verwundeten verloren hatten, worunter Spinosa, der General der Artillerie, der, durch eine Stückkugel getroffen, wenige Tage darauf starb.

Den folgenden Tag wandten die Franzosen ihre Gedanken von der Bestürmung der Mauer ab auf die Bekämpfung des feindlichen Heeres. Beim Aufbruch der Franzosen war es, um Marc Antonio Wort zu halten, bei Forli zwischen die Flüsse eingerückt, sodann einige Miglien unterhalb über den Ronco gesetzt, und nahte nun Ravenna. Zu derselben Zeit sandten die Einwohner der Stadt, durch den Sturm vom vorigen Tage entmuthigt, ohne Vorwissen Marc Antonio's einen Abgeordneten, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Als dieser nun mit Vorschlägen und Antworten

hin und her ging, da zeigt sich auf einmal das feindliche Heer, das längs dem Flusse heranrückt. Bei diesem Anblick ergreift sogleich das französische Heer mit großem Getöse die Waffen, tritt in seine Schaaren, und das Geschütz, im Tumult aus den Batterien gezogen, wird gegen die Feinde gewendet.

Unterdessen berieth sich Gaston de Foix mit den andern Führern, ob man augenblicklich über den Fluß setzen solle, um den Spaniern den Einzug in Ravenna zu wehren. Dieser Beschluß würde nicht gefaßt worden seyn, oder es wäre wenigstens unmöglich gewesen, ihn gehörig und mit der nöthigen Geschwindigkeit auszuführen, wenn die Spanier, was ihnen leicht war, noch diesen Tag durch das Wäldchen della Pineta, das zwischen dem Meere und der Stadt liegt, in Ravenna eingerückt wären. Dies würde die Franzosen gezwungen haben, aus Mangel an Lebensmitteln die Belagerung von Ravenna schimpflich aufzuheben. Allein die Spanier kannten entweder diese Möglichkeit nicht, oder sie fürchteten, während des Marsches zur Schlacht in offenem Felde gezwungen zu werden, oder sie glaubten, durch ihre Nähe sei Ravenna schon hinreichend unterstützt, da Gaston de Foix jetzt nicht mehr wagen würde zu stürmen. Gegen Jedermanns Erwarten machten sie also drei Miglien von Ravenna, an einer Stelle, die man die kleine Mühle nennt, Halt. Hier beeilten sie sich, diesen Tag und die folgende Nacht einen Graben vor die Fronte ihres Lagers zu ziehen, so weit und tief, als es die Kürze der Zeit erlaubte.

Während dessen war man im Kriegsrath der französischen Feldherren uneinig. Die Stadt von Neuem zu bestürmen, hielt man für sehr gefährlich, da die Bresche eng war und der Feind im Rücken stand. Länger verweilen, ohne Hoffnung auf Erfolg, erachtete man für unnöthig, ja für unmöglich wegen des Mangels an Lebensmitteln. Durch den Rückzug gab man den Spaniern mehr Ansehen, als man die vergangenen Tage durch das Vorrücken gewonnen hatte. Aeußerst gefährlich und gegen alle frühere Regel war es, sie in ihrem Lager anzugreifen, wovon man vermuthete, daß sie es verschanzt hätten. Von allen Gefahren aber mußte man am meisten die vermeiden, daß durch irgend eine Maßregel Unordnung oder sonst ein der Niederlage gleiches Uebel herbeigeführt

würde. In diesen Schwierigkeiten beschloß man endlich, besonders da Gaston de Foix auf diesem Beschluß, als dem rühmlichsten und sichersten bestand, den Feind bei Tagesanbruch anzugreifen.

In der Nacht wurde also eine Brücke über den Ronco geschlagen und zur Erleichterung des Uebergangs die beiden Flußufer abgestochen.

Es war den 11. April des Jahrs 1512, am Feiertag Christi Auferstehung, als der Tag anbrach, daß die deutschen Landsknechte über die Brücke zogen *). Fast die ganze Vorhut und der Schlachtkörper durchwateten den Fluß. Die Nachhut unter der Führung Ivo d'Allegri's, die 400 Lanzen enthielt, blieb am Ufer des Flusses gegen Ravenna zu, um nach dem Bedürfniß das Heer unterstützen zu können oder Widerstand zu leisten, wenn die Soldaten oder das Volk von Ravenna einen Ausfall machen sollten. Zur Bewachung der früher über den Montone geschlagenen Brücke wurde Paris Scoto mit 1000 Mann Fußvolk zurück gelassen.

Das französische Heer stellte sich folgendermaßen in Schlachtordnung. Die Vorhut mit dem Geschütze vor sich, unter der Führung des Herzogs von Ferrara, mit 700 Lanzen und den deutschen Landsknechten wurden an das Ufer des Flusses gestellt, der ihnen zur Rechten war, das Fußvolk der Reiterei zur Linken. Links neben die Vorhut wurde das Fußvolk des Schlachtkörpers, 8000 Mann, theils Gaskogner, theils Pikarden, aufgestellt. Sodann kam, immer weiter vom Flußufer sich entfernend, die letzte Schaar des italienischen Fußvolks, geführt von Federigo da Bozzolo; es waren nicht mehr als 5000 Mann, denn obgleich Gaston de Foix bei seinem Vorbeimarsch die ganze Besatzung von Bologna mit genommen hatte, so war doch ihre Zahl durch die Menge Ausreißer beim

---

*) Cäsar Anselmi, sagt in „einem Briefe, geschrieben an Marc Antonio Micheli", worin mehrere Begebenheiten dieser Zeit beschrieben werden: Als Fabrizio Colonna die Franzosen über den Fluß setzen sah, rieth er dem Vizekönig, sie anzugreifen, wenn sie zur Hälfte herüber wären. Dieser wollte aber nicht, und Colonna sagte mißvergnügt: Vor Kurzem konnten wir nach dem Rathe Navarra's den Feind mit Vortheil angreifen, und der Vizekönig wollte nicht; jetzt könnten wir ihn gleichfalls besiegen und er erlaubt es nicht. Dies beunruhigte Alle, die es hörten sehr, da Colonna ein Mann von so großem Ansehen war.

Ausbleiben des Soldes so sehr herabgeschmolzen. Zur Seite dieser Schaar standen alle Schützen und leichten Reiter, die man auf 3000 schätzte. Diese Schaaren dehnten sich nicht in gerader Linie aus, sondern hatten, den linken Flügel vorbeugend, die Form eines halben Mondes. Dahinter am Flußufer standen die 600 Lanzen des Schlachtkörpers, geführt von La Palisse und dem Cardinal von St. Severino, dem Legaten des Conciliums. Dieser, sehr groß von Körper, aber klein von Seele, versah, vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet, viel eher den Dienst eines Hauptmanns, als den eines Cardinals oder Legaten. Der Prinz Gaston de Foix selbst behielt sich keinen besondern Platz noch eine besondere Sorge bevor, sondern, umgeben von einer Auswahl von dreißig der tapfersten Edelleute des Heeres, wollte er frei seyn, um überall vorzubeugen und zu unterstützen. Vor allen Andern kenntlich durch den Glanz und die Schönheit seiner Rüstung *) und seines Waffenrocks, strahlte sein Antlitz Freude, und sein Auge sprühte kriegerisches Feuer. Als das Heer in Schlachtordnung gestellt war, sprang er auf den Damm des Flusses, und hielt mit mehr als militärischer Beredsamkeit (so ging das Gerücht), die Gemüther des Heeres entflammend, folgende Rede.

„Soldaten, was wir so sehr gewünscht haben, in offenem Felde mit dem Feinde kämpfen zu können, heute hat es uns Fortuna, in so vielen Siegen unsre gütige Mutter, freigebig gewährt. Sie gibt uns Gelegenheit, mit unendlichem Ruhme den herrlichsten Sieg zu gewinnen, den je seit Menschengedenken irgend ein Heer errungen hat. Nicht allein Ravenna, nicht allein die Städte der Romagna werden in eurer Gewalt seyn, nur den kleinsten Theil des Lohnes eurer Tapferkeit werden sie ausmachen. Denn Niemand bleibt mehr in Italien, der sich euren Waffen widersetzen könnte, und ohne Widerstand werden wir nach Rom eilen, wo die unermeßlichen Reichthümer dieses lasterhaften Hofes, entsaugt so viele

---

*) Der Herr von Nemours hatte die Gewohnheit, vom Elnbogen bis zum Handschuh die Arme ohne Harnisch, blos vom Hemde bedeckt, seiner Geliebten zu Ehren (pour l'amour de sa Mye) zu tragen. Mem. de Fleuranges P. 115.

Jahrhunderte hindurch den Eingeweiden der Christenheit, eure Beute seyn werden. So viel kostbarer Schmuck, so viel Silber, so viele Edelsteine, so viele reiche Gefangene werden euer seyn, daß die ganze Welt euer Loos beneiden wird. Von Rom werden wir mit derselben Leichtigkeit nach Neapel eilen, Rache übend für so viele Beleidigungen. Nichts zeigt sich meinem Geiste, das diese Erfolge verhindern könnte, wenn ich eure Tapferkeit, euer Glück, eure ehrenvolle Siege betrachte, die ihr in wenigen Tagen errangt, wenn ich euch ins Antlitz schaue, wenn ich mich erinnere, daß Wenige unter euch sind, die nicht unter meinen Augen durch eine herrliche That ihren Muth bewiesen haben. Unsre Feinde sind dieselben Spanier, die bei unserer Ankunft schimflich in der Nacht aus Bologna flohen: es sind dieselben, die vor wenigen Tagen nur durch die Flucht hinter die Mauern von Imola und Faenza, oder in die Berge und schwierigen Orte sich vor uns retteten. Nie focht diese Nation im Königreich Neapel mit unseren Heeren auf offenem Schlachtfeld, sondern immer im Vortheil, durch Wälle, Flüsse oder Gräben; nie verließ sie sich auf Tapferkeit, sondern auf Betrug und Hinterhalt. Und dies sind nicht einmal jene Spanier, ergraut in den Kriegen Neapels, sondern neues unerfahrenes Volk, das nie andre Waffen bekämpft hat, als die Bogen und Schleudern und die stumpfen Spieße der Mauren. Ja sogar von diesem Volke, schwach an Körper, furchtsamen Geistes, waffenlos und völlig unwissend in der Kriegskunst, wurden sie schimpflich im vorigen Jahre bei Isola delle Gerbe besiegt, wo derselbe Pietro Navarra floh, der bei ihnen als Feldherr in so großem Rufe steht. Der Welt lieferte er den merkwürdigen Beweis, welcher Unterschied es ist, durch die Gewalt des Pulvers und unterirdische Höhlen heimtückisch die Mauern einzustürzen, und mit wahrem Muth und Standhaftigkeit zu fechten. Jetzt sind sie eingeschlossen hinter einem Graben, den sie in größter Furcht diese Nacht gezogen haben, das Fußvolk gedeckt vom Damme, vertrauend auf die Streitwagen, als ob die Schlacht durch diese kindischen Werkzeuge zu schlagen sei, und nicht durch die Tapferkeit des Geistes, durch die Kraft der Brust, und durch die Stärke der Arme. Unser Geschütz, glaubt es mir, wird sie aus ihren Höhlen heraus jagen und aufs offene

und ebene Feld bringen, wo sich zeigen wird, daß das französische Ungestüm, die deutsche Kühnheit und die italienische Hochherzigkeit mehr werth sind, als die spanische Verschlagenheit und Tücke. Nichts kann unsern Ruhm vermindern, als daß wir ihnen an Zahl fast doppelt überlegen sind *). Allein, daß wir uns dieses Vortheils bedienen, da ihn Fortuna uns geschenkt hat, wird nicht unsrer Feigheit zugeschrieben werden, sondern der Unklugheit und Verwegenheit der Feinde, die weder Muth noch Tapferkeit zum Kampfe führt, sondern die Gewalt Fabrizio Colonna's, der halten will, was er unbedachtsam Marc Antonio versprach, sondern die Gerechtigkeit des Himmels, der durch die gerechteste Strafe den Hochmuth bestrafen will und die ungeheuren Frevel des falschen Pabstes Julius und die hinterlistige Verrätherei, angesponnen gegen unsern biedern König vom treulosen König von Arragonien. Doch, wozu die vielen Worte? warum verzögre ich durch Ermahnungen, überflüssig bei so tapfern Kriegern, den Sieg so lange, als meine Rede währt? So rückt denn muthig vor nach dem gegebenen Befehl, mit der Gewißheit, daß dieser Tag meinem König die Herrschaft, und euch die Reichthümer ganz Italiens geben wird. Ich, euer Feldherr, werde überall stets bei euch seyn, und, wie ich gewohnt bin, mein Leben jeder Gefahr aussetzen, beglückter als je ein Feldherr, der ich durch den Sieg heute meine Soldaten berühmter und reicher machen werde, als seit drei Jahrhunderten je Soldaten waren oder irgend ein Heer." **)

Nach diesen Worten erscholl die Luft von Trompeten und Paukenklang und vom freudigsten Zuruf des ganzen Heeres. Man setzte sich gegen das feindliche Lager in Marsch, das keine zwei Miglien vom Uebergangspunkte entfernt war. Die Feinde lagerten längs dem Ufer des Flusses, der zu ihrer Linken floß;

---

*) Anselmi sagt, die Heere seien beinahe gleich stark gewesen.

**) „Er (Gaston de Foix) bat die ganze Gendarmerie, indem er ihr viele schöne Worte sagte, daß sie in dieser Schlacht die Ehre Frankreichs, seine und die ihrige wahren möchten. Er wolle sehen, schloß er, was sie heute seiner Dame zu lieb (pour l'amour de sa Mye) thun würden, sprengte vor und war der erste Gendarme, der seine Lanze gegen den Feind brach." Mem. de Fleuranges P. 115.

vor sich einen Graben, so tief als die Kürze der Zeit ihn zu machen erlaubt hatte, der, sich rechts herumziehend, das ganze Lager umgab. An der Fronte des Grabens war ein Raum von zwanzig Schritten offen gelassen worden, damit man Plänkler vorschicken konnte. Als sie die Franzosen über den Fluß setzen sahen, stellten sie sich folgendermaßen in Schlachtordnung.

Die Avantgarde von 800 Gendarmen, unter Fabrizio Colonna, ward längs dem Flußufer aufgestellt, und mit ihr verbunden zur rechten Hand eine Schaar von 6000 Fußknechten. Hinter der Avantgarde, längs dem Flusse, stand das Corps de Bataille von 600 Lanzen, eine Schaar Fußvolk von 4000 Mann zur Seite; den Befehl führte der Vizekönig und mit ihm der Marchese della Palude. Hier befand sich der Cardinal von Medicis, von Natur fast blind, von gefälligen Sitten, in Friedenstracht, und in Worten und Handlungen dem Cardinal San Severino sehr unähnlich. Hinter den Corps de Bataille, immer am Ufer des Flusses, stand die Arriergarde von 400 Gendarmen, geführt vom spanischen Hauptmann Carvagial, mit einer Schaar Fußvolk von 4000 Mann zur Seite. Die leichte Reiterei war zur rechten Hand rückwärts der Infanterie postirt, um dem weichenden Theile zu Hülfe zu eilen: ihr General war Fernando Davolo, Marchese von Pescara, noch Jüngling, aber viel versprechend. Das Geschütz stand an der Tete der Gendarmen, und Pietro Navarra, der sich mit 500 auserlesenen Fußknechten an keinen Ort gebunden hatte, stellte hinter dem Graben vor die Fronte der Infanterie dreißig Wagen auf, die mit den Streitwagen der Alten Aehnlichkeit hatten. Es befanden sich Geschütze von kleinem Kaliber darauf, und vorn war ein sehr langer Spieß angebracht, um den Angriff der Franzosen besser abzuhalten *).

---

*) Der Graf Navarra, der General ihres Fußvolks, hatte einen Park machen lassen, mit eisernen Ochsenzungen auf Böcken, und dann viele Ketten und Karren dazwischen, und darin waren viele Doppelhaken. Un parc à langue de boeuf de fer sur chevrettes, et puis force chaisnes et charrettes entre deux, et avoit la dedans force Arquebuttes à crochet. Momoires de Fleuranges. P. 114. Diese Kanonen, sagt Anselmi, hatten vorn einige Pfähle, lang wie eine Lanze, und sehr spitz. Einige starke Doppel-

In dieser Schlachtordnung standen sie unbeweglich hinter der Brustwehr des Grabens, und erwarteten den Angriff des feindlichen Heeres. Dieser Entschluß, der sich am Ende verderblich zeigte, war schon im Anfang sehr schädlich gewesen. Fabrizio Colonna hatte gerathen, man solle während ihres Uebergangs über den Fluß auf die Feinde losbrechen, indem er es für vortheilhafter hielt, nur einen Theil dēs Feindes zu bekämpfen, als sich durch einen kleinen Graben zu schützen. Da jedoch Pietro Navarra *) widersprach, dessen Rath beim Vizekönig für ein Orakel galt, so wurde unkluger Weise beschlossen, den Feind übersetzen zu lassen.

Die Franzosen rückten also vor und waren schon bis auf ungefähr 200 Schritt nahe gekommen. Als sie aber sahen, daß der Feind stehen blieb und nicht aus seinem Lager heraus gehen wollte, so machten sie gleichfalls Halt, um ihm den Vortheil nicht zu geben, den er zu haben suchte. So blieben beide Heere unbeweglich über zwei Stunden lang stehen, und unterhielten ein lebhaftes Geschützfeuer. Anfänglich litt dadurch das französische Fußvolk nicht wenig, da Pietro Navarra die Kanonen so aufgefahren hatte, daß es gerade dem Feuer ausgesetzt war **). Allein der Herzog von Ferrara zog einen Theil des Geschützes hinter das französische Heer zurück, und führte es mit großer Schnelligkeit an den äußersten

---

haken waren darauf genagelt. Sie sollten den Gendarmen widerstehen, und waren den Sichelwagen des Darius gegen Alexander den Großen ähnlich, wie sie uns Curtius beschreibt.

*) Wie man oben gesehen, gibt Anselmi allein die Schuld dem Vizekönig, nicht Navarra, dessen er hier nicht erwähnt.

) Das Geschütz der Spanier feuerte in das französische Fußvolk, das ganz blos davor stand; und ich versichere euch, daß es große Verheerungen anrichtete, denn wir standen auf zwei Steinwürfe nahe. Alle Hauptleute (Generale oder Obersten, wenn man lieber will) des französischen Fußvolks und über 2000 Mann theils Franzosen, theils Landsknechte blieben hier, und von vierzig Hauptleuten des Fußvolks, die das Heer zählte, kamen nur zwei davon. Dies Feuer hielten sie wohl drei Stunden aus. Wenn aber das spanische Geschütz den Franzosen großen Schaden zufügte, so litten auch die Spanier durch das französische. Unterdessen rückte der Herr von Nemours immer vor, und ließ die Kanonen drei allgemeine Salven auf ihre Gendarmerie geben, die dadurch bedeutend litt. **Mem. de Fleuranges P. 118.

linken Flügel, an den Punkt, den die Bogenschützen einnahmen. Da die französische Schlachtordnung eine concave Form hatte, so war dieser Punkt fast im Rücken der Spanier. Sogleich fing er an, sie heftig in der Flanke zu beschießen, wodurch besonders die Kavallerie sehr litt, denn das spanische Fußvolk, das von Navarra an eine niedere Stelle neben dem Damme des Flusses zurück gezogen wurde und sich auf seinen Befehl zerstreut auf die Erde warf, konnte nicht getroffen werden.

Fabrizio Colonna rief mit lauter Stimme und bestürmte den Vizekönig mit häufigen Botschaften, daß man zur Schlacht ausrücke, ohne zu warten bis Alle durch die Kanonenschüsse aufgerieben seien. Allein Navarra widersetzte sich aus verkehrtem Ehrgeiz. Er glaubte durch die Tapferkeit des spanischen Fußvolks Sieger zu bleiben, wenn auch alle Andern fallen würden, und er hielt seinen Ruhm für desto größer, je größer der Verlust des Heeres wäre. Allein das Geschütz hatte schon eine solche Verheerung unter den Gendarmen und der leichten Reiterei angerichtet, daß man sie nicht mehr halten konnte. Es war ein erbarmungswürdiges Schauspiel, wie unter gräßlichem Geschrei bald Soldaten, bald Pferde todt zu Boden stürzten, bald Köpfe und Arme vom Rumpfe gerissen umherflogen. Fabrizio rief aus: „sollen wir Alle schimpflich umkommen, durch den Eigensinn und die Bosheit eines Mauren? Soll dies ganze Heer zerstört werden, ohne daß wir einen einzigen Feind tödten? Wo sind unsre vielen Siege über die Franzosen? Soll die Ehre Spaniens und Italiens durch einen Navaresen verloren gehen" *)? Mit diesen Worten sprengte er, ohne Erlaubniß oder Befehl des Vizekönigs zu erwarten, mit seinen Gendarmen aus den Verschanzungen heraus; die ganze Reiterei folgte ihm. Jetzt war auch Pietro Navarra gezwungen, seinem Fußvolk das Zeichen zu geben. Es erhob sich mit großem Muthe vom Boden, und griff die deutschen Landsknechte an, die sich ihm schon genähert hatten.

---

*) Hiermit stimmen Paul Jovius im zweiten Buch seiner Lebensbeschreibung Leos X., Girolamo Rossi im achten Buch seiner Geschichte von Ravenna und Anselmi in seinem Briefe überein, indem sie den Starrsinn und Ehrgeiz Navarra's tadeln.

So wurden alle Schaaren handgemein und es begann eine blutige Schlacht, wie sie Italien seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Denn die Schlacht am Taro war wenig anders als ein kräftiges Reitergefecht, die Treffen im Königreich Neapel waren mehr Unordnungen oder verwegne Streiche als Schlachten, und an der Ghiaradadda hatte nur der kleinere Theil des venezianischen Heeres gefochten. Hier aber nahm alles Theil an der Schlacht, die in ebenem Felde geliefert wurde. Ohne Hinderniß durch Gewässer oder Schutzwehren fochten zwei Heere hartnäckig, entschlossen, zu siegen oder zu sterben, entflammt, nicht allein durch die Gefahr, durch den Ruhm und die Hoffnung, sondern durch den Haß von Nation gegen Nation.

Als die deutschen Landsknechte und die Spanier sich einander entgegenrückten zeigte sich ein merkwürdiges Schauspiel. Zwei hochgeschätzte Hauptleute, der deutsche Jacob Empser *) und der Spanier Zamudio traten vor die Schaaren und fochten im Zweikampf, als ob sie sich herausgefordert hätten. Der Spanier blieb nach Erlegung des Gegners Sieger.

Die Reiterei der Alliirten war an sich der französischen Reiterei nicht gleich, und hatte an diesem Tage schon so sehr durch das Geschützfeuer gelitten, daß sie bedeutend im Nachtheil stand. Als sie daher einige Zeit mehr durch Muth als durch Kraft dem Angriff widerstanden hatte, und als ihr Ivo Allegri, mit der Arriergarde und tausend Fußknechten von la Palisse herbeigerufen, in die Flanke fiel, und als Fabrizio Colonna **), tapfer fechtend, von den Soldaten des Herzogs von Ferrara gefangen genommen wurde, so wandte sie den Rücken. Aber auch das Beispiel der Feldherrn

---

*) Fleuranges nennt den angesehensten Hauptmann der Landsknechte Jacob Feremus, der jedoch nach seinem Bericht zugleich mit Herrn von Molart, dem General der Abenteurer, als sie sich — nachdem sie drei Stunden im Kanonenfeuer gestanden — ermüdet niedersetzten, von derselben Kanonenkugel getödtet wurde. Kurz zuvor, fährt Fleuranges fort, fiel auch der große Fabian, ein andrer Hauptmann der Landsknechte, und der größte und stärkste Mann, den ich gesehen habe. **Mem. de Fleuranges P. 118.**

) Ariost nennt ihn die starke Säule des römischen Namens. **La gran Colonna del nome Romano. 14. Gesang, 5. Stanze.

trug dazu bei, denn der Vizekönig und Carvagial ergriffen, ohne im geringsten ihre Tapferkeit zu erproben, die Flucht, und zogen das ganze dritte Geschwader fast noch unangetastet nach sich.

Schon war die ganze leichte Reiterei geworfen; der Marchese von Pescaro, ihr General, mit Blut bespritzt und mit Wunden bedeckt, war gefangen; gefangen war der Marchese della Pallude, der das zweite Geschwader durch eine Strecke voll Gräben und Hecken, in großer Unordnung zum Kampfe geführt hatte; das Schlachtfeld war mit todten Pferden und Menschen bedeckt; und dennoch focht das spanische Fußvolk, von den Reitern verlassen, mit unglaublicher Tapferkeit.

Beim ersten Zusammentreffen mit den Landsknechten waren die Spanier durch den dichten Wald von Piken etwas gedrängt worden, als sie aber jetzt auf Degenlänge herankamen und viele von ihnen, durch ihre Tartschen geschützt, mit Dolchen zwischen die Beine der Deutschen einsprangen, so drangen sie mit furchtbarem Gemetzel bis fast in die Mitte des deutschen Schlachthaufens vor.

Neben den Landsknechten hatten die Gaskogner den Weg zwischen dem Flusse und dem Damme besetzt, und griffen jetzt das italienische Fußvolk an. Dieses, obgleich es durch das Geschütz viel gelitten, bestand rühmlich, wenn ihm nicht Ivo Allegri, mit mehr Tapferkeit als Glück, an der Spitze einer Kompagnie Reiter in die Flanke gefallen wäre. Der erste, der vor Allegris Augen fiel, war sein Sohn Viverroe. Er aber wollte so großen Schmerz nicht überleben, stürzte sich mit dem Pferde in den dichtesten Haufen der Feinde, und wurde, als er hier kämpfte, wie es einem so tapfern Hauptmann ziemte, und nachdem er schon mehrere Feinde getödtet hatte, niedergestochen.

Das italienische Fußvolk wich indessen, unvermögend, dem vereinten Angriff zu widerstehen, als ihm ein Theil des spanischen Fußvolks zu Hülfe eilte und es zum Halten brachte.

Die deutschen Landsknechte andrerseits, von den Spaniern hart gedrängt, konnten kaum mehr widerstehen. Allein da schon die ganze Reiterei der Alliirten in die Flucht geschlagen war, fiel Gaston de Foix, mit einer großen Menge Reiter, den Spaniern in den Rücken.

Dies brachte die Spanier mehr zum Rückzug, als daß es sie aus der Schlacht verjagte. Ohne die geringste Unordnung in ihren Reihen machten sie Kehrt, und schlugen den Weg zwischen dem Fluß und dem Damm ein. Im Schritt marschirend und dicht geschlossen drängten sie die Franzosen durch die Festigkeit ihrer Schaaren zurück und fingen an sich zu entfernen.

Unterdessen wurde Pietro Navarra, der lieber sterben als fliehen wollte und nicht aus der Schlacht wich, gefangen. *)

Allein Gaston de Foix war es unerträglich, daß das spanische Fußvolk, fast als Sieger, unberührt in fester Ordnung abziehen sollte. **) Er sah, daß der Sieg nicht vollkommen war, wenn es nicht wie die übrigen zersprengt wurde. Wüthend griff er daher mit einem Reitergeschwader an, und brach in die letzten Reihen ein. Von diesen umringt und vom Pferde geworfen, oder wie einige sagen, während des Kampfes mit dem Pferde stürzend, wurde er durch einen Pikenstich in der Seite getödtet. ***) Wenn es, wie ich glaube, wünschenswerth ist, auf dem höchsten Gipfel seines Glückes zu sterben, so war dies sicher der schönste Tod, denn er starb, nachdem dieser ruhmvolle Sieg schon erkämpft war. †)

---

*) Nach langer Gefangenschaft trat Pietro Navarra, über die Undankbarkeit Ferdinands erbittert, der sein Lösegeld nicht bezahlen wollte, in französische Dienste über. Im Jahr 1515 war er General des französischen Fußvolks und brachte nach der Schlacht bei Marignano die Citadelle von Mailand durch eine Mine zur Uebergabe. 1526 wurde er zum obersten Befehlshaber der Flotte der Ligue ernannt, die zum Angriff des Königreichs Neapel bestimmt war.

**) Anselmi berichtet: daß Gaston de Foix die Verfolgung des Fußvolks, das sich in Schlachtordnung zurück zog, von seinen Offizieren sehr abgerathen worden sei, da es genug sei, Herr des Schlachtfeldes zu bleiben. Allein, von seinem Verhängniß getrieben, sprach er, kein Sieg würde es seyn, wenn sie unangetastet in geschlossenen Schaaren abzögen.

***) Paulus Jovius und Anselmi schreiben, es sei erzählt worden, Gaston de Foix habe, als er zu Boden gelegen, mehrere Mal seinen Namen genannt, indem er ausgerufen: ich bin Foix, der Bruder der Königin von Spanien; die Spanier aber hätten sich nicht daran gekehrt.

†) Vor der Schlacht, erzählt Fleuranges, kam der Herr von Nemours zum Baron von Chimay, der ein braver Edelmann war, und in die Zukunft

Er starb sehr jung, in hohem Rufe bei der ganzen Welt, da er in weniger als drei Monaten, fast eher Feldherr als Soldat, mit unglaublicher Schnelligkeit und Kühnheit so viele Siege errungen hatte. Neben ihm auf der Erde lag, mit zwanzig Wunden bedeckt, Lautrec, fast todt, der nach Ferrara gebracht und durch die Sorgfalt der Aerzte gerettet wurde.

Nach dem Tod Gaston de Foix ließ man das spanische Fußvolk fortziehen, ohne es weiter zu belästigen. Das übrige Heer war schon auseinander gesprengt und in die Flucht gejagt. Das Gepäck, die Fahnen, das Geschütz war erobert. Der päbstliche Legat, Fabrizio Colonna, Pietro Navarra, der Marchese della Palude, der von Betonto, der Marchese von Pascara, und viele andere Herren und Barone, und angesehene spanische und neapolitanische Edle waren gefangen.

Nichts ist ungewisser als die Zahl der Todten in Schlachten. Doch wird bei der Meinungsverschiedenheit Vieler gemeiniglich behauptet, es seien von beiden Heeren 10,000 Mann gefallen, ein Drittel Franzosen, zwei Drittel Feinde. Andere geben viel mehr an. Gewiß aber ist, daß die Tapfersten und Auserlesensten fielen; und viele wurden verwundet. Ohne Vergleich aber war in dieser Hinsicht der Verlust des Siegers am größten, durch den Tod

---

sehen konnte, und schon viel Wahres vorausgesagt hatte. „Nun Bastard," sagte er zu ihm, „wie wird es mit dieser Schlacht gehen, und wer wird sie gewinnen?" „„Ich verspreche Euch bei meiner Ehre, Herr,"" antwortete der Bastard, „„daß Ihr sie gewinnt; aber Ihr seid in Gefahr, darin zu bleiben, wenn sich Gott Eurer nicht erbarmt."" Der Herr von Nemours sagte, deßhalb werde ich nicht weg bleiben; und als die Schlacht gewonnen war und die Spanier zu Fuß und zu Pferd in die Flucht geschlagen waren, kam er zum Bastard und sprach: „Was nun, Meister Schwätzer, bin ich geblieben, wie Ihr sagtet? Ich lebe noch, wie Ihr seht." Dieser antwortete: „es ist noch nicht vorbei"; und kaum hatte er ausgeredet, so kam ein Bogenschütze und meldete: Herr dort ziehen sich 2000 Spanier in völliger Ordnung längs der Chaussee zurück. Unverzüglich verlangte der Prinz seinen Helm, um sie zu verfolgen, und obgleich ihm Herr von Lautrec sagte, er solle seine Leute erwarten, so hörte er doch nicht darauf und sprengte mit zwanzig bis dreißig Gendarmen auf jene Spanier ein, wo er durch die Piken aus dem Sattel gehoben und getödtet wurde. Mem. de Fleuranges. P. 119 und 120.

Gaston de Foix, Ivo d'Allegris und vieler französischen Edlen; durch den Tod Jacob Empsers und vieler andern tapfern Hauptleute der deutschen Landsknechte, deren Tapferkeit der Sieg, theuer jedoch durch ihr Blut erkauft, großentheils zuzuschreiben ist. Die Gascogner und Pikarden verloren an diesem Tage all ihr Ansehen bei den Franzosen. Größer aber als jeder Verlust war der Gaston de Foix, denn mit seinem Tode ging aller Nerv und Muth dieses Heeres verloren. Geschwächt an Zahl und Muth durch diesen blutigen Sieg, schienen sie eher Besiegte als Sieger zu seyn, und alle Soldaten riefen mit Klagen und Thränen den Namen Foix aus, dem sie unaufhaltsam, ohne Furcht vor was es auch hätte seyn mögen, überall hin gefolgt seyn würden.

Der Tod Gaston de Foix, die Uneinigkeit der französischen Feldherrn und die übel angebrachte Sparsamkeit Luwigs XII., wodurch sein Heer zusammenschmolz, verwandelte die Folgen des Sieges in die einer Niederlage. Der König verlor nicht nur Genua, das Fregoso zum Dogen wählte, sondern auch die Lombardei. Die Schweizer, deren Tapferkeit der Pabst bis an die Sterne erhob, und denen er das Banner der Kirche und den prächtigen Titel der Helfer und Beschützer der Kirchenfreiheit gegeben hatte, setzten Maximilian Sforza, den ältesten Sohn Lodovico's, in Mailand ein. Das Concilium von Pisa entfloh noch Lion. Den Florentinern nützte ihre Neutralität nichts, der Gonfalonier wurde vertrieben, Machiavel verwiesen und die Medicis wieder eingesetzt. Ferdinand nahm dem König von Navarra, Frankreichs Verbündeten, sein Reich.

Dies ist die Zeit, wo die Schweizer den höchsten Punkt ihres Ruhmes erreichten. „In dieser Zeit," sagt Guicciardini, „waren sie in dreizehn Völkerschaften getheilt, die sie Cantone nennen. Jeder dieser Cantone regiert sich mit eignen Magistraten, Gesetzen und Einrichtungen. Jedes Jahr einmal oder öfter, wenn es nöthig ist, versammeln sich, um über die allgemeinen Angelegenheiten zu berathen, ihre Abgeordneten bald an diesem bald an dem andern Orte. Diese Versammlung nennen sie Tagsatzung; berathen wird über Krieg, Frieden, Bündnisse, über die Forderung von Soldaten, über die Bitte um Erlaubniß: Freiwillige anzuwerben, überhaupt

über die Angelegenheiten, welche alle betreffen. Wenn sie durch öffentlichen Beschluß Soldaten gestatten, so ernennen die Cantone selbst unter sich einen General über alle, dem im Namen des Bundes die Fahne übergeben wird. Dadurch, daß sie für andere Mächte Kriegsdienste thun, wollen sie das Volk kriegerisch und tapfer erhalten. Weiter unten wohnt in einigen Städtchen und Dörfern eine Völkerschaft, die sich Walliser nennt, weil sie in den Thälern wohnt. Sie steht an Ansehen, Zahl und Tapferkeit weit hinter den Schweizern. Eine andere Völkerschaft, noch tiefer wohnend, nennt man Graubündtner, die sich in drei Cantonen regieren und daher die Herrn der drei Bünde genannt werden. Sie sind häufig mit den Schweizern verbündet und regieren sich selbst mit denselben Gesetzen und Sitten. Den Wallisern stehen sie als Soldaten vor, den Schweizern nach."

„Von der Zeit ihres Sieges über den Herzog von Burgund und besonders in dem italienischen Krieg war das Ansehen der Schweizer immer mehr gestiegen, durch ihre Waffenthaten und den Schrecken, den ihre unerschütterliche Tapferkeit verbreitete. Nicht mehr als Söldlinge noch als Hirten erschien jetzt die Nation, sondern als wohlgeordnete Republick. Und als Männer, ausgebildet in der Staats- und Regierungskunst, bewachten sie den Gang der politischen Begebenheiten und gestatteten keinen Krieg, der ihnen nicht genehm war. Helvetien war der Vereinigungspunkt der Gesandten aller christlichen Fürsten; der König von Frankreich, der Pabst und alle Mächte Italiens bezahlten ihnen Tribut, ihr Bündniß zu erkaufen und die Erlaubniß, Soldaten in ihren Cantonen anwerben zu dürfen."

Der Tod Julius II. (1512) schien den Angelegenheiten Ludwigs XII. in Italien eine günstigere Wendung zu geben. Ein neues Heer setzte über die Alpen und nahm das Herzogthum Mailand und Genua wieder ein. Aber alle Bemühungen des Königs, die Schweizer wieder zu gewinnen, scheiterten an der tiefen Erbitterung des Volkes. Sie übernahmen die Vertheidigung des Herzogs Maximilian Sforza, und als der Vicekönig von Neapel zögerte, sich mit ihnen zu vereinigen, ließen sie ihm sagen: „Wenn er sich fürchte, mit den Franzosen zu kämpfen, so kümmere sie dies

wenig. Gleich gelte es ihnen, ob er komme, bleibe oder fliehe; sie seien allein genug, Mailand gegen Jeden zu vertheidigen."

Schlacht bei Novara 1513.

Nur Como und Novara hielten noch für den Herzog Maximilian Sforza; das ganze übrige Herzogthum war in der Gewalt der Franzosen. Allein weder ihnen, noch den deutschen Landsknechten, noch den spanischen Waffen, noch den Venetianern war der Ruhm dieses Krieges bestimmt, sondern allein den Schweizern.

Das französische Heer rückte vor Novara, kühn durch so viele Erfolge, durch das Bekenntniß der Feinde selbst, die sich in die Mauern eingeschlossen, und durch die Furcht, die die Spanier schon gezeigt hatten. Die Erinnerung der Vergangenheit erschien als Vorzeichen der Zukunft, denn dies war dasselbe Novara, wo Ludwig Sforza, der Vater des jetzigen Herzogs, gefangen genommen wurde; im französischen Heere sah man dieselben Feldherrn Latrimouille und Trivulze, und beim Sohne waren dieselben Fähnlein, die den Vater verrätherischer Weise ausgeliefert hatten. Stolz schrieb Latrimouille dem König, er werde an demselben Orte den Sohn gefangen nehmen, wo er den Vater zum Gefangenen gemacht habe.

Die Franzosen begannen mit großer Lebhaftigkeit Bresche zu legen. Allein der Ort war nicht günstig, und ein Sturm gefährlich; und die Schweizer, um zu beweisen, wie wenig sie fürchteten, erlaubten nicht, daß die Thore der Stadt, gegen das Lager zu, geschlossen wurden. *) Als eine hinlängliche Bresche zu Stande gebracht war, stürmten die Belagerer mit großem Muthe, fanden aber den tapfersten Widerstand, und kehrten in ihr Lager zurück. **) Da sie denselben Tag erfuhren, es seien

*) Paulus Jovius II. Buch seiner Geschichte sagt, es sei ein Trompeter zu den Franzosen gesendet worden mit dem Rathe, sie sollten nicht so viel Pulver verschwenden, denn die Thore seien offen. Wirklich gaben sie nicht zu, daß irgend eine Schanzarbeit vorgenommen wurde.

**) Der Marschall Fleuranges erzählt die Schlacht von Novara wie folgt. (Er commandirte die Landsknechte und nennt sich den jungen

neue Schweizer in die Stadt gerückt und Hohensax, ein Feldherr von großem Rufe, werde mit einer noch viel größeren Zahl erwartet, so entfernten sich die Franzosen den folgenden Tag zwei Miglien von Novara, indem sie fest hofften, den Sieg mehr

---

Abenteurer.) „Meister des Geschützes war der Herr von Lafayette, ein Mann von großer Gewandtheit, wie es das Amt das Geschütz zu führen verlangt; wirklich gehört auch dazu ein Mann, der nicht eingeschlafen ist, besonders als oberster Befehlshaber der Artillerie. Nachdem also das Geschütz aufgepflanzt war, begann es unverzüglich ein so heftiges Feuer, daß in weniger als vier Stunden eine Bresche gelegt war, wodurch fünfzig Mann in Fronte marschiren konnten. Während noch die Approchen gemacht wurden (en faisant les approches), richtete das Geschütz der Stadt und der Citadelle große Verheerungen unter den Landsknechten und dem französischen Fußvolk an. Ganz nahe bei dem jungen Abenteurer wurden einem Landsknecht beide Beine abgeschossen und mehrere andere wurden verwundet. Als aber die Batterien errichtet waren, begaben wir uns in den Laufgraben, so daß die Kugeln über uns hinausflogen und nur noch die Piken abschossen, wenn sie aufgerichtet wurden. — Als die Bresche gelegt war, versammelten sich die Feldherrn, über den Sturm zu berathen. Er wurde den Landsknechten angeboten, die ihn auch bereitwillig übernahmen; nur wollten sie noch andere Gendarmen bei sich haben, als einen Gendarmen oder Bogenschützen auf den Landsknecht, weil sie besser gerüstet waren und den Hieben und Stichen und den Kugeln aus den Hakenbüchsen besser widerstehen konnten, als ein Fußknecht, der ganz nakt ist (qui est tout nu). Allein die Franzosen wollten nicht, weil ihnen die Sache zu gefährlich schien, da man hinter der Bresche fünfzehn Fuß tief in die Stadt springen mußte, und die Schweizer in die umliegenden Häuser ihre sämmtlichen Hakenschützen gelegt hatten. Die Franzosen führten daher zwei Geschütze vor das der Bresche am nächsten liegende Stadtthor und schossen es ein. Als das Thor eingeschossen war, machten die Schweizer einen Ausfall und wurden zurückgeworfen. Der Herr von Sedan, der junge Abenteurer und andere Hauptleute der Landsknechte waren nun der Meinung, Jeder solle einen Hemdärmel abschneiden, und ihn mit Pulver füllen, um die Stadt in Brand zu stecken, was eine ganz vorzügliche Maßregel gewesen wäre (qui eut esté une chose merveilleusement bien faicte), und deren Unterlassung man später sehr bereute. Die Franzosen blieben diese Nacht noch hier, und dies war die dritte Nacht, daß der junge Abenteurer mit den Landsknechten bivakirte, ohne Zelt noch Pavillion über sich zu haben. Während dessen kam den Schweizern unaufhörlich Verstärkung, und sie würden ohne Zweifel noch denselben Abend

durch die Uneinigkeit der Gegner, und ihren Mangel an Lebensmitteln, als durch die Waffen zu erringen.

Allein die Kühnheit und der feurige Muth Mottino's, eines Generals der Schweizer, machte diese Hoffnungen zu nichte. Dieser

---

angegriffen haben, wenn die Neuangekommenen durch den langen Marsch, sie waren in drei Tagen aus ihrem Lande gekommen, nicht allzusehr ermüdet gewesen wären. Den andern Morgen beschlossen die französischen Feldherrn, die Belagerung aufzuheben und eine Schlacht zu vermeiden. Sie gingen also in der Richtung von Treccato voraus und erwarteten auf einem Berg, wo ein Kloster steht, eine Miglie von Novara, das Heer. Zuerst marschirten die Gendarmen, dann die Abenteurer, und die Landsknechte mit der Artillerie, unter der Führung des jungen Abenteurers, machten die Arriergarde, da die Schweizer ein heftiges Scharmützel anfingen. Alles Geschütz der Citadelle war auf diese Arriergarde gerichtet, und die Kugeln regneten so dicht in die Landsknechte, daß es erstaunlich war, und viele wurden getödtet, doch kein Mann von Namen. Als nun die Abenteurer aus dem Bereich der Batterien waren, wollten sie langsam und in Ordnung marschiren, weil hier ein Defilee zu passiren und der Berg hinanzusteigen war, und das Geschütz der Stadt beschoß unaufhörlich die Landsknechte, worüber diese sehr unwillig wurden. Als dem jungen Abenteurer, der sich in den hintersten Reihen befand, weil die Schweizer unaufhörlich verfolgten, dies gemeldet wurde, ließ er den vordersten Landsknechten sagen, sie sollten den Abenteurern mit den Piken in die Beine stechen. Dies geschah und die Abenteurer beeilten sich, den Berg hinaufzusteigen, wo sich alles lagerte. (Qu'ils donnassent des coups de pique aux fesses des aventuriers, ce qu'ils firent, et adonc se hatérent les aventuriers.) Aber die Kugeln der Citadelle reichten bis hieher, und der junge Abenteurer war selbst zwei Mal in Gefahr, getödtet zu werden, das eine Mal als er mit einem Hauptmann sprach und eine Kanonenkugel dem Pferd desselben den Kopf wegriß. Er begab sich daher in das Kloster zu Herrn von Latrimouille, ihm zu melden, daß das Geschütz große Verheerungen unter seinen Leuten anrichte, und gerade als er so seine Meinung behauptete, flog eine Kugel durch das Fenster des Zimmers, wo sie Rath hielten, ohne jedoch Jemand zu verletzen. Unverzüglich wurde beschlossen, abzuziehen und sich bei Treccato, das noch zwei Miglien vom Kloster entfernt war, zu lagern. Dies geschah und zwar mit dem linken Flügel an ein kleines Wäldchen gelehnt, das sich bis nach Novara zog, was später sehr verderblich wurde. — Das französische Heer lagerte ziemlich spät und war sehr ermüdet, besonders die Landsknechte, die der junge Abenteurer und sein Bruder Jametz führte. Kaum waren

rief die Menge auf den Marktplatz von Novara zusammen und hielt folgende Rede, sie auffordernd, ohne Hohensax abzuwarten, die Franzosen anzugreifen.

„Je schwerer die Sache scheint," sprach er, „desto eher wird sie

---

sie gelagert, so entstand Allarm; es war aber nichts, denn die Schweizer zogen sich zurück, ihre Leute erwartend, die unaufhörlich ankamen. Die Nacht verging ohne weitere Beunruhigung, und der Herr Latrimouille hatte Abends allen Generalen gesagt, sie könnten ganz ruhig schlafen und sich gütlich thun, die Schweizer seien noch nicht bereit zum Schlagen, da sie ihre Leute noch nicht beisammen hätten. Aber Morgens drängten auf einmal die Schweizer, die von jenem Wäldchen, das an das Quartier der Landsknechte stieß, verborgen herbeigekommen waren, unsre Vorposten bis an das Zelt Latrimouille's zurück, der kaum Zeit hatte aufzustehen und halbgeharnischt zu Pferde stieg, da Freund und Feind durcheinander schon bis an sein Zelt gedrungen war. Der Allarm war groß im Lager, und Gendarmen und Fußvolk sprengten und liefen durcheinander. Unterdessen verstärkten sich die Schweizer immerwährend, und griffen das französische Heer an. Ihr Plan war sehr vortheilhaft für sie, denn wenn sie unterlagen, so konnten sie sich im Wäldchen bis Novara zurückziehen, ohne daß ihnen die französische Reiterei etwas anhaben konnte. Sie selbst hatten nur 500 Reiter, theils von den ihrigen, theils von Maximilian Sforza geschickt, aber unbestreitbar war die ganze Blüthe der Kriegsleute des Schweizerlandes hier. — Die Schweizer rückten also heran, um das Geschütz zu erobern, wo die Landsknechte lagen; und sie dachten, wenn sie hier gesiegt hätten, so sei ein großer Schritt zum Gewinn der Schlacht gethan, und wenn ihr Angriff mißglückte, so konnten sie sich im Schutze des Wäldchens sicher zurückziehen. Zuerst kam eine Schaar hinter einem Hause hervor und griff die Landsknechte an; aber der Herr von Sedan drang mit 300 Gendarmen auf sie ein, worauf sie floh, denn es waren nur ihre Plänkler (enfans perdus), und größtentheils niedergemacht wurde. Indessen kam das Hauptcorps der Schweizer heran und begann das Handgemenge mit den Landsknechten, in denen sie, ich versichere euch, eine vortreffliche Bande fanden, und lange glaubte ich, die Schweizer würden die Schlacht verlieren. Allein die Landsknechte waren gering an Zahl und ich glaube, daß nicht 5000 heil und kampffähig waren; und doch wurden die Schweizer anfänglich zurück geworfen. Ich versichere euch, daß ich seitdem keine Schaar Landsknechte mehr gesehen habe wie diese, und die Hakenschützen (le harquebutterie) thaten trefflich ihre Schuldigkeit. Die Schweizer waren gezwungen, 400 Hellebardiere, die sie hatten, aus ihren Reihen zu ziehen, und gegen die Hakenschützen der Landsknechte (les

gelingen, denn je unvorhergesehener und unerwarteter die Ereignisse sind, desto mehr setzen sie die Menschen in Schrecken. Nichts aber erwarten die Franzosen weniger, als einen Angriff von unsrer Seite, sie, die heute erst gelagert sind, unordentlich und ohne Verschanzung, wie die Franzosen pflegen. Nie hatten früher ihre Heere den Muth, ohne unser Fußvolk zu schlagen; und wenn sie es auch seit den letzten Jahren gethan haben, so wagten sie doch nie gegen uns zu kämpfen. Welche Furcht, welcher Schrecken wird sie er-

---

harquebuttiers lansquenets), die 800 stark waren, abzuschicken. Diese wurden geworfen und die Hellebardiere fielen den Landsknechten in die entblößte rechte Flanke. Genug gesagt, die Schlacht wurde verloren, und die Landsknechte wurden so schlecht unterstützt, daß kein französischer Fußknecht fechten wollte, als sie das andere Regiment Schweizer sahen, das heranrückte. Die Landsknechte wurden also von den Schweizern durchbrochen und in die Flucht geschlagen und das französische Geschütz erobert. Hier war der Herr von Sedan, nach seinen Kindern suchend, die er in sehr schlechter Ordnung fand. Der erste, den er fand, war der Herr von Jametz, der ein Pferd bestieg die flüchtigen Landsknechte zu sammeln. Hierauf wurde der junge Abenteurer unter den Todten gefunden, den man nicht mehr erkannte, denn er hatte sechsundzwanzig große Wunden, deren geringste sechs Wochen zum Zuheilen brauchte. Und als ihn sein Vater gefunden hatte, setzte er ihn auf das Pferd einer Hure der Landsknechte, die man hier fand, und ließ ihn so mit der Gendarmerie führen, die sich zurückzog. Zwei- oder dreimal versuchten die Landsknechte sich zu sammeln, aber das französische Geschütz, das die Schweizer erobert hatten, fing so heftig an sie zu beschießen, daß sie alle den Muth verloren. Erstaunlich war der Verlust der Landsknechte an Leuten von Bedeutung, denn von 300 bis 400 Mann, die in den ersten Reihen standen, kam keiner davon als der Abenteurer, sein Bruder und ein Edelmann, Namens Fontaine, und Wilhelm von Limpel, und zwei Hellebardiere, die zu des Abenteurers Trabanten gehörten. Und alle Hauptleute blieben, außer zweien, und das will ich euch wohl sagen, daß die Blüthe der Schweizer blieb, und mehr als von den Landsknechten. — Das Heer zog sich also zurück und in Vercelli ließ der Abenteurer seine Wunden verbinden, die man zum Theil nähen mußte, so daß zwei- oder dreiundsiebenzig Nadelstiche gemacht wurden; und wie die Schweizer zum einen Thor hereinkamen trugen ihn seine Leute zum andern hinaus, und er war in einem solchen Zustand, daß er weder Arme, Hände, Beine noch Augen gebrauchen konnte, und er verlor wohl 2000 Landsknechte. **Memoires de Fleuranges P. 150 und folgende.**

greifen, wenn sie sich voll Wuth und Ungestüm von denen angegriffen sehen, deren Tapferkeit und Kühnheit allein ihnen Muth und Sicherheit einzuflößen pflegte? Laßt euch nicht durch ihre Reiterei noch durch ihr Geschütz anfechten, denn wir haben ja früher schon die Erfahrung gemacht, wie sehr sie sich darauf verlassen gegen uns. Gaston de Foix, dieser tapfere Feldherr, an der Spitze so vieler Lanzen und einer so großen Menge Geschützes, gab er uns mitten in der Ebene nicht stets Bahn, als wir vor zwei Jahren, ohne Reiterei, ohne Geschütz, bloß mit unsern Piken bewaffnet, bis vor die Thore Mailands vordrangen? Jetzt haben sie die deutschen Landsknechte bei sich, aber gerade dies ist es, was euch antreibt, was mich entflammt, denn wir werden zu gleicher Zeit Gelegenheit haben, dem König zu zeigen, daß er niemals einen für sich und sein Reich verderblicheren Entschluß gefaßt hat, als mit so schwarzer Undankbarkeit unser für ihn vergossenes Blut zu vergessen, und ihnen zu beweisen, daß sie nicht im Stande sind, uns unsres Brodes zu berauben, daß die Landsknechte den Schweizern nicht gleich sind, und wenn sie auch dieselbe Bewaffnung, Schlachtordnung und Fechtart haben, daß doch ihre Tapferkeit und Kühnheit nicht dieselbe ist. Der König, der in seinem Uebermuth uns bergbewohnendes Bauerngesindel *) genannt hat, soll sehen, daß wir eben so tapfere Krieger sind als die Ahnen seines Adels, die vor kurzer Zeit nicht mehr waren als wir, und daß auch unser Schwert sich Reichthümer zu erkämpfen vermag und Titel und Würden. Nur eins ist schwer; ihr Geschütz zu erobern; aber leichter wird es uns dadurch werden, daß es nicht verschanzt ist, daß wir es überfallen, daß uns die Finsterniß der Nacht schützt. Gehen wir rasch darauf los, so ist der Zeitraum nur kurz, während dessen es uns schaden kann, und der Tumult, die Unordnung, die Verwirrung des Augenblicks wird ihn noch kürzer machen. Alles übrige ist von größter Leichtigkeit. Die Reiter werden es nicht wagen, sich unsern Piken zu nahen, noch viel weniger wird jener unnütze Schwarm von französischem Fußvolk und Gaskognern uns Stand halten. Durch diesen Beschluß wird sich unsere Klugheit

*) Villani nati nelle montagne.

nicht minder offenbaren als unsere Kühnheit. Der Kriegsruf unsrer Nation ist schon so hoch gestiegen, daß wir nur dadurch den Ruhm unsers Namens erhalten können, daß wir eine That unternehmen, die die Erwartungen aller Menschen übertrifft. Löschen wir die Schmach des Ortes aus, die noch auf uns lastet, obgleich der Verräther mit dem Leben büßte. Wir gehen einem gewissen Sieg entgegen, wenn wir Männer sind; und je größer die Gefahr scheint, desto größer wird unser Ruhm seyn, und je größer die Zahl der Feinde ist, desto größer unsere Beute."

Den Worten Mottino's folgte lauter Zuruf des Heeres, und Jeder erhob den Arm zum Zeichen der Zustimmung. Er aber befahl ihnen zu ruhen und sich bereit zu halten, beim Schall der Trommel in ihre Glieder zu treten.

Niemals faßte die Nation der Schweizer einen stolzeren und kühneren Beschluß. Wenige gegen Viele, ohne Reiterei, ohne Geschütz gegen ein Heer mächtig an beidem, in keiner Art durch die Nothwendigkeit gezwungen, denn Novara war außer Gefahr und den andern Tag erwarteten sie bedeutende Verstärkung, stimmten sie bei freier Wahl zwischen geringerer Sicherheit bei Hoffnung auf größeren Ruhm, und größerer Sicherheit bei geringerm Ruhme, freiwillig für unmittelbare Schlacht.

Den 6. Junius 1513 um Mitternacht zogen sie also, 10,000 Mann an Zahl, mit großem Getöse aus Novara aus. *) 6000 von ihnen sollten das Geschütz angreifen, um welches die deutschen Landsknechte lagerten, denen der König von Frankreich, seit seiner Entzweiung mit den Schweizern, diesen Ehrenposten angewiesen hatte. Der Rest sollte sich mit gefällten Piken den Gendarmen entgegenstemmen. Wegen der Kürze der Zeit und weil man ein solches Ereigniß so bald nicht fürchtete, war das Lager der Franzosen nicht verschanzt worden. Als sich daher auf die Meldung der Schildwachen Lärm erhob, war Anfangs die

*) Paulus Jovius, der überhaupt hier sehr von Guicciardini abweicht, sagt gerade das Gegentheil. Die Schweizer, sagt er, wollten nicht bei Nacht ausmarschiren, damit Jeder seine Tapferkeit im klarsten Lichte zeigen könnte. Als daher der Tag erschien, gingen sie ganz stille gegen den Feind.

Furcht und Verwirrung groß, um so mehr da das Unvorhergesehene der Sache und die Finsterniß der Nacht im Ungewissen ließ. Schnell jedoch stellten sich die Gendarmen in ihre Geschwader, und die Landsknechte von den übrigen gefolgt traten augenblicklich in ihre Glieder. Schon begann der Donner des Geschützes, durch dessen Kugeln die zum Sturm der Batterien heranrückenden Schweizer bedeutend litten; und obgleich die Nacht die Fallenden dem Auge verbarg, so gab doch ihr Geschrei und das Schmerzgeheul der Verwundeten den Verlust kund. Nichts destoweniger rückten die Schweizer mit stolzer Todesverachtung und unerschüttert durch das Mißgeschick ihrer an ihrer Seite fallenden Brüder in raschem Schritte vor, ohne im geringsten zu schwanken oder die tiefe Masse ihres Schlachthaufens aufzulösen. Nun traten die Landsknechte vor das Geschütz; und furchtbar aber nicht entscheidend war der Stoß beider Massen. Mehr aus Ruhmliebe und Haß, oder vielmehr aus edlem Wetteifer um den Preis der Tapferkeit, als für die, beiden fremde Sache kämpften Schweizer und Deutsche mit größter Wuth. Schon begann der Tag zu grauen, ohne daß ein Theil im Vortheil war. Bald sah man die einen weichen, bald die andern; bald schienen die die Oberhand zu haben, die kurz vorher zu unterliegen schienen; bald wich auf derselben Seite zu gleicher Zeit ein Theil zurück, und ein anderer rückte vor, hier widerstand ein Theil schwer, dort drang ein anderer ungestümer auf den Feind ein. Dabei das Feld ringsum mit Todten und Verwundeten bedeckt, und roth gefärbt von Blut. Bald sah man die Feldherrn auf das Tapferste den Dienst der Soldaten thun, mit eigener Hand Feinde erlegend und sich und die ihrigen vertheidigend, bald versahen sie weise das Amt des Feldherrn, aufmunternd, vorbeugend, unterstützend, anordnend, befehlend. Auf der Seite hingegen, wo die Gendarmen standen, Ruhe und völlige Unthätigkeit. Denn da die Furcht im Soldaten die Oberhand gewann über den gewohnten Gehorsam, so vermochten Latrimouille und Trivulze weder durch Ermahnungen noch Befehle, weder durch Bitten noch Drohungen die Gendarmen zum Angriff der ihnen gegenüberstehenden Schweizer zu bewegen. Und diesen genügte es, die französische Reiterei im Schach zu halten, so daß sie ihr Fußvolk nicht

unterstützte. Endlich mußten bei gleichem Muthe und gleicher Tapferkeit die von den Gaskognern schlecht unterstützten Landsknechte der überlegenen Zahl der Schweizer weichen. Diese eroberten das Geschütz, das sie augenblicklich gegen die Feinde kehrten, und trieben sie in die Flucht. Der Flucht des Fußvolkes folgte die der Gendarmen, die kein Zeichen von Tapferkeit gaben oder irgend etwas Löbliches verrichteten. Nur Rubert von der Mark, von Vaterliebe getrieben, brach mit einer Schaar Reiter in die Schweizer, um seine beiden Söhne, die Generale der deutschen Landsknechte waren und mit Wunden bedeckt zur Erde lagen, zu retten; und mit einem Muthe kämpfend, den selbst die Schweizer bewunderten, brachte er sie lebend aus so großer Gefahr.

Die Schlacht währte zwei Stunden und beide Theile erlitten großen Verlust. Schweizer blieben ungefähr 1500, worunter Mottino, der Urheber des ruhmvollen Unternehmens, kämpfend mit einer Pike in den Hals getroffen. Von den Feinden blieb eine viel größere Zahl. Einige sagen 10,000, allein von den Deutschen blieb die bei weitem größere Zahl in der Schlacht, von dem französischen Fußvolk und den Gascognern die Mehrzahl auf der Flucht. Fast die ganze Reiterei rettete sich, weil die Schweizer keine Pferde zur Verfolgung hatten, sonst würden sie sie leicht auseinander gesprengt haben, in solcher Furcht zogen sie sich zurück. Die Trophäen des Sieges waren 22 Stücke schweres Geschütz, die sämmtliche Bespannung desselben und alles Gepäck. Die Schweizer kehrten im Triumpfe nach Novara zurück, und so groß ward ihr Ruf in ganz Europa, daß Viele, in Betracht der Hochherzigkeit des Unternehmens, der offenbarsten Todesverachtung, des stolzen Selbstvertrauens in der Schlacht, und der großen Folgen des Sieges, diese Waffenthat fast allen merkwürdigen Schlachten vorzuziehen wagen, die wir von den Römern und Griechen lesen. *)

Das französische Heer zog sich eilig nach Frankreich zurück, von den Schweizern verfolgt, die bis Dijon vordrangen. Hier erkaufte Latrimouille ihre Rückkehr für eine große Summe.

Zur selben Zeit, wo die Schweizer Dijon bedrohten, belagerte

---

*) Guicciardini 11s Buch (Tom. II. P. 782 und folgende).

der Kaiser und der König von England, die der heiligen Allianz beigetreten waren, Teruenne. Der Marschall Fleuranges, der auf die dringenden Bitten Ludwigs XII., halb geheilt, hieher geeilt war, neue Landsknechte anzuwerben, erzählt die hierauf gelieferte Schlacht bei Guinegat wie folgt.

Der König von England hatte ein sehr schönes Heer, sowohl an Fußvolk als Reiterei. Erstlich war eine große Zahl Engländer da, die gute Soldaten sind und hinter Verschanzungen wacker fechten. Sonst aber achte ich sie nicht besonders, denn der Bogen ist eine Waffe, die im freien Felde nicht sehr vortheilhaft ist, und diese Waffe führen sie größtentheils. Außerdem haben sie noch Knebelspieße und mit Blei gefüllte Streitkolben. Zweitens hatte der König 6000 bis 7000 Landsknechte, die schwarze Bande genannt. Die Reiterei war 12,000 bis 15,000 stark. Zwölf große Kanonen hatte er unter seinem zahlreichen Geschütz, die die zwölf Apostel hießen. Mit diesem Heer legte sich der Kaiser und der König vor Teruenne, das eine gute Besatzung, worunter 700 Landsknechte, hatte, aber mit Lebensmitteln schlecht versehen war. Die Franzosen wollten daher neue Vorräthe hinein bringen und kamen Morgens um zwei Uhr vor der Stadt an. Allein die Gendarmen des Kaisers und des Königs von England saßen auf und rückten mit einer Anzahl Fußknechte, die einige Stücke fliegenden Geschützes bei sich hatten, den Franzosen entgegen. *) Hieraus schossen sie auf die Franzosen und tödteten einige, und beim Anrennen wurden einige Lanzen gebrochen. Alsobald ergriff die französische Gendarmerie die Flucht, und wurde lebhaft verfolgt. Viele angesehene Herren, worunter der Ritter Bayard, wurden gefangen und mehrere Fahnen und Banner gingen verloren. Die Feinde machten jedoch bald Halt, aber wenn der König von England dem Kaiser gefolgt hätte, der sogleich einen Angriff machen wollte, wie die Gefangenen und unter andern Ritter Bayard später erzählte, so würde das ganze französische Heer auseinander gesprengt worden seyn. Der Marschall von Fleuranges beritt den andern Tag das Schlachtfeld und ließ die Todten zählen. Es waren keine vierzig.

---

*) S'advencerent avec quelques piéces d'artillerie volante.

Dies war die zweite Schlacht, die Maximilian bei Guinegat gewann. Der wilden Flucht wegen und „weil die Sporn mehr gebraucht wurden als das Schwert," wurde sie die Spornschlacht genannt. *) Tournay und Teruenne ergaben sich, und der König zitterte für sein Reich. Aber dem Konig von England war es mit dem Kriege nicht ernst, der Hauptfeind Ludwigs XII., Julius II., war todt, die Schweizer waren befriedigt, Ferdinand hatte Navarra, und Maximilian war ohne Heer. So konnte der König dadurch, daß er das Concilium von Pisa aufgab und sich mit Maria, der schönen Schwester des Königs von England in dritter Ehe vermählte, seinen Frieden mit der heiligen Allianz machen. Bald nach der Hochzeit starb jedoch Ludwig XII. und hinterließ Franz I. das Reich (1515), der in der zweitägigen Schlacht bei Marignano Mailand wieder gewann. Die Landsknechte nahmen hier eine blutige Vergeltung für Novara, und die Schweizer kehrten in den Dienst der Franzosen zurück. Die Schlacht bei Marignano ist der Wendepunkt der Glanzperiode der Schweizer. Von nun an spielen sie keine Rolle mehr als Nation, die ihnen ein Recht auf den Namen der modernen Spartaner noch auf den stolzen Titel der Königsbändiger gäbe. Selbst der Preis kriegerischer Tapferkeit ward ihnen von dem furchtbaren spanischen Fußvolk streitig gemacht, aber das Lob, tapferer bis in den Tod treu dienender Soldaten, blieb ihnen.

Hier enden diese Bruchstücke, da wir dem Mißgeschick Machiavels (1512) und seiner Muße während der Zeit seiner Verbannung das Werk von der Kriegskunst verdanken.

---

*) Memoires de du Bellay Langu 1. Band pag. 28.

Bayerische
Staats...bliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Machiavelli, Niccolò,

Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke

Bd.: 3

Karlsruhe 1833
Opp. 190 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10602820-9